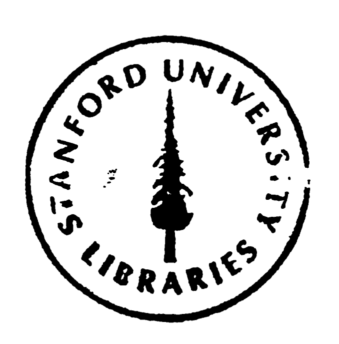




5 19/61 M. Kelleher





Rokoko.



Büsten und Bilder

von

Karl Frenzel.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1895.

Inhalt.



Watteau.

Es giebt Kunstwerke, die von dem Tage ihrer Vollendung an durch alle folgenden Zeiten bewundert worden sind. Ein Geschlecht vererbt seine Bewunderung gleichsam auf das andere. Selbst wenn einzelne Stimmen berechtigten oder unberechtigten Tadel dagegen erheben, verklingt ihre Mißbilligung oder ihr Neid in der allgemeinen Zustimmung. Wie sich der Geschmack auch wandelt, jene Werke werden immer mit derselben Verehrung betrachtet und erscheinen schließlich über jeden Widerspruch erhaben. Sie gehen, möchte ich sagen, in das große Schatzhaus der Schönheit ein, das weder einer besonderen Zeit noch einem bestimmten Volke angehört, sondern den gemeinsamen Besitzstand der Menschheit bildet. Hier stehen sie unter allgemeinem Schutze, sie antasten heißt nicht ihren Schöpfer beleidigen, sondern sich an dem Gute der Menschheit vergreifen. Raphaels, Rubens', Rembrandts Werke sind auf dem Gebiete der Malerei solche unwiderstehlich und unvergänglich wirkende Schöpfungen. Für sie sind die Begriffe von Raum und Zeit nicht vorhanden, ihre Wirkung reicht in

eine Ferne, von der sich ihre Urheber auch nicht die dunkelste Vorstellung machen konnten. Welcher Traum des Ruhmes auch die Seele des jungen Raphael beschleichen mochte, als er die Schule von Athen in dem Saale des Vatikans zu malen begann, nie konnte er ihm sein Werk in tausend und abertausend Stichen und Photographien, an den Wänden und in den Mappen zahlloser Kenner, Liebhaber und Sammler zeigen. Ungläubig würde der arme Rembrandt in seiner bescheidenen Werkstatt zu Amsterdam den Kopf geschüttelt haben, wenn man ihm gesagt hätte, daß nach zwei Jahrhunderten sein Ruhm die Erde erfüllen und zwei oder drei seiner Gemälde ihrem glücklichen Besitzer eine größere Summe einbringen würden, als er sie durch die Arbeit seines ganzen Lebens erworben.

Neben diesen Kunstwerken, die keine Verfinsterung kennen, giebt es andere, die ihre guten und ihre schlechten Tage haben. Ihnen fehlt das Zeit- und Raumlose, das die ersteren auszeichnet. Die Zeitstimmung, aus der sie entsprungen sind, der sie Form und Farbe verliehen haben, und der Weltausschnitt, den sie widerspiegeln, beeinflussen das Urteil über sie. Ihre Vortrefflichkeit an sich genügt nicht, sie vor dem Umschwung der Mode und des Geschmacks sicher zu stellen. Sie verlangen, daß ihnen Auge und Empfindung des Betrachters auf halbem Wege entgegenkommen. In der religiösen Malerei gilt dies von den Gemälden Murillos, in der Genremalerei von den Gartenfesten und den galanten Tänzen und Maskenscherzen Watteaus. Murillos Bilder werden in ihrem innersten Wesen, ihren durchgeistigten Figuren, ihren flimmernden Farben nur von denen recht genossen, die der Mystik der Andacht und der Ekstase der Frömmigkeit nachzufühlen vermögen; Watteaus kleine Bilder gefallen einzig den Gebildeten, den Behaglichen und Träumerischen, die den Lebensgenuß und den Müßiggang der darin dargestellten Glücklichen halbwegs beneiden, halbwegs für sich herbeisehnen. Watteau malte im

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, was Horaz am Hofe des Augustus besang. Der Römer bewußt, der ungelehrte Maler aus Valenciennes in völliger Unbewußtheit sind in ihren Schöpfungen Schüler des Epikur. Der Genuß in Ruhe, das sinnliche, von Geist und Gefühl geläuterte und verfeinerte Vergnügen sind das Ideal, das sie in ihrer Kunst zu verherrlichen und zu verwirklichen suchen. Watteaus Bilder haben ihre realistische Grundlage in den Kirmeß- und Festscenen Jordaens' und Teniers'; ihr idealistisches Muster in dem Liebesgarten des Rubens, aber der phantastische, träumerische Sinn des Künstlers hat sie der Breite und der Bedürftigkeit des Irdischen enthoben und nach den Gefilden der Seligen, nach Utopien und Cythera versetzt.

In Watteaus Kunst halten sich sein Charakter und der Stoff, den ihm seine Zeit und seine Umgebung darbieten, das Gleichgewicht. Er ist nicht wie Raphael und Rembrandt ein Epiker, sondern ein Lyriker der Malerei. In ungleich stärkerer Weise als in ihren Werken kommt in den seinen sein Gefühl, seine unbefriedigte Sehnsucht zum Ausdruck. Seine Schilderungen sind nicht sowohl naturgetreue und unmittelbare Wiedergaben der Wirklichkeit als freie Phantasien seines Genius über dieselbe. Aus dem Leben und der Gesellschaft, die seine Träume von Glück und Genuß nicht zu erfüllen vermögen, flüchtet er in eine idealistische Welt. Aber die Wirklichkeit, bald die Feste und musikalischen Aufführungen in dem reichen Hause seines Freundes und Gönners Crozat, bald der Garten des Luxemburg-Palastes, bildet den unerschöpflichen Nährboden, aus dem seine schillernden Dichtungen in Farben aufblühen. Der Verlauf seines Lebens und seiner Entwickelung erklärt bis zu einem gewissen Punkte die Eigentümlichkeit seiner Kunst, denn der innerste Kern jedes schöpferischen Künstlers bleibt ein Geheimnis, immer für die andern, meist auch für ihn selbst.

Anton Watteau ist aus dem vlämischen Stamm, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen. In Valenciennes wurde er am 10. Oktober 1684 in der untern Wallstraße geboren und an demselben Tage in der Jakobikirche getauft. Sein Vater Johann Philipp Watteau war ein ehrsamer Dachdecker von einigem Wohlstand, seine Mutter hieß Michelle Lardenoise. Der Name Watteau mochte ursprünglich Gateau gelautet und erst allmählich die neue Form durch eine leichte Lautverschiebung angenommen haben. Valenciennes war damals schon seit einigen Jahren eine französische Stadt, eine Eroberung Ludwigs XIV. im Krieg gegen Spanien, dem die flandrischen Provinzen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gehörten. Obgleich aber die Stadt, eine starke Grenzfeste mit Wällen und Bastionen, nun mit Frankreich vereinigt war, bewahrte sie doch noch in ihrer Bauart, in ihrem kräftigen und schönen Menschenschlage, mit einem Stich ins Breite und Vollsaftige, und in ihren Lebensgewohnheiten den Charakter der festlustigen, volkreichen, lärmvollen und wohlhabenden Städte von Flandern und Brabant und war im kleinen ein Abbild Brüssels und Antwerpens, Gents und Brügges. Öffentliche Aufzüge, Kirmeßfeiern, Armbrustschießen erfüllten Gassen und Märkte mit heiteren, bunten Bildern, mit Bewegung und Getümmel. Es fehlte nicht an Gauklerbanden und fahrenden Musikanten, die ihre Spiele und Kurzweil trieben und zu fröhlichem Tanze die Geigen stimmten. Schon die Augen des Knaben gewöhnten sich darum an den Anblick munterer Menschen, plaudernder Paare, eines lustigen Müßiggangs. Uns ist in den Bildern der Antwerpener Malerschule das Abbild und der Abglanz jener Gelage und jener derben, überschäumenden Volksfreude bewahrt geblieben: für den jungen Watteau waren sie greifbares, unmittelbares Leben. Die Sage erzählt denn auch, daß der Knabe auf die leeren Blätter der Hausbibel die Figuren der Gaukler gezeichnet

habe, die er draußen auf dem Markte sich tummeln sah. Wie sonst seine Erziehung gewesen, welche Eigenschaften, welche körperliche Beschaffenheit die Eltern auf ihn vererbt, wissen wir nicht. Die einen berichten, daß ihn der Vater streng, knapp und kurz gehalten, die andern, daß er die Neigung seines Sohnes zur Kunst unterstützt und gefördert habe, soweit es ihm seine Vermögensverhältnisse erlaubten. In der That finden wir Watteau in seinem zwölften Jahre in der Lehre des Valencienner Stadtmalers Jakob Albert Gerin. Er war der Innungsmeister der Malerzunft und wegen seiner Zeichenkunst berühmt. Da er sowohl wie Watteaus Vater im Dienste des Stadtrats Arbeiten ausführte, mögen die beiden Männer miteinander bekannt gewesen sein. In Gerins Werkstatt blieb der junge Watteau bis zum Jahre 1702. Damals verließ er seine Vaterstadt und wanderte zu Fuß, vielleicht in Begleitung eines andern Malers, den weiten Weg nach Paris. Was ihn in diesem dürftigen Zustand aus der Heimat getrieben, wußten schon seine ersten Biographen Caylus und Julienne nicht mit Sicherheit anzugeben. War es ein Zerwürfnis mit seinem Vater, dem die Kunstübung des Sohnes plötzlich aussichtslos erschien? Oder die Wanderlust und die ehrgeizige Hoffnung, in der großen Stadt Paris Geld und Ruhm zu erwerben? Schon übte die Hauptstadt des Reiches auf alle Talente in den Provinzen eine mächtige Anziehungskraft aus. Ich möchte annehmen, daß ein wandernder Malergehilfe die Kunde von der vielfachen, lohnenden Beschäftigung, die ein Maler gerade in Paris, bei den verschiedenen Theatern der Stadt und im Kunstgewerbe, finden könne, auch in Gerins Werkstatt getragen habe. Was wäre dann natürlicher gewesen, als daß Watteau, nach dem Tode seines Meisters ohne Beschäftigung und Erwerb, dem Lockruf folgte?

Watteaus Kunst ist so innig mit den Gärten und der Landschaft von Paris, mit seinem italienischen Theater und

seinen Balletten, mit seiner adligen Gesellschaft, ihrer Galanterie und ihrem Müßiggang verwachsen, daß wir sie uns ohne diesen Hintergrund nicht denken, den Künstler nicht in eine andere Umgebung versetzen können. In Flandern, selbst in Brüssel oder Antwerpen, wäre er im besten Falle ein Nachahmer Teniers' geworden; um zu einem selbständigen Künstler heranzureifen und die Werke zu schaffen, die uns noch heute entzücken und ihn unsterblich gemacht haben, bedurfte er der Pariser Luft. In dieser Hinsicht führte ihn das Unbewußte den rechten Weg. Aber durch welche harte Schule mußte er sich hindurchkämpfen, wieviel Mühsal und Entbehrung ertragen! Von allen Mitteln entblößt, kam der achtzehnjährige Jüngling in Paris an, er hatte weder Freund noch Meister in der fremden Stadt. In der Werkstatt eines mittelmäßigen Malers Metayer, zu dem ihn der Zufall führte, war seines Bleibens nicht, da Metayer bald darauf seine Arbeit — vermutlich war er Theaterdekorateur — verlor. Die Not zwang Watteau, sich einem Bilderhändler zu verdingen, der auf der Notre Dame-Brücke, im Schatten der Kathedrale gleichsam, seinen Laden hatte. Zu Hunderten wurden hier Heiligenbilder in jeder Größe angefertigt, die einen großen Absatz in den Provinzen fanden. Der Händler beschäftigte eine Anzahl verkommener Talente und jugendlicher Anfänger. Der eine malte die Köpfe, der andere die Gewänder, der dritte die Hände der Heiligen, ein besonders Geübter überarbeitete zuletzt das Ganze. Hier verdiente Watteau drei Livres die Woche und erhielt außerdem, da er der Ärmste und der Geschickteste von allen war, täglich einen Teller Suppe. Es zeigte sich bald, daß er alles malen konnte, Landschaften, Faltenwürfe und Draperien ebensogut, wie Figuren; in Gerins Werkstatt hatte er sich eine leichte und sichere Zeichnung erworben. Vor allen andern Heiligen aber glückte ihm der heilige Nikolaus. Die Nachfrage danach war so groß, daß er ihr kaum genügen

konnte. Ich kannte meinen heiligen Nikolas auswendig, erzählte er später einem Freunde, und brauchte kein Modell dazu. Daß sein unruhiger Geist und sein Kunsttrieb nicht in dieser untergeordneten Beschäftigung ihr Genüge fanden, ist begreiflich. Bei der ersten günstigen Gelegenheit gab er sie auf. Er wurde mit dem Dekorationsmaler und Ornamentzeichner Gillot bekannt und von ihm, der seine Fähigkeiten besser zu schätzen und wohl auch zu lohnen wußte als sein bisheriger Arbeitgeber, in seine Werkstatt aufgenommen. Gillot war ein erfinderischer Kopf, voll von Einfällen und Phantasien, in der Kleinkunst und im Kunsthandwerk ein hervorragender Meister, der dem italienischen Theater und den kleinen Possenbühnen auf den großen Jahrmärkten in den Vororten von Paris Dekorationen und Kostüme malte, für Tapezierer und Tischler Muster entwarf und den Buchhändlern Illustrationen, Vignetten und Randleisten zeichnete. Durch ihn kam Watteau in die erste Berührung mit den Schauspielern, mit den italienischen Masken, mit der Oper und dem Ballette. Diese Eindrücke prägten sich ihm unvergeßlich ein. Von ihnen empfing sein Talent die entscheidende Richtung auf das Phantastische, auf die theatralische Gestaltung und Umbildung des Wirklichen. Für die auf das Zierliche und Anmutige, auf das Schimmernde und Träumerische gestimmte Einbildung Watteaus hatte die Bühne einen eigenen Zauber: sie erfüllte annähernd das Ideal, das ihm vorschwebte. Auch die Bacchusfeste, die Nymphentänze, die Faune und Satyrn, dieser groteske Untersatz der Mythologie, den Gillot mit Vorliebe und kecker Frische malte, wirkten als Anregung in Watteaus Schöpfungen nach. Eine ganze Reihe seiner ersten Bilder hängen von diesem Vorbilde ab. Nur daß sich auch schon in ihnen ein Drang nach dem Wirklichen offenbart, ein Zug, das rein Phantastische dieser Feste mit dem Gesehenen und Selbsterlebten zu verknüpfen. Gemeinsam mit Gillot hat er die

Ausmalung zweier Säle im Schlosse Chantilly mit Panneaus und Deckengemälden unternommen, in denen in grotesker Ausführung der Affe eine Hauptrolle spielt. In allen Beschäftigungen der Menschen treten Affen und Äffinnen im Zeitkostüm auf, reitend, fahrend, Kirschen vom Baum pflückend, sich badend und schminkend, selbst die Äffin als Weltdame bei der Toilette, von Herren, die ihr den Hof machen, umgeben, fehlt nicht.

Wie lange die Verbindung beider gedauert und wodurch sie gebrochen wurde, wissen wir nicht. Möglich, daß der argwöhnische und empfindliche Watteau sich von Gillot ausgenutzt und gekränkt glaubte, daß Gillot das wachsende Talent seines Schülers, der ihm ebenbürtig zu werden drohte, mit neidischem Auge betrachtete — sie gingen auseinander und waren über diese Trennung ebenso froh, wie sie es vor Jahren über ihre Vereinigung gewesen waren. Im Jahre 1709 trat Watteau bei dem Inspektor des Luxemburg-Palastes, Claude Audran, einem vielbeschäftigten Dekorations- und Camaïeumaler, der das Holzgetäfel und die Decken in den Sälen und Gemächern der königlichen Schlösser mit Ornamenten, Arabesken und einfarbigen Bildern schmückte, ein. Bei seinen vielen und verschiedenartigen Aufträgen hätte dieser sich keine bessere und gewandtere Kraft zur Unterstützung wünschen können als Watteau, der mit der Sicherheit der Zeichnung schon damals einen ungewöhnlichen Reiz der Farbengebung verband und gleich geübt als Figurenmaler wie als Landschafter war. Für Watteau wiederum wurde der Aufenthalt im Luxemburg-Palaste zu seiner hohen Schule: ohne die Anregung, die er von dem Meister und dem Orte empfing, würde er sein Ziel schwerlich erreicht haben. Die drei Stufen der künstlerischen Bildung Watteaus sind die Zeichenschule Gerins, das Atelier Gillots, der Palast und der Garten des Luxemburg.

Noch war die lange Reihe von Gemälden, in denen

Rubens die Geschichte der Maria von Medici, der Gemahlin Heinrichs IV., in allegorisch-phantastischer Weise verherrlicht hatte, die prächtigste Zierde des Palastes — und diese Gemälde, die jetzt einen so wertvollen Bestandteil der Louvre-Galerie bilden, prangten dort noch, siebzig Jahre nach ihrer Vollendung, in ungetrübtem Farbenglanz. Wie viele fleißige Schülerhände auch daran gearbeitet haben mochten, alle Entwürfe stammten von dem Meister selbst, alle Bilder waren unter seinen Augen ausgeführt worden. Gewiß waren sie nicht der Gipfel der Rubensschen Kunst, aber auf einen fünfundzwanzigjährigen jungen Maler, der die Wunderwerke des Meisters in der Kathedrale zu Antwerpen nicht gesehen, mußten sie schon durch ihre Fülle und Majestät berauschend wirken. Für Watteau wurden sie ein Gegenstand des eifrigsten Studiums. Noch mächtiger vielleicht zog ihn der Garten des Schlosses mit seinen alten Bäumen, seinen Rasenplätzen, seiner Fontäne, seinen Treppen und Ballustraden, den vielen Statuen und Vasen in seinen schattigen und heimlichen Baumgängen und Gebüschen an. Dieser Natur, die der Gartenkunst nach dem damaligen Geschmack für ein Ideal galt, hat er beinahe alle Hintergründe seiner Bilder entnommen. Noch heute, wo der Garten so viel von seiner Eigenart verloren hat, giebt es hier eine und die andere Stelle, die, wie die Fontaine Medici, bei untergehender Sonne ganz den wundersamen Charakter der Watteauschen Gärten hat, halb Wirklichkeit, halb Operndekoration. Die Arbeiten, die er für Audran ausführte, beschäftigten Watteaus fleißige Hand, seinen Geist konnten sie nicht ausfüllen. Der Drang, Italien, seine Landschaft und seine Kunstwerke zu sehen, ergriff ihn bei der Betrachtung der Rubensschen Gemälde mit doppelter Gewalt, und da für ihn, den Armen, der Weg nach Italien nur durch die königliche Akademie der Malerei gehen konnte, trat er als Schüler in dieselbe ein und beteiligte sich bei einem Wett-

kampf um den großen Preis. Aber sein Bild — es stellte Abigail dar, welche David für ihren Gatten Nabal um Gnade bittet — erhielt am 31. August 1709 nur einen zweiten Preis, eine goldene Medaille im Wert von siebzig Franken. Hatte er mit dem biblischen Stoffe auf einer für seine Weise zu großen Leinwand von $3^1/_2$ Fuß Länge und $2^1/_2$ Fuß Höhe keinen Erfolg gehabt, so fand er für ein kleines Bild aus einem andern, modernen Lebenskreise rasch einen Käufer, der ihn überdies noch beauftragte, ein Gegenstück dazu zu malen. Es waren Darstellungen aus dem Soldatenleben der Zeit: ein Aufbruch zum Marsche, ein fliegendes Lager mit zahlreichen kleinen Figuren in den mannigfachsten Gruppen, ohne tieferen Farbenreiz. Ein Landsmann Watteaus und Maler wie er, Sponde, hatte ihn an den Schwiegervater des Kunsthändlers Gersaint, den Herrn Sirois, empfohlen und dieser die Bilder, das erste für sechzig, das zweite für zweihundert Franken, erstanden. Sie bezeichnen den Anfang der selbständigen Kunst Watteaus. Nach der Vollendung des ersten hatte er es seinem Meister Audran gezeigt, statt des erwarteten Lobes jedoch nur den Vorwurf gehört, daß er mit solchen Versuchen Zeit und Kraft vergeude, die er besser im Dekorationsfache verwerten könne. Damit war das Band zwischen beiden zerrissen. Eine Reise, die Watteau damals, aus Gründen, die uns unbekannt geblieben sind, nach seiner Heimat unternahm, vollendete die Trennung. Als er nach Paris zurückkehrte, denn er konnte diese einzige Stadt nicht mehr entbehren, stand er in eigenen Schuhen und arbeitete fortan allein, ohne Führer und Meister. Seine Bilder, die sich im allgemeinen in der Mitte zwischen den Festen Gillots und den derberen Gelagen und Tänzen Teniers' bewegten, erregten Aufsehen und gewannen Liebhaber und Käufer. Aus der Betrachtung dieser Erstlinge seines Talents stammt Voltaires Urteil über ihn: „Was Teniers im Grotesken, ist er im An-

mutigen gewesen.“ Mit einigen dieser Arbeiten erschien er zum zweitenmal, im Juli 1712, bei einem Wettbewerb: wieder um den Preis der Reise nach Rom. Der Kanzler der Akademie, Karl de la Fosse, der in seiner Jugend in Rubens’ Art und Stil gemalt, blieb staunend und bewundernd vor ihnen stehen, lobte den jungen Künstler und riet ihm, die nötigen Schritte zu thun, um in die Akademie aufgenommen zu werden, die Romreise aber aufzugeben, Italien und die italienische Kunst passe nicht für ihn. Am 30. Juli 1712 wurde Watteau von allen Akademikern einstimmig in die königliche Akademie aufgenommen: seine Kunst hatte damit die offizielle Anerkennung erworben — ein Triumph, der in Frankreich heute wie vor zweihundert Jahren dem Talente erst die rechte Weihe verleiht.

Die acht Jahre von 1713 bis 1721 sind die glänzendsten und erfolgreichsten Watteaus gewesen. Nach dem traurigen und düsteren Ausgang des großen Königs, dessen Krankheit, Grämlichkeit und Frömmelei einen Schleier über die sonst so lustige Stadt Paris und den prachtliebenden und leichtfertigen Hof in Versailles geworfen hatten, erlebte die französische Gesellschaft unter der Regentschaft des geistreichen Wüstlings Philipp von Orleans ein Bacchanal der Freude und des Vergnügens. Jeder Lust war der Zügel gelockert, nicht nur das tollste Börsen- und Kartenspiel kam obenauf, auch die edleren Vergnügungen, Theater, Konzerte, gesellige Vereinigungen, die Neigung, das Haus mit Bildern und Kupferstichen, mit Bronzen und seltenen Kostbarkeiten zu schmücken, nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Niemals war die Lust, Kunstwerke zu sammeln, größer gewesen, und drei der vornehmsten und reichsten Sammler, der Graf Caylus, Johann Baptiste von Julienne und Peter Crozat, die Reichtum und Kennerschaft des Schönen in seltenem Grade vereinten, nannten sich rühmend Gönner und Freunde Watteaus. Mit dem Grafen

Caylus hat er einige Monate im Ausgang des Jahres 1715 und im Anfang des folgenden Jahres zusammengelebt. Beide wohnten nebeneinander und hatten ein gemeinschaftliches Atelier. Denn der Graf spielte sich gern auf den Künstler wie später auf den Kunstschriftsteller und Archäologen hinaus. Nach Watteaus Tode hat er eine Lobrede auf ihn verfaßt, das erste ausführlichere Schriftstück, das der Nachwelt genauere Kunde über den großen Maler gegeben. Wie die meisten Bekanntschaften, die Watteau, vom ersten Eindruck rasch bestochen, machte, dauerte auch diese nur eine gewisse Zeit. Das Unstete des Künstlers, der Rückschlag seiner körperlichen Leiden auf seine Stimmung, trieb ihn ruhelos und grämlich von Ort zu Ort. Länger als in der Gesellschaft des Grafen hielt er in dem Hause Crozats aus. Es war ein Eckhaus der Richelieustraße und der Boulevards, die damals noch von Gärten, Gittern, Hecken und Gartenmauern eingefaßt waren. Mit aller Pracht und Behaglichkeit hatte es sich der Besitzer, ein reicher Bankier, der von Toulouse nach Paris übergesiedelt war, eingerichtet. An Bildern, Kupferstichen und Zeichnungen hatte er die umfangreichste und wertvollste Sammlung der Zeit zusammengebracht. Hier lernte Watteau Tizian, Veronese, Bassano in Gemälden und Zeichnungen kennen, hier erhielt sein Kolorit von diesen Vorbildern den letzten und feinsten Schmelz. Crozat liebte die Gesellschaft der Künstler, der Musiker und der Schöngeister, er übte eine großherzige Gastfreundschaft und wußte durch die Freundlichkeit seiner Sitten alle zu bezaubern und zu fesseln. Bis zu seinem Tode hatte der alte Maler de la Fosse, Watteaus erster Beschützer und Bewunderer, in seinem Hause gewohnt: wahrscheinlich bezog Watteau nachher dieselben Räume.

Dies war der Kreis, nach dem er sich gesehnt, die Gesellschaft, in der er sich wohl fühlte, die er auf poetischen Hintergründen verherrlichte: höfliche, ritterliche Edelleute,

künstlerisch empfindende, weltmännisch gebildete Männer, zarte, schlanke, mit ebensovielem Geschmack wie Glanz in farbige Seide gekleidete lächelnde Frauen. Er selber aber beobachtete nur diese schimmernde Welt, er spielte keine Rolle in ihr, er saß nicht an ihrer Tafel. Der Maler der galanten Feste, der anmutigsten Schäferscenen, der Geigenspieler und der Pierrots war ein ungeselliger, schwermütiger Mann. Von Jugend auf litt er an der Brust und war zu vorzeitigem Tode bestimmt. „Traurig, furchtsam und von scharfer Zunge," schildert ihn Caylus. Noch schwerer als an seinem Leiden mochte er an der Häßlichkeit seines Äußeren tragen. Er war klein und engbrüstig, von hoher Stirn, mit großen glanzlosen Augen; die lange Nase und der wenig bewegliche Mund mit der hervorspringenden Oberlippe gaben dem von kurzem struppigem Haar umrahmten Gesicht keinen angenehmen Ausdruck. Große knochige und häßlich geformte Hände vollendeten den plebejischen und gewöhnlichen Eindruck seiner Erscheinung. Wie hoch er auch sein Talent schätzen mochte, er mußte sich doch in der reichen, höfischen und hochgebildeten Gesellschaft, in der er sich schüchtern und ungelenk bewegte, wie ein Fremdling vorkommen. Je mehr er sich an ihrem Duft und Schimmer berauschte, desto bitterer empfand er die Kluft, die ihn von ihr trennte: seine niedere Herkunft, seine Häßlichkeit, seinen Mangel an Bildung und feiner Erziehung. Wenn er sich in glücklichen Augenblicken darüber hinwegsetzen wollte, erinnerte ihn seine Krankheit nur zu grausam daran, daß er nicht zum Genusse, sondern einzig zur Schau des Glückes geboren war. So schritt er, in sich gekehrt, wortkarg und zurückhaltend durch das bunte Gewühl; diejenigen sogar, die den Menschen in ihm liebten, nannten ihn einen guten, aber schwierigen Freund, voll misanthropischer Grillen; die ihm ferner standen, einen boshaften und beißenden Kritiker. Nicht in der Wirklichkeit, in der Phantasie lebte er sein eigentliches Leben. Spaziergänge,

Kunst und Lektüre füllten es aus. Mehr als ein Zug in seinem Charakter erinnert an Rousseau.

Inniger noch als mit Crozat war er mit Julienne verbunden. Man will in den Männerfiguren Watteaus eine ungefähre Ähnlichkeit mit demselben erkennen; sie sind beinahe sämtlich, wie uns Julienne geschildert wird, von schlankem Wuchs, geschmeidiger Haltung, mit klugen Augen, einem freundlichen Lächeln in dem ovalen Gesicht. Sicherer ist, daß Julienne der feinste Kenner und der größte Verehrer der Kunst Watteaus war. Ihm verdanken wir das Kupferstichwerk, das die Bilder und Zeichnungen Watteaus seit 1740 gesammelt und aufbewahrt hat. Ein Jahr vor Watteaus Tode heiratete Julienne am 9. Mai 1720 das Fräulein Marie Louise von Brecy und aus einigen Briefen Watteaus entnehmen wir, daß auch die junge Frau ihm freundschaftlich gesinnt war. Möglich, daß auch sie bei seinen letzten Bildern ihm vorgeschwebt.

Erst fünf Jahre nach seiner Aufnahme in die Akademie, 1717, entledigte sich Watteau seiner Verpflichtung gegen diese Körperschaft durch die Stiftung eines Bildes für ihr Museum. Es ist die berühmte „Einschiffung nach der Insel Cythera," eine Zierde der Sammlung des Louvre und wenn nicht das am feinsten durchgeführte, doch das herrlichste seiner Gemälde. Die erste Anregung hat ihm vermutlich ein Ballett gegeben: „Die verkleideten Liebesgötter", aber wer fragt dieser wunderbaren Schöpfung gegenüber nach dem Rohstoff, aus dem sie sich erhoben! Eine anmutige idyllische Landschaft, in der Tiefe und im Hintergrund ein von Hügeln und Felsen eingeschlossenes, sanft bewegtes Gewässer, im Vordergrund ein erhöhter Uferrand mit schwellendem Rasen und hochwipfligen Bäumen, unter denen sich auf einem Säulenstumpf ein Venuskopf erhebt, ein leichter Abstieg zum Wasser, paarweise ziehen Männer und Frauen hinab, von Amoretten geleitet, einem schimmernden blumenbekränzten Fahrzeug mit purpurnem Segel

zu; noch zögert unter den Bäumen die eine und die andere Schöne, ob sie, diese den kräftigen Armen, jene dem zärtlichen Geflüster ihres Kavaliers folgen soll, aber eine ältere wendet sich mit aufmunterndem Lächeln nach ihnen um — eine kurze Weile und auch sie werden das Schiff besteigen, das sie auf glatter Bahn nach der Insel der Liebe hinüberführen wird. Überall in den Lüften Amoretten und Abendsonnenglut, ein Leuchten und Flimmern auf dem Wasser, dem Rasen, in dem Baumschlag, das die phantastische Wirkung der Landschaft und der Gestalten noch erhöht und alle Einzelheiten harmonisch zu einander stimmt. Gegenüber dem „Liebesgarten“ von Rubens ist es noch einmal so duftig, zart und musikalisch, aber freilich auch körperloser, ein goldner Traum, aber kein volles, warmes, menschliches Leben. Niemand indessen, der es einmal gesehen, kann es wieder vergessen, unwillkürlich verbindet es sich in unserer Phantasie mit Armidens Zaubergärten oder mit Prosperos Insel, und seine Gestalten werden trotz ihrer modischen Rokokotracht zu glänzenden Schatten.

Obgleich sich Watteau jetzt in jeder Hinsicht zu den Akademikern rechnen durfte, hat er doch nur zweimal ihre Sitzungen besucht: einmal, am 4. September 1717, merkwürdigerweise, um einen Vortrag von Bourdon über das Licht und seine Wirkungen zu hören. Seine einsiedlerische Laune hatte ihn um diese Zeit schon wieder aus Crozats prächtigem Hause getrieben. Er hatte ihm einen Saal mit vier ovalen allegorischen Bildern, Herbst und Frühling, Sommer und Winter darstellend, ausgemalt, auch eine Zeichnung von den Herren und Damen, die bei Crozat zu musizieren pflegten, entworfen und allerlei Studien in dem Parke gemacht, den Crozat bei Montmorency besaß. Allein auf die Dauer hatte ihn weder der Freund noch die feine und kunstsinnige Gesellschaft um ihn zu fesseln vermocht. Er suchte wieder seine Unabhängigkeit und seine geliebte Einsamkeit auf.

Mit einem jüngeren Landsmann aus Valenciennes, einem mittelmäßigen Maler Nikolaus Vleughels, richtete er sich ein Junggesellenheim ein. Über zwei Jahre, 1718 bis in den Spätsommer 1720, wohnte er mit ihm zusammen. Hier lernte er die berühmte Pastellmalerin Rosalba Carriera kennen, die auf Crozats Einladung im April 1720 nach Paris kam, dort längere Zeit verweilte und im Februar 1721 auch Watteaus Bildnis gemalt hat. Man hat in ihrer Auffassung und Malweise eine gewisse Ähnlichkeit mit der Watteaus gefunden, nur daß alles in ihren Gemälden härter und seelenloser ist. Watteau schätzte sie sehr; in seinem Namen mußte ihr Vleughels am 20. September 1719 schreiben: „Er hat den heißen Wunsch, Sie kennen zu lernen, es würde ihm von Wert sein, auch nur die kleinste Arbeit von ihrer Hand zu besitzen, und als Gegengabe würde er Ihnen eine seiner eigenen schicken, da es ihm unmöglich sein würde, Ihr Werk nach seinem Verdienste zu bezahlen." Wie wohl sich Watteau in seinem neuen Heim, in der Ungebundenheit seines Lebens, in der Freiheit und Zwanglosigkeit des Verkehrs mit Malern, Musikern und Schauspielern gefiel, scheint die außerordentliche Fruchtbarkeit zu beweisen, die er in jenen Jahren entfaltete. Die Mehrzahl seiner Bilder entstammen ihnen. Neben den ländlichen Festen treten jetzt auch die Maskeraden, die Gruppen italienischer und französischer Schauspieler, die Bilder des Pierrot, des Violinspielers, des Mannes nach der Mode unter ihnen auf. An Abnehmern und Liebhabern fehlte es ihm nicht; je leichter seine Hand, je duftiger und flimmernder sein Kolorit wurde, desto höher stieg der Ruf seiner Arbeiten. Für ein kleines Bild, — so bezeichnet er es selbst — einen Garten mit acht Figuren darstellend, zahlte ihm der Regent die für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutende Summe von zweihundertsechzig Livres.

Im Herbste des Jahres 1720 machte Watteau eine Reise

nach London und verweilte dort fünf Monate. Er wohnte in dem Hause des königlichen Leibarztes Richard Mead. Dies erlaubt den Schluß, daß nicht nur seine Wanderlust, sondern auch die Hoffnung, bei dem berühmten Arzte Heilung für sein Brustleiden zu finden, ihn zu der Reise bestimmt habe. Will man der Sage Glauben schenken, so hätte ihm sein Aufenthalt in London in dieser Hinsicht nur die schmerzlichste Enttäuschung bereitet. Wie Molière hätte er gerade in dem näheren Umgang mit den Ärzten ihre Unwissenheit und ihre Gaukeleien erkannt und sich mit Haß und Zorn gegen sie erfüllt. Von dem französischen Chirurgen Misaubin, der in London lebte und Wunderpillen zur Heilung aller Leiden feilhielt, zeichnete er in seinem Ärger in einem Kaffeehause eine Karikatur. Auch ein größeres Bild, von dem sich nur der Kupferstich erhalten hat, eine Anklage und Verspottung der Ärzte, soll er damals gemalt haben: es stellte einen Kranken dar, den eine Schar von Ärzten, mit Klystieren, Sonden und Medizinflaschen bewaffnet, nach einem im Hintergrunde stehenden Sarge, mit einem Totenkopfe auf dem Deckel, treibt, und der Unterschrift: „Was habe ich euch gethan, ihr Mörder?“ Doch haben diese Dinge und Sorgen Watteau nicht ausschließlich in London beschäftigt. Der König Georg I. von England bestellte mehrere Bilder bei ihm, auch seinem Gastfreunde malte er einiges. Ganz ohne Anerkennung wird seine Kunst auch in England nicht geblieben sein. Auf einen Erfolg wie in Frankreich durfte er freilich dort nicht rechnen; weder in ihren Stoffen noch in der Ausführung hatte seine Malerei etwas Bestechendes für englische Augen. Erst ein Menschenalter später hatten sie sich an ihren Zauber gewöhnt. Als Mensch, wie als Künstler in seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte Watteau nach einer beschwerlichen Seefahrt im Februar 1721 nach Paris zurück. Rosalba Carriera, die bewundernde Freundin, war eine der ersten, die den Heimgekehrten aufsuchte.

Bis in den Ausgang des Frühlings hinein wohnte Watteau bei dem Kunsthändler Gersaint, der auf der Notre Dame-Brücke mit Bildern, chinesischem Porzellan und indischen Bronzen handelte und seit längerer Zeit mit dem Maler eng befreundet war. Ihm hat Watteau jenes berühmte Schild für seinen Laden, wie es heißt, in acht Tagen gemalt, das jetzt zu seinen gefeiertsten und originalsten Schöpfungen gerechnet wird. Aus dem Besitz des königlichen Schlosses in Berlin wurde es im Februar 1883 zu einer Ausstellung hergeliehen und nach langer Verschollenheit wieder den Kunstfreunden in lebendigste Erinnerung gebracht. Man kann sich, in Hinblick auf den ursprünglichen Zweck des Gemäldes, nichts Schlichteres und Zierlicheres zugleich denken. Das Bild, aus zwei Teilen bestehend, stellt das Innere von Gersaints Laden dar. Von oben bis unten sind die Wände mit Gemälden, Porträts, Landschaften, heiligen Geschichten und Genreszenen bedeckt. Auf der einen Seite sind Arbeiter beschäftigt, Bilder sorgfältig mit Stroh in eine Kiste zu verpacken, während ein Herr einer Dame in einem violettroten Seidenkleide die Hand reicht, ihr daran vorüber zu helfen; auf der andern sehen wir um den Ladentisch zwei Gruppen von Damen und Herren, in die Betrachtung der Bilder vertieft; der Mann, der ihnen das eine zeigt, ist offenbar der Kunsthändler Gersaint selbst. Es war das letzte größere Werk Watteaus, von dem wir wissen; wie er sagte, wollte er sich dadurch nur die Finger zu neuen Arbeiten geschmeidig machen. Aber die Krankheit, die ihn aufrieb, litt es nicht mehr. Auf dem Lande hoffte er in frischerer Luft Erleichterung zu finden. In der Umgegend von Paris, die er so sehr liebte, in dem Dorfe Nogent an der Marne, bei dem alten Schlosse Vincennes, verschaffte ihm sein Bekannter, der Abbé Haranger, ein Domherr der Kirche von St. Germain l'Auxerrois, in dem Landhause des königlichen Intendanten Le Febre Woh-

nung und Pflege. Hier, im Grünen, unter den Bäumen des Parks, hat er die beiden letzten Monate seines Lebens hingebracht. Seinen liebsten Schüler, Pater, den Sohn eines Bildhauers, hatte er zu sich beschieden. Mit erlöschender Kraft malte er noch dem Pfarrer des Dorfes für seine Kirche ein Altarbild, die Kreuzigung Christi, in dem sich nach Caylus Ausspruch das Leiden und die Schwäche des Künstlers ergreifend ausdrückte. Er war ganz mit den Gedanken an die letzten Dinge beschäftigt. Seine geringen Ersparnisse, etwa neuntausend Livres, und eine große Sammlung seiner Zeichnungen vermachte er, nachdem er einige derselben, die ihm die Ehrbarkeit zu verletzen schienen, verbrannt hatte, seinen Freunden Julienne und Gersaint, Haranger und Pater. Am 18. Juli 1721 verschied er in den Armen Gersaints. Nach einer Sage, die auch der jüngste Biograph und Bewunderer Watteaus, Emil Hannover, in seinem trefflichen, unterrichtenden und feinsinnigen, geschmackvoll ausgestatteten Buche „Antoine Watteau“ (Berlin, Robert Oppenheim) mitgeteilt hat, soll die Empfindung des Schönen und Anmutigen, die sein Herz erfüllt und seine Hand beseelt hatte, auch noch in dem Sterbenden mächtig gewesen sein. Das plumpe Kruzifix, das ihm der Priester nach der Spendung des Sakramentes zum Kusse reichte, soll er mit den Worten zurückgewiesen haben: „Nimm es fort! Wie hat man unsern Heiland so mißhandeln können!“

Der Umkreis, den Watteaus Phantasie in seinen Bildern umschreibt, ist nur eng: landschaftlich ist es der französische Garten, der sich bald an die gegebene Wirklichkeit in den Parks von Montmorency und St. Germain, den Gärten des Luxemburg-Palastes und des Schlosses von Versailles anschließt, bald darüber hinaus, im Anklang an die Landschaftsbilder Claude Lorrains, die Hintergründe Tizians und Rubens sich in ein phantastisches seliges Gefilde verwandelt; figürlich die vornehme Gesellschaft der Zeit bei ihren Festen im Freien.

die Schauspielerwelt und ein anderes Mal Soldatenhaufen. Weitaus die Mehrzahl seiner Bilder erscheinen wie Rubens „Liebesgarten“ im Miniaturformat. Ihre Originalität besteht weniger in der Erfindung als in der Ausführung. Nicht die bewunderungswürdige Mache, die Feinheit, der Duft und Schmelz der Farben allein — die Seele des Künstlers, die darin atmet, entzückt uns. Was Watteau gemalt hat, ist keineswegs eine bestimmte, greifbare Wirklichkeit, wie sie aus den Bildern von Teniers und Greuze uns anschaut. Vergeblich würde man die Briefe und die Memoiren aus den letzten Jahren Ludwigs XIV., aus den lustigen und frechen Tagen der Regentschaft nach einer Schilderung, einer Anekdote durchblättern, die Watteaus Bildern entspräche. Was er uns giebt, ist der feinste Auszug und Duft der französischen Höflichkeit und Galanterie, der französischen Geselligkeit und Festfreude. Je ferner ihn seine Häßlichkeit, seine Krankheit, seine Herkunft von dem Genußleben seiner Zeit, den tollen Ausschweifungen jener vornehmen Kreise hielten, an deren Peripherie er sich bewegte, um so idealistischer malte er sich ihre Freuden aus. Da er einzig in der Phantasie genießen konnte, nahm das Wirkliche unter seiner Hand den Zauber des Wundersamen an. Der lärmende Rausch verklärte sich zu einem melodischen vive la joie! Kein Zweifel, daß seine Beziehungen zu der Bühne, dieser ausschließlich auf den Schein gerichteten Welt, schon in der Jugend ihn daran gewöhnten, das Leben durch die Theaterbrille zu betrachten. Nicht zufällig ist der Pierrot in Lebensgröße eines seiner Hauptwerke. Selbst die Gewänder, die Haarfrisuren, die Schürzen und Schuhe, die er seinen Frauengestalten giebt, erinnern mehr an die Bühne, als an die Moden von 1709 bis 1720. Das „Kostüm Watteau“ ist denn auch erst zehn Jahre nach seinem Tode in Versailles und Paris zur Geltung gekommen. Genau zu derselben Zeit eroberten sich die Watteauschen

Herren und Damen die Bretter, welche die Welt bedeuten, in Marivaux' Komödien. Lustspiele, wie „Die Prüfung", „Die falschen Bekenntnisse", „Das Spiel der Liebe und des Zufalls", „Das Vermächtnis" und die phantastische „Insel der Sklaven" sind aus demselben Geiste, derselben Anschauung und Empfindung wie seine Bilder geboren und haben in der Zierlichkeit und Spitzfindigkeit ihrer Sprache den feinen, künstlichen und leichten Schmelz seiner Farben und seines Firnisses. Durch die zartesten und doch unzerreißbarsten Fäden ist das innerste Leben der Watteauschen Bilder und der Marivauxschen Komödien mit ihrer Umgebung verbunden, aber wirklich, realistisch in unserem Sinne ist nichts darin, alles ist aus der irdischen Bedürftigkeit in das Ideal erhoben. Nur in verhältnismäßig wenigen Schöpfungen ist Watteaus Kunst der Allgemeinheit erhalten. Viele seiner Bilder sind in der langen Geringschätzung, die sie in den sechzig Jahren von 1770 bis 1830 erfuhren, zu Grunde gegangen, viele nach England und Rußland in unzugängliche Privatsammlungen verstreut und verschlagen. Eine ganze Reihe verschollener Watteauscher Bilder kam bei der Ausstellung in der Berliner Akademie im Jahre 1883 aus den königlichen Schlössern zum kurzen Vorschein: Friedrich der Große war in seinen jungen Jahren ein eifriger Sammler derselben gewesen. Die öffentlichen Museen enthalten je ein und das andere Bild des Meisters; selbst die Louvre-Galerie besitzt nur drei hervorragende Schöpfungen Watteaus. Mehr als die Gemälde haben die Kupferstiche, in dem Julienneschen Werke zusammengestellt, seinen Ruhm verbreitet. Doch wie so weit bleiben sie hinter dem bezaubernden Reiz der Bilder zurück! Denn nicht in den Formen und Linien, Watteau lebt, atmet und fühlt in den Farben. In ihrem tiefsten Wesen berühren sich alle Künste, und so möchte ich Watteaus Malereien das Adagio des Frühlings und der Liebe in Farben nennen.



Der Dichter des „Gil Blas“.

Zu den bekanntesten und gelesensten Büchern, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland und in England, gehört der biographische Roman, der uns die mannigfachen Abenteuer und Schicksalswandlungen des Gil Blas von Santillana erzählt. Eine Reihe Episoden daraus sind allmählich zu jener litterarischen Scheidemünze geworden, die jeder in die Hand nimmt, wie gewisse Geschichten aus dem „Don Quijote“, die Fabeln des Ovid und die alten italienischen Novellen. Neben den englischen Romanen des vergangenen Jahrhunderts sieht man in ihm einen der Anfänge des modernen Sittenromans in der Weltlitteratur. Wenn nicht alle zwölf Bücher des Romans, dessen Ausgang wie der des „Don Quijote“ die ursprüngliche Frische und Lebendigkeit der Erfindung eben so sehr wie die sprudelnde übermütige Laune des Erzählers vermissen läßt, möchte ich doch die erste Hälfte dieser Geschichte zu den Meisterwerken der erzählenden Litteratur rechnen. Sie richtet sich an alle, jung und alt können sie in gleicher Weise zur Unterhaltung und Belehrung in die

Hand nehmen. Das große Problem, dem so übermächtig angeschwollenen Leserkreis der Gegenwart, den Millionen, die lesen können und lesen wollen, einen geeigneten Stoff darzubieten, der auch den Armen im Geiste verständlich ist, sie erfreut und unterrichtet, ihre Phantasie beschäftigt und ihr Gemüt innerlich bereichert, ist hier gelöst. Nicht ganz so glücklich wie im „Don Quijote“; nicht ganz so herzerquickend wie im „Vikar von Wakefield“; nicht ganz so fesselnd wie in Schillers „Geisterseher“, aber doch nur um wenige Schritte hinter jenen Meisterwerken zurückbleibend. Was nun auch der kritische Leser in der Geschichte des vielverschlagenen, vielgeprüften und vielgewandten Gil Blas auf die spanischen Vorbilder zurückführen mag, die scharfe Beobachtung, die klare und spiegelglatte Darstellung, die Ironie und die Originalität des Verfassers drängen sich ihm bedeutsam, seine Bewunderung erweckend auf, und wenn er nun noch erwägt, daß derselbe Mann eine der vorzüglichsten französischen Komödien „Turcaret“ geschrieben hat, so wächst sein Erstaunen über die Dunkelheit, in der dieser Mann gelebt, und über den bescheidenen Platz, den er unter den französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts eingenommen hat. „Den Ausspruch eines Alten: Plebejus moriar senex scheint Lesage zu seiner Losung gemacht zu haben“, schreibt Ste. Beuve von ihm. Als Gil Blas von dem Könige Philipp IV. ein Adelspatent erhält, verschließt er es sorgsam in seinen Schrank, „denn da ich die Niedrigkeit meiner Geburt kannte, demütigte mich diese Ehre mehr, als daß sie meiner Eitelkeit schmeichelte“.

Es ist gleichsam eine Ecke in dem Litteratursaal, in der man Lesage aufsuchen muß. Während alle bis auf die Kleinsten, man denke nur an die Marmontels und Collés, an die Thomas' und Suards, sich in die Mitte, unter den großen Kronleuchter, drängen, bleibt er in seinem Winkel, als ob sein Leiden, die Schwerhörigkeit, die ihm den Gebrauch eines

Hörrohrs zur Notwendigkeit machte, ihn auch gegen den Ruhm bei der Nachwelt wie gegen die Gesellschaft und das Geschwätz seiner Zeitgenossen abgestumpft hätte. Er nannte sein Hörrohr seinen Wohlthäter. „Wenn ich in einem Kreise neue Gesichter sehe und geistreiche Menschen darunter zu finden hoffe", sagte er einmal dem Abbé Voisenon, „ziehe ich rasch mein Hörrohr aus der Tasche; merke ich, daß ich es leider nur mit Dummköpfen zu thun habe, stecke ich es rasch wieder ein und fordere sie heraus, mich zu langweilen". Taub für die Mitwelt, ist er stumm für die Nachwelt. In einer Zeit, wo jeder Tagebücher führte, Memoiren verfaßte, Briefe schrieb, in der Hoffnung, daß man sie drucken würde, haben wir von Lesage an dergleichen Mitteilungen so gut wie nichts: zwei oder drei Autographen, hier und dort in seinen Erzählungen eine versteckte Anspielung, die sich ungezwungen auf ihn deuten läßt, das ist alles. Hat er nur einen so geringen Verkehr, sei es geschäftlicher oder freundschaftlicher Art gehabt, daß sich nichts von seinen Beziehungen zu den verschiedenen Theatern, den Schauspielern, den Buchhändlern, seinen litterarischen Genossen, seinen Gönnern in der vornehmen Gesellschaft erhalten hat? Oder hat er alles, als er ein hoher Siebziger von Paris nach Boulogne-sur-Mer in das Haus seines Sohnes zog, vernichtet? Die Thatsache ist, daß wir von keinem französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so wenig wissen, wie von Lesage. Völlig ist seine Persönlichkeit hinter seinen Werken verschwunden; „Der hinkende Teufel" — „Turcaret" — „Gil Blas" haben ihren Schöpfer bis auf den Namen in Vergessenheit gebracht. Man kann nicht von der „Neuen Heloise" sprechen, ohne an Rousseau zu denken, wenn man „Zadig" oder „Candide" liest, glaubt man bei dem Umschlagen jedes Blattes das ironische Gelächter Voltaires zu hören, die Persönlichkeit ihrer Verfasser ist in diesen Werken gleichsam noch lebendig und gegenwärtig. Zu

diesen mächtigen Zauberern gehört Lesage nicht, seine Leidenschaft und sein Geist gehen ohne Rest in seinen Schöpfungen auf, einmal geschaffen, sind seine Gestalten so selbständig und so unabhängig, daß nichts mehr in ihnen und in ihren Geschicken an ihren Urheber erinnert. Sein Charakter, sein Schicksal, die Eigenart seines Talentes sind in erster Reihe dafür entscheidend gewesen, in der zweiten die litterarischen Formen, in denen er sich als Erzähler wie als Dramatiker bewegte.

Ein französischer Schriftsteller, Leo Claretie, hat eine Schilderung des merkwürdigen Mannes und eine eingehende Kritik seiner Romane kürzlich unternommen: Lesage Romancier d'après de nouveaux documents (Paris, Armand Colin & Cie.), ein fleißiges, citatenreiches Buch, mit dem einen und dem andern interessanten Aktenstück, Geburts-, Heirats- und Totenscheinen, voll weitläufiger Belesenheit in der französischen Roman-Litteratur der Jahre 1650 bis 1740 und durch diese Vielwisserei und die Neigung des Verfassers, beständig von dem Hauptwege in abseits liegende Pfade abzuschweifen, ohne rechte Übersichtlichkeit, aber für den Forscher, der sich in den Gegenstand vertieft, belehrend und anziehend. Es fehlen zu sehr die leitenden allgemeinen Gedanken, um die Stellung Lesages in der Litteratur fest zu umschreiben, die Besonderheit seiner Begabung charakteristisch zu schildern, im einzelnen dagegen erfahren wir manches Neue nach der Seite des Thatsächlichen hin, und treffen auf feine und geistreiche Bemerkungen in der kritischen Beurteilung. Zwei Momente haben das Schicksal und die Entwickelung Lesages bestimmt: sein bretonisches Naturell, das ihn stolz, unabhängig und einsam machte, unfähig, den Großen zu schmeicheln und nachzugehen, oder auf gemeine Weise Geld zu verdienen, und die Armut, aus der er sich niemals zu einem gesicherten Wohlstande zu erheben vermochte. Arm, wie er gelebt, ist er ge-

storben. Es sind nicht seine spanischen Muster, die Abenteurerromane von Espinel und Aleman, es ist sein eigenes Wesen und seine Lebenserfahrung, die ihm das Hauptthema seiner Dichtung gegeben haben: den Kampf des armen Mannes mit der Not und der Widerwärtigkeit und die Übermacht des Geldes in der Welt, wie sie ist.

Alain René Lesage ist am 8. Mai 1668 in Sarzeau, einem Landstädtchen der unteren Bretagne, vier Meilen südlich von Vannes, in der Nähe des Meeres geboren; am 9. Mai empfing er die Nottaufe. Die Familie genoß in der Stadt und in der Umgegend eines gewissen Wohlstandes und bürgerlichen Ansehens. Der Vater Claude Lesage war königlicher Notar, Hausbesitzer und Erbe eines adeligen Titels und eines alten Thurmes, der, obwohl er in Ruinen lag, das Schloß von Kerbistoul genannt wurde, mit einem kleinen Pachthofe. Hat er nun Unglück gehabt oder schlecht gewirtschaftet: als er im Jahre 1682 starb, war sein Besitztum stark verschuldet, sein vierzehnjähriger Sohn kam, da er auch die Mutter schon im Jahre 1677 verloren hatte, unter die Vormundschaft seines Onkels Gabriel Lesage und eines Gläubigers Blaise Brenugat. Sie schickten ihr Mündel in das Kollegium der Jesuiten nach Vannes und verwalteten sein geringes Vermögen so, daß ihm bald nichts mehr übrig blieb. Von Renés Erziehung in dem Kollegium wissen wir wenig, der Leiter der Schule, der Abbé Bochart, soll sich seiner besonders angenommen haben. Aus seinen Werken kennen wir seine Belesenheit in den römischen Schriftstellern, seine Vorliebe für die Alten im Gegensatz zu den Modernen, seine geographischen und geschichtlichen Studien. Der Sohn eines Notars war in jenem konservativen Jahrhundert zum Sachwalter vorausbestimmt und der junge Lesage kam um das Jahr 1690 nach Paris, die Rechte zu studieren. 1694 hat er seine Prüfungen bestanden, er ist Advokat und heiratet am

28. September in der Kirche St. Sulpice Marie Elisabeth Huyard, die Tochter eines Pariser Bürgers aus der Cité, deren Mutter, nach dem Namen Maria Carlos zu schließen, eine Spanierin war. Hat Lesage in der Familie seiner Frau die spanische Sprache gelernt und die ersten spanischen Bücher gelesen? Oder ist es nur die Zeitströmung, die ihn zu der spanischen Litteratur geführt hat? Damals war die Politik Europas beinahe ausschließlich mit den spanischen Dingen beschäftigt. Das langsame Hinsiechen des unglücklichen Königs Karls II., die Vermutungen, Hoffnungen und Luftschlösser, die sich an sein Testament knüpften, beschäftigten den Hof Ludwigs XIV. auf das lebhafteste. Nichts Neues aus Spanien? war die allgemeine Frage und die spanischen Bücher, Novellen und Theaterstücke erweckten in Paris aufs neue die Teilnahme, die sie vor fünfzig Jahren, in den Tagen Corneilles, Scuderys und Scarrons in der vornehmen und gebildeten Gesellschaft gefunden hatten. Der einzige Gönner, den Lesage jemals besessen, der reiche und wunderliche Abbé Julius Lyonne, war ein Kenner und Verehrer der spanischen Litteratur, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Neigung des angehenden Schriftstellers in dieselbe Richtung gelenkt oder doch darin bestärkt hat. Wie aber aus dem armen Advokaten Lesage ein armer Schriftsteller geworden ist, vermögen wir nicht mehr zu sagen und sind auf die Annahme beschränkt, daß der Trieb des Herzens auch in diesem Falle stärker gewesen ist als der bürgerliche Beruf. Daß ein Studiengenosse Lesages Anton Danchet sich der Schriftstellerei widmete, mag nicht ohne Einfluß auf den Entschluß Lesages geblieben sein, vielleicht lockte ihn der leichtere Erwerb, den die litterarische Arbeit, namentlich für die Theater der Hauptstadt, im Gegensatz zu der Advokatur zu versprechen schien. So wenig wie über Lesages litterarische Anfänge sind wir über den Ursprung seiner Bekanntschaft mit dem Abbé Lyonne

unterrichtet. Möglich, daß der Abbé Henriau, den die Familie Lyonnes dem verschwenderischen Mann zum Kurator gesetzt hatte, die Bekanntschaft vermittelt hatte: wenigstens war dieser Henriau eng mit Lesage befreundet und verhalf, als er zum Bischof in Boulogne-sur-Mer gewählt worden war, dem zweiten Sohn des Dichters zu einer Domherrenstelle an der dortigen Kathedrale.

Nicht mit eigenen Schöpfungen, in ursprünglicher Originalität, sondern als Übersetzer, Bearbeiter, Anempfinder ist Lesage in der Litteratur aufgetreten und diese Abhängigkeit von den andern ist die Sklavenkette, die er heute noch nach sich schleppt. Seine ersten Versuche haben seiner ganzen Schriftstellerei das Gepräge aufgedrückt. Als seine erste Schrift gilt die Übersetzung einer Anzahl Briefe des griechischen Sophisten Aristänetos — Liebesbriefe, in denen Lüsternheit und Sinnlichkeit in dem verwilderten Geschmack der absterbenden hellenistischen Kultur aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung abwechseln. Man begreift nicht recht, was Lesage zu dieser Arbeit bewegen konnte: Claretie meint, daß ihm Danchet den Vorschlag dazu gemacht habe. Erst mit den nächsten Werken finden wir ihn in den Geleisen, die er nicht mehr verlassen sollte. Er schreibt für das Theater, er bearbeitet spanische Komödien für den französischen Geschmack, für französische Schauspieler. Ohne Erfolg, denn das Lustspiel „Der Ehrenpunkt“ von Francisco Rojas, das Lesage am Freitag den 3. Februar 1702 in der Comédie française aufführen ließ, fiel durch, und nicht besser erging es einem Schauspiel von Calderon „Don Cäsar Orsini“, das am Dienstag den 15. März 1707 gespielt wurde. Aber an diesem selben Abend, an dem der Bearbeiter altmodisch gewordener spanischer Komödien eine Niederlage erlitt, siegte das Originalgenie mit einer kecken einaktigen, an die Karikatur streifenden Posse „Crispin der Nebenbuhler seines Herrn“. Auch dieser

unverschämte, spitzbübische Diener, der seinem Herrn weniger die Braut als ihre Mitgift wegstehlen will, gehört in die Reihe jener Abenteurer und Emporkömmlinge um jeden Preis, jener Stiefkinder des Glücks, für die Lesage trotz ihrer bedenklichen Schliche und Streiche stets eine Vorliebe behielt, weil er in ihren Ränken und Listen, wie unehrenhaft sie auch sein mochten, den Kampf der Armut mit dem widrigen Geschick sieht. „Des Armen Wesen sind Anschläge“, lautet der Titel einer Calderonischen Komödie, es ist der Grundgedanke der gesamten Dichtung Lesages, das letzte Wort seiner eigenen Lebensweisheit.

1707 ist das entscheidende Jahr in der schriftstellerischen Thätigkeit Lesages. Es macht ihn bei den Theaterbesuchern und bei dem Lesepublikum bekannt. Zugleich mit seinem ersten Lustspiel veröffentlicht er seinen ersten Roman „Der hinkende Teufel“. Der Roman hatte einen ebenso unerwarteten wie ungewöhnlichen Erfolg. Rasch hinter einander folgten sich drei Auflagen. Vor dem Laden des Buchhändlers Barbin sollen sich zwei junge Edelleute um das letzte Exemplar der zweiten Auflage mit dem Degen in der Hand gestritten haben. Der Hof, die Bürgerschaft, die Diener und die Mägde vergnügten sich an dieser Lektüre. Das Gespinst der Fabel ist wieder einem spanischen Schriftsteller Guevara entlehnt, aber im einzelnen merken die Leser bald, daß nicht die Dächer Madrids, sondern die Dächer von Paris aufgedeckt werden, daß es sich nicht sowohl um spanische Abenteuer, als um den Skandal von gestern und die Chronik der Seinestadt handelt. Das Unmittelbare und Lebenswahre der Schilderungen, der dramatische Tick in einzelnen Episoden ist so packend, daß man den hinkenden Teufel noch in demselben Jahre 1707 zweimal auf die Bühne bringt.

Seitdem durfte sich Lesage zu den hervorragenden Schriftstellern rechnen. Die Lichter des vergangenen Jahrhunderts, Corneille und Racine, Molière und La Fontaine, fingen an

zu erblassen, der Stern Voltaires war noch nicht aufgegangen. Einen Augenblick schien es, als würde der Glanz und der Ruhm Lesages alle Mitbewerber überstrahlen. Sein Lustspiel „Turcaret“ erregte schon vor der Aufführung im Jahre 1708 eine tiefgehende Bewegung in der Pariser Gesellschaft. Gerade wie vor vierzig Jahren Molières „Tartüffe“. Hier und dort hatte Lesage sein Stück vorgelesen und Zustimmung und Beifall gefunden. Wie Molière mit seinem Tartüffe, hatte er mit seinem Turcaret eine schädliche und häßliche Wunde des Gemeinwesens, die weiterfressend den Staat zu verderben drohte, aufgedeckt: die schändlichen Betrügereien und die sinnlosen Verschwendungen, die angeborene Tölpelhaftigkeit und das übermütige Protzentum der Finanzpächter. Sein Lustspiel war ein Gelegenheitsstück, in der richtigen Stunde, von der größten Kühnheit der Schilderung die auch vor dem Widerwärtigen nicht zurückschreckte und mit dem dummstolzen, lasterhaften Geldmann, der durch Wucherei und Betrug die Summen für die Befriedigung seiner Begierden zusammengaunert, die ganze unsaubere an seinen Rockschößen und seiner Börse hängende Gesellschaft an den Pranger stellte. Frankreich war damals in einem der unglücklichsten Kriege begriffen, den es je geführt; seine Heere erlitten durch die Waffen Marlboroughs und Eugens eine Niederlage nach der andern, der Steuerdruck und die Not des armen Volkes waren in einem harten Winter auf das äußerste gestiegen, gegen die ärgsten und frechsten Blutsauger Untersuchungen und Prozesse eingeleitet worden. In diese Zustände und Stimmungen schlug Lesages Lustspiel mit doppelter Gewalt ein. Die Steuerpächter, die Börsenjobber, die Pfandleiher, die schmarotzenden Edelleute, die Spieler jeder Art erhoben sich wie ein Mann dagegen und suchten die Aufführung zu hintertreiben. Aus Sittlichkeitsrücksichten, wie einst die Jesuiten, die Falschmünzer der Frömmigkeit, die Betschwestern

und die Abergläubischen das Verbot der Aufführung des „Tartüffe" gefordert hatten. Unter der Hand sollen sie Lesage hunderttausend Livres geboten haben, wenn er sein Werk von der Comédie française zurückziehen wollte. Da der Dichter, wie arm er auch war, ihr Begehren ablehnte, steckten sie sich mit besserem Erfolge hinter die Schauspieler, die allerlei Ausflüchte erfanden, die Vorstellung hinauszuschieben. Hier glaube ich den ersten Grund zu der späteren Feindschaft Lesages gegen die Schauspieler, ihre Eitelkeit, ihr aufgeblasenes Wesen, ihren Neid und ihre lockeren Sitten, und gegen die Comédie française im besonderen zu entdecken. Es bedurfte eines ausdrücklichen Befehls des Dauphins vom 13. Oktober 1708, sie zur ungesäumten Einstudierung des „Turcaret" zu bewegen. Eine Weile kam dann der überaus strenge Winter des Jahres 1709 den bedrohten Finanzleuten zu Hilfe. Vom Montag den 14. bis zum Dienstag den 22. Januar blieb das Theater wegen der furchtbaren Kälte geschlossen. Erst am Donnerstag, 14. Februar, erschien „Turcaret" zum erstenmale auf den Brettern.

Lesages Lustspiel steht in der Mitte zwischen dem „Tartüffe" und der „Hochzeit des Figaro", es ist gleich rücksichtslos und herausfordernd und stellt die Wirklichkeit noch einmal so nackt und häßlich dar, als die Dichtungen Molières und Beaumarchais'. Lange vor der Erfindung des Naturalismus eine naturalistische Komödie, die den Firnis der Liebenswürdigkeit und die Schminke der gesellschaftlichen Bildung unbarmherzig von den Gesichtern wischt und die Ehrlosigkeit und Lasterhaftigkeit des herabgekommenen Adels, die Tölpelei und den Übermut der Finanzwelt, das Gaunertum oben und unten der Verhöhnung und dem Gelächter preisgiebt. Es ist der Aufschrei des ehrlichen Mannes, der sich mühsam in redlicher Arbeit Leben und Freiheit verdient, gegen die Drohnen der Gesellschaft. Der künstlerische Wert des Lustspiels beruht in

der scharfen und sicheren Charakteristik der Figuren, jede ist von Lesage gesehen, beobachtet und mit einer beinahe erschreck- lichen Porträttreue wiedergegeben. Die Handlung ist dürftig: der ehemalige Bediente eines Marquis ist in den Finanz- geschäften, im Börsenspiel, in der Ausbeutung der Gimpel, durch Wucherzinsen zu großem Reichtum gekommen und will nun in seiner Aufgeblasenheit in der Gesellschaft eine Rolle spielen. Seine Frau hat er in die Provinz geschickt, seine Schwester fristet in der Verborgenheit durch den Trödel mit Putzsachen, alten Kleidern, Spitzen und Schmuckgegenständen das Leben, er, der große Turcaret, vergeudet mit vollen Händen seine Reichtümer leichtsinnig für eine Baronin, die ihn in ihren Schlingen hält. Eine Dame aus der Halbwelt vor Alexander Dumas, Witwe eines Offiziers, ohne einen Thaler, auf die Künste ihrer Koketterie angewiesen. Sie führt Turcaret an den beiden Narrenseilen seiner Verliebtheit und Aufgeblasenheit und läßt sich ihrerseits ebenso blind wie er von einem adeligen Spieler ausbeuten. „Er ist ein Ritter", sagt die Zofe von ihm, „aber kein Malteser und seine Kriegs- fahrten richten sich nicht gegen die Ungläubigen, sondern gegen die Spieltische". Er heuchelt der Baronin eine schwärmerische Liebe und preßt sie wie eine Citrone aus. Geld und Dia- manten, mit denen Turcaret sie überhäuft, wandern in seine unergründlichen Taschen. Wenn der saubere Herr Turcaret, der sich der Baronin gegenüber für einen Witwer ausgegeben hat, durch das unerwartete Erscheinen seiner Gattin, die der Langenweile der Provinz entflohen ist, um ihre rückständige Pension einzufordern und bei dieser Gelegenheit eine lustige Woche in Paris zu verleben, der Lüge überführt und wegen seiner Betrügereien von Gerichtsdienern verhaftet wird, endet das Lustspiel, ehe noch eine bewegte dramatische Handlung be- gonnen hat. Selbst die Begegnung der beiden Ehegatten, welche den komischen Schluß herbeiführt, geschieht mehr durch

die Laune des Zufalls, als durch die bewußte That eines der Mitspieler. Der liederliche Marquis, bei dessen Großvater Turcaret den Bedientenrock getragen, hat keine Ahnung davon, daß die Gräfin aus der Provinz, die alte verliebte Närrin, die er auf einem Ball kennen gelernt hat, die Gattin des Wucherers und die jüngste Eroberung des Chevaliers ist. Und ebensowenig ist die Verhaftung Turcarets die Folge einer Handlung, die wir mit angesehen hätten, wir hören nur von allerlei Schwindeleien erzählen, ohne klar darin zu sehen. Wie ein Kartenhaus bricht diese ganze Welt des Schwindels unter einem Windstoß zusammen, der von außen her kommt. Der Chevalier entfernt sich eiligst aus dem Hause der Baronin, die nun nicht mehr über Turcarets Reichtümer verfügt, und die Baronin erkennt zu spät, welch' eine Närrin sie gewesen ist. Nur das freche Bedientenpaar, Frontin und Lisette, bleiben triumphierend auf der Bühne, sie haben bei dem allgemeinen Wirrwarr mit überlegener Spitzbüberei ihr Schäfchen ins Trockene gebracht und aus dem Bankrott der anderen vierzigtausend Franken für sich gerettet: „Nun ist das Reich des Herrn Turcaret zu Ende,“ sagt Frontin, „das meine beginnt.“ In dieser erbärmlichen Welt löst ein Spitzbube den anderen ab.

Die mit einem so glänzenden Erfolge, der auch jetzt noch nicht völlig verblaßt ist, begonnene Laufbahn Lesages auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung hatte weder Verlauf noch Ende. „Crispin“ und „Turcaret“ sind seine einzigen Werke auf den Brettern der Comédie française geblieben. Die Erklärung seiner Biographen, daß es einzig der Ärger und der Verdruß über die Schauspieler, ihre Rücksichtslosigkeiten und Ränke gewesen seien, die ihn an der Schöpfung neuer Komödien verhindert, will mir nicht stichhaltig erscheinen. Nach einem solchen Triumphe pflegt ein Mann von einundvierzig Jahren, der sich seiner Vollkraft bewußt ist, nicht aus

Unmut auf eine rühmliche Thätigkeit zu verzichten. Welch' starker und unwiderstehlicher Zug Lesage zur Bühne trieb, beweist sein Jahrmarktstheater. Fünfundzwanzig Jahre hindurch, 1710—1735, hat er bald allein, bald in Gemeinschaft mit seinen Freunden Fuzelier und d'Orneval das italienische Theater und die Wanderbühnen, die auf den beiden großen Pariser Messen St. Germain und St. Laurent errichtet wurden, mit Schnurren, Possen und Singspielen versorgt: er ist so einer der Mitbegründer der komischen Oper in Frankreich geworden.

Viele seiner Verehrer verdachten ihm diesen Tausch und hielten es seiner nicht für würdig, für Harlekin und Columbine zu arbeiten, er aber verspottete die „Römer“ — die Schauspieler der Comédie française, ihre Dichter und ihr Publikum — und freute sich des Beifalls, der dem satirischen Possendichter ebenso wenig wie dem Sänger saftiger Couplets zu fehlen pflegt. Vielleicht auch seiner Einnahmen; er soll von einer Prinzipalin dieser Bühnen 4000 Livres jährlichen Gehalts bezogen haben. Litterarischen Wert können diese Possen nicht beanspruchen: in allen denkbaren Verkleidungen tritt Proteus-Hanswurst auf, um seine Streiche und Bocksprünge zu vollführen und seine Ausfälle gegen Menschen und Dinge der unmittelbaren Gegenwart, so weit sie die Polizei erlaubte, an das Publikum zu bringen, bald zu singen oder zu deklamieren, bald auch nur pantomimisch zu wirken. Der Reiz dieser Stücke bestand in ihren Zoten und Liedchen, in ihrer Satire und Ironie, verwegene Spötter und Zweifler, wie Delisle in seinem „Harlekin als Wilder“, Piron in seinem „Harlekin-Deukalion“ wagten in den Angriffen auf die bestehenden Einrichtungen, die geltenden Sitten und Anschauungen das Äußerste. Lesage begnügte sich mit der litterarischen Kritik und dem Kampfe gegen die große Oper und die Comédie française. Eine Lektüre dieser Stücke — sie sollen

die Zahl hundert erreichen — ist nicht möglich, kaum ein Durchblättern, und die Herausgeber der Werke Lesages haben sich mit einer bescheidenen Auswahl aus diesen zehn Bänden begnügt. Für die Ansicht des Mannes von dem Standpunkte der Weltlitteratur aus ist dieser Ballast mehr hinderlich, als förderlich; er überwuchert seine Hauptschöpfungen, und immer wieder fragt man sich: welchen Reiz konnte Lesage in der Zubereitung dieser breiten Bettelsuppen finden? Der reichliche Erwerb mochte ihn bei seiner Armut locken, die Mühe, ein paar Scenen zu skizzieren, ein Dutzend Verse zu reimen, grelle Farben mit rohen Pinselstrichen aufzutragen, ließ sich nicht entfernt mit der Anstrengung vergleichen, welche die Ausarbeitung einer regelmäßigen Komödie erfordert hätte, und endlich, wie ich glaube, wußte Lesage nach „Turcaret“ auf der Bühne der Comédie française nichts Sonderliches mehr zu sagen. Nach dem Geldmann und seinen Schmarotzern und Helfershelfern — wen hätte er noch auf die Bühne als Gegenstand der öffentlichen Verachtung und des öffentlichen Gelächters führen sollen? Das „alte Regime“ selber, wie es leibte und lebte? Dazu war er nicht kühn und frech genug und die Zeit noch nicht reif. Es ist bezeichnend, daß es zwischen „Turcaret“ und „Figaros Hochzeit“ keine Komödie im großen Stil der Satire auf dem französischen Theater giebt.

Welchen Raum die dramatische Thätigkeit auch in der schriftstellerischen Arbeit Lesages einnimmt, für seinen Nachruhm und seine Stellung in der Weltlitteratur ist sie vergeblich gewesen. Wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, genügt auch eine Komödie, selbst von dem Werte „Turcarets“ nicht, den Namen ihres Dichters auf der Bühne lebendig zu erhalten. Die Possen und Schwänke aber, deren Erfolg auf den Jahrmarktsbühnen er so behaglich und mit einem gewissen plebejischen Stolze dem Ruhme der Tragödien Crebillons und

Voltaires entgegensetzte, waren von vornherein der Vergessenheit geweiht. Eintagsfliegen, die im Grunde namenlos lebten und starben. Denn schon die Zuschauer jener Vorstellungen kümmerten sich kaum um die Namen derer, welche die Stücke verfaßten, der Schauspieler mit seinen Sprüngen und Scherzen war ihnen wichtiger als der Dichter. In einer besseren und höheren Achtung stand darum der Erzähler Lesage bei seinen Zeitgenossen. Die Geschichten des „hinkenden Teufels" hatten ihn an die erste Stelle in der damaligen französischen Romanlitteratur geführt, die sechs ersten Bücher des „Gil Blas", die 1715 in zwei Bänden erschienen, bestätigten ihn darin. Von allen Seiten strömten ihm Mitteilungen und Memoiren zur Bearbeitung zu. Wollen wir Leo Clarétie glauben, so hätte sich selbst das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten seiner bedient, die Berichte einer französischen Abenteurerin, die im Anfang des Jahrhunderts in Konstantinopel und in Persien ihr Unwesen getrieben, zu redigieren und die Übersetzungen arabischer und türkischer Handschriften, die Galland, der Bearbeiter der Märchen aus „Tausend und einer Nacht", der königlichen Bibliothek hinterlassen, durchzusehen: wenigstens läßt ein merkwürdiger Brief Lesages, der in seiner Handschrift auf uns gekommen ist, auf seine Beziehungen zu dem Polizei-Lieutenant von Paris Argenson und den Staatssekretär der Marine Pontchartrain schließen. Auch hier scheint der Abbé Henriau, der in den ökonomischen Verhältnissen Lesages eine so große Rolle spielt, der Vermittler gewesen zu sein.

Ganz ohne Lohn blieben so viele Arbeiten nicht. Aus der Not seiner Anfänge erhob sich Lesage zu einem leidlichen Wohlstande. Er wohnte in der Vorstadt St. Jakob und ein Engländer Joseph Spence, der ihn besuchte, hat uns eine Beschreibung seines Hauses hinterlassen. Es ist das echte und rechte Heim eines Parisers aus dem mittleren Bürgerstande.

Ein hübsch gelegenes Haus mit einem kleinen Garten, an dessen Ende sich ein Gartenhäuschen befindet. Dort ist man fern von dem Geräusch der Straße und den Störungen, welche die Hauswirtschaft mit sich bringt. Dicht vor dem Hause liegt eine Art Terrasse mit Blumenbeeten, rechts und links steigt man ein paar steinerne Stufen in je einen von wildem Wein und Geißblatt umwucherten Laubengang hinab, die zu dem Gartenhäuschen führen. Es besteht aus zwei freiliegenden Gemächern, die durch eine Galerie mit einander verbunden sind, kleine Säulen tragen das Dach, so daß der Dichter auch bei regnerischem Wetter trockenen Fußes von dem einen Zimmer in das andere gehen konnte. Dort in der Stille, um sich den blühenden Garten, Baumrauschen und Vogelgezwitscher, arbeitete Lesage. Die Gesellschaft der Reichen und der Vornehmen mied er. Man erzählt eine drollige Geschichte von seinem störrischen Stolz. Zur Zeit, als überall in diesen Kreisen von seinem „Turcaret" gesprochen wurde, hatte ihn die Herzogin von Bouillon eingeladen, sein Lustspiel bei ihr vorzulesen. Ein Zufall hält ihn auf, viel später, als man ihn erwartet hatte, erscheint er im Salon und die Herzogin sagt ihm in böser Laune, er hätte sie durch seine Unpünktlichkeit eine Stunde verlieren lassen. „Dann sollen Sie gleich zwei Stunden gewinnen, Durchlaucht," erwidert Lesage, steckt sein Manuskript in die Tasche und stürzt die Treppe hinunter. Keine Bitten, keine Diener, die ihm mit Entschuldigungen nachgeschickt werden, können ihn zurückbringen. Auch wenn er nicht taub gewesen wäre, würde sich ein solcher Mann nicht für den Verkehr mit den Herren und Damen des Hofes, den Generalpächtern und ihren Schmarotzern geeignet haben. Aber auch von den Schriftstellern und Schauspielern hielt er sich fern. Jeder weiß aus dem dritten und zehnten Buch des „Gil Blas", mit welcher Satire er die Schöngeister, die Dichter, die dramatischen Künstler, angeblich von Madrid,

während die Leser die Pariser Urbilder mühelos errieten, den lärmenden Voltaire, den eitlen Gecken Baron, geschildert hat. Seine liebste Gesellschaft waren die Pariser Bürger, Studenten, Advokatenschreiber, Witzbolde, Coupletdichter, Litteraten dritter Ordnung, die sich in einem Kaffeehause der Jakobstraße, nicht weit von seiner Wohnung, zusammenfanden. Hier war er als unterhaltender Erzähler, als geistreicher Spötter, der Feinheit und Bosheit zu vereinen wußte, geschätzt. Man drängte sich um seinen Stuhl, um ihm besser zuhören zu können; und er seinerseits brachte sicherlich manche Anekdote, manchen Stadtklatsch, tragische und komische Begebenheiten aus dem Pariser Leben, die er in seinen Romanen verarbeitete, aus dem Kaffeehause mit heim. Wenn ich das Wenige, was wir von seiner Persönlichkeit wissen, überdenke, möchte ich behaupten, daß Lesage beinahe ohne jede Eitelkeit gewesen sei. Er kannte genau seinen Wert, sein Talent und die Wirkung seiner Werke. „Ein Akademiker", erzählte er einmal, „fragte einen Schriftsteller, mit dem er befreundet war, warum er sich nicht um einen eben frei gewordenen Platz in der Akademie bewerbe? Es könne ihm nicht fehlen, die Akademiker schätzten seine Bücher, seinen Stil, sobald er wolle, würden sich ihm die Pforten der Akademie öffnen und ihm die höchste Ehre, nach der ein Schriftsteller streben könne, zu teil werden. Darin stimme ich Ihnen bei, erwiderte der bescheidene Andere, und gerade weil ich mich einer solchen Ehre nicht für würdig halte, thue ich am besten darauf zu verzichten. Ich bin zufrieden, daß ich meine Werke bei dem Publikum in einiger Achtung und Beliebtheit sehe und beschränke meinen Ehrgeiz darauf, mir meinen kleinen Ruhm zu bewahren. Welch' niedrige Gesinnung! rief der Akademiker unwilligen Tones. Schwachherziger Mann! Wahrhaftig, Sie verdienen den stolzen Titel nicht, mit dem ich Sie schmücken wollte. So lasse ich Sie denn in der namenlosen Menge, bleiben Sie darin begraben."

Lesage war siebenundsechzig Jahre alt, als er 1735 die drei letzten Bücher des „Gil Blas“, das zehnte, elfte und zwölfte, veröffentlichte und sich von dem Theater der Jahrmärkte zurückzog. Obgleich er außer seinem Hauptwerke noch eine Reihe anderer Erzählungen geschrieben hatte: Guzman von Alfarache — Die Abenteuer des Flibustiers Beauchêne — Estabanillos Gonzales — Ein Tag der Parzen — und noch immer schriftstellerisch thätig war, 1736 erschien in zwei Bänden „Der Baccalaureus von Salamanca“, 1740 „Das gefundene Felleisen“, eine Sammlung kurzer Geschichten in Briefform, und 1743 „Unterhaltendes Vermischtes“, Aphorismen, Notizen, Anekdoten, Kritik bunt durcheinander, nahm doch sein Wohlstand von Jahr zu Jahr ab. Die Beschwerden des Alters wie die Armut nötigten ihn mit seiner Frau und seiner Tochter, welche treu bei den Eltern aushielt, Paris zu verlassen und nach Boulogne-sur-Mer zu übersiedeln, zu seinem zweiten Sohne Julian Franz, der dort an der Kathedrale eine Domherrenstelle mit mäßigen Einkünften besaß. Bis dahin, gegen den Ausgang des Jahres 1743, scheint der älteste Sohn die Eltern reichlich unterstützt zu haben. Wider den Willen des Vaters war er unter die Schauspieler gegangen und seit dem Frühjahre 1728 unter dem Namen Montmenil einer der Gesellschafter der Comédie française. Er war ein ausgezeichneter Komiker, ursprünglich hatte er die Bedientenrollen mit Geist und Wärme gespielt, später glänzte er als Turcaret, als Advokat Patelin, als Leander in dem „Zerstreuten“ von Regnard. Nach einer Vorstellung des „Crispin“ soll ihm der Vater, der ihm so lange gezürnt hatte, vergeben haben. Montmenil starb durch einen unglücklichen Zufall auf einer Jagdpartie am 8. September 1743 und sein Tod raubte dem alten Lesage seine festeste Stütze in Paris. Bei seinem zweiten Sohne, in dessen Hause in der Schloßstraße zu Boulogne, fand er sein letztes Asyl. Der

Graf Tressan, der sich durch seine Bearbeitung der altfranzösischen Ritterromane in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts einen Namen gemacht hat, besuchte ihn dort öfters. Seit dem Ende des Jahres 1745 lebte der Graf als Kommandant der Landschaften Boulonnais, Ponthieu und Picardie in Boulogne; „es war eine meiner ersten Sorgen", erzählt er, „mich durch Augenschein über die Verhältnisse und die Gesundheit des achtzigjährigen Lesage zu unterrichten." Er rühmt die kindliche Liebe und Pflege, mit welcher der Domherr die letzten Tage seiner Eltern umgab, seinen Geist, seine Tugenden, seine gesellschaftlichen Talente, „niemand konnte besser Verse vorlesen, als er." Lesage fand der Graf am aufgewecktesten und gesprächigsten in den ersten Stunden des Nachmittags, er machte die Bemerkung, daß die geistige Kraft des Greises mit der sinkenden Sonne abnahm. Trotz seiner Taubheit war er weder mürrisch noch argwöhnisch; gefielen ihm die Besucher nicht, so saß er still in einer Ecke, ohne sein Hörrohr hervorzuziehen, während es nicht aus seiner Hand kam, so lange der Graf Tressan bei ihm weilte. Seine Unterhaltung war heiter und höflich, in den besten Augenblicken ließ die Lebhaftigkeit seiner Phantasie noch immer den Dichter des „Turcaret" und des „Hinkenden Teufels" erkennen. Lesage starb am 17. November 1747 um neun Uhr abends: „wenn er nie der Freund des Glückes war," stand in schlechten Versen auf seinem Grabstein, der jetzt verschwunden ist, „so war er doch stets der Freund der Tugend."

Einen stärkeren Eindruck auf seine Zeitgenossen zu machen, war Lesages Persönlichkeit nicht bedeutend genug; er erweckte weder ihre Neugierde noch kreuzte er ihre Wege. Anhänger und Gegner, Schwärmer und Spötter, wie um Voltaire und Rousseau, sammelten sich nicht um ihn. Erst dreißig Jahre nach seinem Tode erhob sich über ihn ein Kampf, nicht über seinen Charakter, sondern über die Originalität seines „Gil

Blas“. Voltaire hatte der kurzen und kargen Notiz über Lesage in der Liste der französischen Schriftsteller, die das Jahrhundert Ludwigs XIV. verherrlicht haben, den Makel hinzugefügt: „Seine Geschichte des Gil Blas, die wegen ihrer Wahrheit und Natürlichkeit noch immer gelesen wird, ist ganz und gar aus dem spanischen Roman la vida del escudero don Marcos de Obrego entnommen“: es ist die späte Rache, die er für die Sticheleien und Spöttereien Lesages gegen sein Wesen und seine Trauerspiele nahm; er hatte ein Körnchen Wahrheit aus Unkenntnis und Leichtfertigkeit zu der schwersten Anschuldigung vergrößert. Seitdem giebt es eine Gil Blasfrage und wie über die Leiche des Patroklos kämpfen Spanier, Franzosen, Engländer, Nordamerikaner und Deutsche über den Besitz des Leichnams, denn wie die Rüstung des Patroklos dem Hektor blieb, hat man die Darstellung und den Stil des Buches Lesage von vornherein lassen müssen. Auch Leo Claretie hat der „Frage“ ein Kapitel seines Buches gewidmet. In dem entscheidenden Punkte ist sie längst gelöst: den Gegnern Lesages, an deren Spitze wie billig zwei Spanier, der Pater Isla in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und der Geschichtschreiber der Inquisition Llorente in den zwanziger Jahren des unsrigen, auftreten, ist es nicht gelungen, das spanische Original des „Gil Blas“ vorzulegen, weder das Manuskript der anonymen Schriften, aus denen Lesage nach der Meinung des Pater Isla seinen Roman entnommen, noch das Werk des Don Antonio de Solis, das er nach der Behauptung Llorentes einfach abgeschrieben hat. Das Urteil Ticknors in seiner „Geschichte der schönen Litteratur in Spanien“ beendigt nach meiner Meinung in unanfechtbarer Weise den Prozeß. „Lesage verfuhr als Romanschreiber gerade so, wie er es bei seinen dramatischen Arbeiten gemacht hatte, und er erreichte dadurch in beiden Fällen merkwürdig gleiche Wirkungen. Bei den Schauspielen fing er mit

Übersetzungen und Nachahmungen des Spanischen an, später aber, als er seine eigenen Gaben besser erkannte und durch seinen Erfolg Selbstvertrauen erlangte, gab er seinen Turcaret heraus, ein nur ihm angehöriges Lustspiel, das weit besser war, als die früher von ihm versuchten, und zeigte, wie er seine Kräfte bisher an Nachahmungen verschwendet hatte. Genau so verfuhr er bei seiner Romanschreiberei. Er fing damit an Avellanedas „Don Quijote“ zu übersetzen und Guevaras „Hinkenden Teufel“ zu erweitern und umzugestalten. Der „Gil Blas“ aber, die beste seiner prosaischen Dichtungen, entstand, als er seine Kräfte bewährt hatte, und gehört ihm in dem, was ihn auszeichnet, ebenso vollständig an, als sein Turcaret.“

Was nun aber die Lebensgeschichte des „Gil Blas“ auszeichnet, ist neben der Fülle und Buntheit der Abenteuer die Charakteristik der einzelnen Figuren und die glänzende Darstellung. Lesage entbehrte der tragischen Leidenschaft ebenso sehr wie der erfinderischen Einbildung, sein Talent wurzelte in der Beobachtung und in der Schilderung der Wirklichkeit. In ihm war keine phantastische Ader; nicht er, Guevara hatte den hinkenden Teufel erfunden, aber ihm war es gelungen, die abenteuerliche Annahme zu tieferem Einblick in die Verhältnisse des Lebens zu benutzen, Märchen und Wirklichkeit zu verknüpfen. Ein mannigfacher Verkehr, bewegte Schicksale, Reisen und ungewöhnliche Erlebnisse, selber überstanden oder von anderen gehört — diese Quellen, aus denen sonst die Romanschriftsteller den Stoff ihrer Erzählungen zu schöpfen pflegen, wie Cervantes oder Fielding, fehlten ihm beinahe gänzlich. Außer seiner Heimat, der Bretagne, Paris und seiner Umgegend hat Lesage keine andere Landschaft Frankreichs gekannt, in Spanien ist er nie gewesen. Die Reisen des „Gil Blas“ durch die Königreiche der Halbinsel machte er auf den Landkarten, welche in den Jahren 1706 und 1708

die Geographen Sanson und de Fer veröffentlicht hatten. In seiner Zurückgezogenheit sah er nur wenige Bekannte und hörte selten eine von den wundersamen Geschichten und Verwickelungen, die sich in seinen Romanen beinahe überstürzen. Für alle diese Abenteuer, für das spanische Kostüm, für die geschichtlichen Thatsachen, die letzten Jahre Philipps III., die Regierung des vierten Philipps, den Sturz des Grafen Olivarez, für die Maultiertreiber, Strolche und Räuber, für die Alguazils und die Escuderos war er auf Bücher angewiesen, auf Novellen, Romane, Komödien, die er nach Bedürfnis und Laune plünderte. Und sein Studium und seine Beute beschränkte sich nicht nur auf Dichtungen: in einigen merkwürdigen Auszügen hat Leo Claretie nachgewiesen, daß Lesage in dem siebenten, achten und neunten Kapitel seines zwölften Buches mehrfach eine italienische Schrift: „Erzählung der Umstände, die sich in Spanien bei dem Sturze des Grafen Olivarez zugetragen haben“ — wortgetreu ausgezogen hat. Lesage war ein fleißiger und geduldiger Leser, schon seine Taubheit mußte ihn mehr zu einem Durchstöberer der Bücher, als zu einem klug aufmerkenden Hörer machen, und seine Gewissenhaftigkeit trieb ihn dazu, wie in der Charakteristik seiner Helden so auch in der Fabel, in der Geographie und in der Geschichte der Wahrheit möglichst treu zu bleiben. Die chronologischen und topographischen Irrtümer, deren er sich trotzdem an mehr als einer Stelle schuldig gemacht hat, thun dem Gesamteindruck des „Gil Blas“ keinen Eintrag. Man glaubt, bei der Lektüre des Buches, das spanische Land, das spanische Leben in dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts deutlich und greifbar vor sich zu sehen: so groß ist die nachahmende Kunst des Schilderers, der nichts eigener Anschauung und Erfahrung, sondern alles seinen Studien verdankt.

Blickt man freilich schärfer zu, liest man unmittelbar

nach einem Buche des „Gil Blas“ einige Kapitel des „Don Quijote“ oder des „Lazarillo de Tormes“, so merkt man die Milderungen, die Abtönungen, das Verblasene und Verschwommene der Farben in dem Bilde Lesages: er hat das grelle und brennende spanische Kolorit, die scharfen und harten Umrisse der spanischen Originale in ein weniger auffälliges und abstoßendes, weniger ursprüngliches, aber dafür verständlicheres, gefälligeres, nicht nur den Franzosen, sondern auch den Engländern und Deutschen zugänglicheres Spaniertum herabgestimmt. Daß er die schmutzigen und widerlichen Geschichten, das Nachtgeschirr und die Krätze, von denen die spanischen Schelmen- und Gaunerromane voll sind, reinigt und säubert, den derben und grobsinnlichen Liebesabenteuern eine feinere Wendung, zuweilen sogar ein seelisches Empfinden verleiht, den Spitzbubenstreichen durch das Hervorheben der komischen Züge ein wenig von ihrer moralischen Häßlichkeit nimmt, halte ich dabei nicht für das Entscheidende, diese Änderungen waren notwendig, um die spanischen Erzählungen, die sich mit einer auch von unsern modernen Naturalisten noch nicht übertroffenen Vorliebe für die Darstellung der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ in der Hefe des Volkstums bewegen, überhaupt für die französische Gesellschaft genießbar zu machen. Die eigentliche schöpferische That Lesages offenbart sich in der bewunderungswürdigen Umbildung der spanischen Urwüchsigkeit in das allgemein Menschliche. Er läßt in seiner Schilderung der Landschaften, der Fahrstraßen, der Schenken und Schlösser, der Dörfer, Städte und Burgen, der Menschen und Zustände nur die nationalen Züge hervortreten, die von seinem Publikum gewürdigt und begriffen werden können, und wählt sie zugleich mit einem so glücklichen Geschick, mit einem so richtigen Verständnis des spanischen Volkes und der Natur seines Landes, daß überall die Lokalfarbe hindurch schimmert. An gewissen Erscheinungen,

die für uns das spanische Wesen bezeichnen: die Stiergefechte, die Autos da fè, die flüchtig im Anfang des zwölften Buches gestreift werden, bezeichnend für die Auffassung des Dichters, in unmittelbarer Verbindung mit der Jagd des Gil Blas nach einer Schauspielerin, im Auftrage des Grafen Olivarez; die Vertreibung der Moriscos, die Theatervorstellungen am Fronleichnamsfeste auf offenem Platz, das eigentümliche Ceremoniell im Schlosse des Königs und in den Häusern der Granden, der Hochmut der Spanier gegen die übrigen Nationen Europas, der Einfluß der Geistlichkeit in den Staatsgeschäften wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die Entwaldung des Landes, das Sinken des Feldbaues, die Wanderungen der Zigeuner durch die Halbinsel — an all' diesen Erscheinungen geht Gil Blas vorüber, ohne bei einer einzigen zu verweilen. Lesages Charakter und Kunst sind gleich weit von einer Idealisierung wie von einer Vergröberung der Wirklichkeit entfernt, aber er vermeidet, halb aus Rücksicht für seine Leser, halb aus seiner Weise, die Dinge anzuschauen, in seinen Bildern alles, was durch Seltsamkeit oder Ungeheuerlichkeit Anstoß erregen könnte. Ihm kommt es nur auf den menschlichen Kern an und unwillkürlich erhalten seine spanischen Urbilder darüber eine französische Physiognomie. Er hat nie der Darstellung einer Komödie von Lope de Vega in Madrid oder Valencia beigewohnt, nie einen spanischen Arzt oder einen spanischen Bedienten gesehen: er kleidet die einen wie die anderen nach französischer Mode und Sitte. Unter den spanischen Räubern, Schelmen, Maultiertreibern und Gastwirten, neben den vielverschlungenen Abenteuern gehen die Pariser Originale und die Pariser Kaffeehausunterhaltungen friedlich einher. „Gil Blas" hat einen Januskopf; seine Erlebnisse gehören in den meisten Fällen dem spanischen Boden an, seine Empfindungen und seine Gedanken aber haben den französischen Tick. Auf den knorrigen und wilden Schößling des spanischen Schelmen-

romans ist ein Pfropfreis aus der litterarischen, gebildeten Pariser Gesellschaft, mit ihren Sitten und Unsitten, ihren Neigungen und ihren Vorurteilen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gepflanzt. Der spanische Erdgeruch hat sich mit dem künstlich erzeugten Pariser Parfüm durchdrungen. Eine so kräftige, einheitliche, nationale Geschlossenheit wie der „Don Quijote“ oder Fieldings „Tom Jones“ bietet die „Geschichte des Gil Blas von Santillana“ nicht, sie ist eine Mischung aus verschiedenen Elementen und kann darum nicht so stark, so unmittelbar und realistisch wirken, wie jene Werke: die Kunst ist größer in ihr als die Natur.

Zwei Momente sind auf die Komposition und die Darstellung des „Gil Blas“ von entscheidendem Einfluß gewesen: die lange Dauer der Arbeit, die Lesage ihm widmete, und die Ich-Form, die er für seine Geschichte gewählt hat. Der „Gil Blas“ ist nicht auf einmal, nicht in kurzen Zwischenräumen erschienen: zwanzig Jahre lang und darüber hat Lesage daran geschrieben, das Werk jetzt liegen lassen, um es dann wieder aufzunehmen. Die ersten sechs Bücher kamen im Jahre 1715 in zwei Bänden heraus, 1724 folgte der dritte Band, der das siebente, achte und neunte Buch enthielt, 1735 der vierte mit den drei letzten Büchern. Als Lesage etwa um 1710 den „Gil Blas“ begann, zählte er zweiundvierzig Jahre, er war ein Greis von siebenundsechzig Jahren, als er ihn beschloß. Selbst wenn er von vornherein nach einem festen und unabänderlichen Plan gearbeitet oder ein Original, von dem er nicht abweichen wollte und konnte, vor sich gehabt hätte, müßte die Zeit und die Unterbrechung der Arbeit auf seine Stimmung und Anschauung, auf die Haltung und Gestaltung des Werkes eingewirkt haben. Wie viel mehr einem Entwurfe gegenüber, der nicht einmal in den Umrissen festgestellt war! Die wunderlichen chronologischen Irrtümer in der Geschichte des „Gil Blas“ rühren weder von

der Unachtsamkeit noch von der Gleichgiltigkeit Lesages gegen solche Dinge her: er wußte eben nicht, als er die ersten Bücher schrieb, daß sein Gil Blas Geheimschreiber des Herzogs von Lerma werden und den Sturz des Grafen Olivarez erleben würde. Als er merkte, daß diese bestimmten, durch die Geschichte gegebenen Daten 1615—1620 und 1643 auch das Lebensalter seines Helden fest begrenzten, war es zu spät, die ersten sechs Bücher, die zur Zeit der Eroberung Portugals durch Philipp II., zwischen 1578 und 1584 spielten, auf ihre Fortsetzung zu stimmen.

Nimmt man das Buch als naiver Leser ohne jede kritische Absicht in die Hand, so erkennt man leicht die lose und willkürliche Verknüpfung der einzelnen Teile. Gil Blas ist der arme Mann, der seinen Weg zum Glücke, zu einer angesehenen Stellung, zu einer Behaglichkeit des Daseins sucht und zuletzt findet. Ohne Fehlschläge, Seitenpfade, Schicksalswechsel konnte es dabei nicht abgehen: die Phantasie brauchte sich hier nur der Erfahrung und der Wirklichkeit anzuschließen. Unbekümmert wandert Gil Blas von Ort zu Ort, sorglos wechselt er die Herren, niemals fürchtet er zu spät zu kommen, niemals treibt ihn eine unüberwindliche Leidenschaft aus der Bahn. In seltenen Fällen gewinnt er sich durch eigene Thatkraft den neuen Dienst, meist wird er von guten Freunden seinen verschiedenen Gebietern empfohlen. Nach einander dient er in Valladolid einem Geistlichen und einem Arzte, in Madrid einem jungen Edelmann und Stutzer, einer Schauspielerin, einem verliebten Edelfräulein, einem alten Herren, der in den Netzen einer listigen, koketten Abenteurerin schmachtet, einer geistreichen Dame, die einen litterarischen Salon hält: man kann nicht sagen, daß in dem Wechsel dieser Stellungen, die wir in dem zweiten, dritten und vierten Buch Gil Blas antreten und verlassen sehen, eine Steigerung seiner Lebensführung, ein sichtbares Emporklimmen von den untersten

Sprossen der Leiter zu höheren sich offenbarte; Gil Blas, der bei der Frau Marquise von Chaves die Rolle eines Kammerdieners hat, scheint mir in der bürgerlichen Gesellschaft eher niedriger dazustehen, als Gil Blas, das Faktotum und der Assistent des Doktors Sangrado in Valladolid, wenn er auch eine prächtigere Livrei trägt und statt Wasser Wein trinkt. Am Ende des sechsten Buches ist er durch eine Verknüpfung romantischer Zufälle und durch die Freundlichkeit seines Wesens, die angeborene Redlichkeit und Güte seines Charakters, die sich immer wieder durch alle Versuchungen, Irrungen und leichtsinnigen Streiche Luft machen, auf einem Ruheposten angelangt: er ist in dem Schlosse Don Alfonsos de Leyva, irgendwo im Königreiche Valencia, wohl bestallter und angesehener Verwalter. Gewiß brauchte die Geschichte nicht an diesem Punkte zu schließen; wenn man die noch jugendlichen Jahre des Gil Blas bedenkt, sieht man noch ein weites Feld, voll von Fahrten, Abenteuern, Niederlagen und Erfolgen für ihn offen, aber eine Art Abschluß war doch gewonnen. Fand Gil Blas im Publikum keine Freunde, verlangte niemand seine ferneren Schicksale zu hören, so konnte sein Geschichtschreiber, wie Cervantes am Ende des ersten Teils seines „Don Quijote", die Feder niederlegen, ohne den Vorwurf zu besorgen, daß er es vor der Zeit gethan hätte: für einen Diener, der bescheiden leugnete, ein besonderes Ingenium zu besitzen, war sein Held hoch genug gestiegen. Wollte er ihn indessen noch ein glänzenderes Ziel erreichen lassen, so bot ihm die Planlosigkeit seiner Erzählung, in der stets nur eine Anzahl Maschen enger verknüpft waren, die geeignetste Handhabe.

Warum Lesage nach dem Beifall, den das Erscheinen der ersten sechs Bücher erregte, neun Jahre wartete, ehe er die drei folgenden herausgab, wissen wir nicht, bei seinem Fleiße und der Leichtigkeit seiner Darstellung kann ihm die Niederschrift dieses mäßigen Bandes doch nicht allzuviel Zeit gekostet

haben. Ersichtlich ist nur, daß weder Gil Blas noch Lesage Eile hatten, an das ihnen beiden unbekannte Ziel zu kommen. Nach wie vor ist der Held der Spielball des Windes und des Glücks, der ohne bestimmte Zukunftspläne, einzig auf das Nächste bedacht, aus einer Lage in die andere geworfen wird. Als er nach dem Zweikampf mit dem Schreiber der hübschen Porzia wegen das Haus der Marquise von Chaves plötzlich und heimlich verlassen hatte, gedachte er eine Reise durch Spanien zu machen und sich in den verschiedenen Städten, so lange es ihm gefiele, aufzuhalten. Gerade so will er im Anfang des siebenten Buches die Königreiche Murcia und Granada bereisen, die kennen zu lernen er eine besondere Neigung und Neugierde hat. Wieder, wie von der Marquise, scheidet er von Don Alfonso ohne Abschied. Ihn ergreift der alte Wandertrieb, die Lust nach einem ungebundenen Leben, die Sehnsucht nach Abenteuern. Abermals treten die Gönner für ihn ein und empfehlen ihn den verschiedenen Herren, dem Erzbischof von Granada, dem sizilianischen Grafen Galiano, dem Intendanten des Herzogs von Lerma, Don Diego de Monteser. Ein Bericht über eine große Feuersbrunst in dem Stammschlosse der Lermas, die er verfaßt, zieht die Aufmerksamkeit des Herzogs auf ihn. Seine Persönlichkeit unterstützt den vorteilhaften Eindruck, den sein Talent gemacht hat, der Herzog nimmt ihn in seinen unmittelbaren Dienst. Vergleicht man die Dienstprüfungen und Dienstmonate des Gil Blas, denn allzulange bleibt er in keiner Stellung, bei seiner zweiten Ausfahrt mit denen der ersten, so fällt uns ein moralischer Fortschritt des Helden besonders auf, er ist redlicher und strenger gegen sich selbst, er lügt weniger und fühlt leise Gewissensbisse, wenn er im Verein mit der schönen und spitzbübischen Laura den arglosen Marques von Marialva betrügen soll, häufiger als vordem stellt er ethische Betrachtungen an und zieht aus seinen Erfahrungen allgemeine Schlüsse

und Grundsätze. Aber die Verknüpfung der einzelnen Geschichten ist im siebenten Buche noch ebenso lose und willkürlich, wie in den früheren Büchern, erst im achten und neunten gewinnt die Erzählung auch einen inneren Zusammenhang; die Begebenheiten, die sich bis dahin nur nacheinander folgten und deren Einheit einzig in der Person des Helden bestand, verdichten sich und verschlingen sich zu einer Handlung mit Anfang, Entwickelung, Schicksalsumschlag, Katastrophe und Schluß, nicht mehr die Zufälle, sondern die Folgen und Wirkungen seiner Thaten beherrschen das Geschick des Helden. Darum erscheint das Ende des neunten Buches als der vollkommene Abschluß eines bewegten Lebens. Aus seinem Gefängnis in Segovia, wohin ihn das Ränkespiel des Hofes geführt, endlich befreit, findet er in Madrid seine zweitausend Pistolen und den immer getreuen Freund Don Alfonso de Leyva wieder. Von ihm erhält er das Schlößchen und das Landgut Lirias am Guadalaviar zum Geschenk. In goldenen Lettern will Gil Blas über die Thür seines Hauses die Inschrift setzen: „Hier habe ich den Hafen gefunden; Glück und Hoffnung lebet wohl, lange genug habt ihr mit mir gespielt, treibt nun euer Spiel mit den andern."

Daß es in der That keinen besseren Schluß für die bewegte Laufbahn des Helden gab, hat Lesage selber bewiesen. Denn als er elf Jahre nach der Veröffentlichung des dritten Teiles seiner Erzählung den vierten, das zehnte, elfte und zwölfte Buch, herausgab, führte er Gil Blas nach einer abermaligen Irrfahrt durch Spanien, einer neuen Gunst und Ungunst am Hofe zu Madrid, wieder nach Lirias zurück, um ihn dort seine Memoiren schreiben zu lassen. Einen zwingenden Grund, den Roman noch durch die drei letzten Bücher zu spinnen, vermöchte ich in den vorangehenden nicht zu entdecken, aber umsichtig hatte sich Lesage wenigstens die Möglichkeit der Fortsetzung gesichert. Seinem treuen Schatten

Scipio, der ihn ungeduldig drängt, nach Lirias aufzubrechen, erwidert Gil Blas am Ende des neunten Buches: „Meine Eltern leben in Dürftigkeit in Asturien, ich will zu ihnen und sie mit mir nach meinem Besitztum führen, vielleicht hat mir der Himmel dies Asyl nur geschenkt, um sie dort aufzunehmen“. An diesen Punkt knüpfen die neuen Abenteuer und Reisen denn auch an. Ein fester, vorher aufgezeichneter Aufriß des Ganzen, den er in der langen Arbeit ausgebaut und vollendet hätte, lag Lesage bei dem Beginn seines Werkes nicht vor. In dem Lebenslauf seines Helden spann er einen glatten, nirgends verknoteten Faden gemächlich ab, geschickt ersann er zwei Ruhepunkte, die ihm erlaubten, das Wort „Ende“ darunter zu schreiben, wenn ihm die Lust, seine Arbeit fortzusetzen, und dem Publikum die Teilnahme daran entschwinden sollte. Die Ich-Form der Erzählung, das in der ersten Hälfte wenig ausgeprägte Naturell des Helden, der weder einen starken Willen noch eine heftigere Leidenschaft besitzt und wie sein Dichter sich mehr von den Dingen und Zufälligkeiten treiben läßt, als eine Anstrengung macht, bestimmend auf sie einzuwirken, begünstigten diese Planlosigkeit. Lesage fand sie nicht nur in seinen spanischen Vorbildern, nicht nur in den Berichten und Memoiren des Flibustierhauptmanns Beauchêne, der abenteuernden Marie Petit und der französischen Residenten und Konsuln im Oriente, deren Redaktion ihm die Regierung anvertraute, vor: er sah in ihr offenbar das Abbild der Wirklichkeit, die Nachahmung eines bewegten Lebens. Die künstlerische Geschlossenheit, die wir jetzt auch von einem Ich-Roman fordern, war zu Lesages Zeiten ein noch unbekanntes Kunstgesetz: niemand hat an dem rein äußerlichen, dürftigen Zusammenhang, an der Schubladenform der Erzählung Anstoß genommen. Das Weltbild, das Lesage ausbreitete, war so mannigfaltig, so reich an Figuren und im Wechsel der Scenerie so unterhaltend durch ernste und komische Be-

gebenheiten, daß die Leser darüber den unbedeutenden jungen Menschen vergaßen, der daran vorüberging, und es mit denselben neugierigen und verwunderten Augen betrachtete, wie sie. Und so groß ist diese Buntheit der Abenteuer, so leuchtend der farbige Glanz der Schilderungen, so fein, geistreich und wahr die Beobachtung der Menschen, daß sie trotz der veränderten Welt um uns ihre Wirkung nicht eingebüßt haben und wir von diesen Ärzten und Charlatanen, diesen Schöngeistern, Litteraten, Schauspielern, dieser goldenen Jugend und dieser Halbwelt, diesen listigen Bedienten, Schmarotzern und frechen Spitzbuben noch wie von Wirklichkeiten angezogen werden. Was uns in der Komposition als besonders unkünstlerisch auffällt, weil es den glatten Verlauf der Haupterzählung hemmt, sind die vielen eingesprengten Geschichten: manche, wie das Abenteuer des Barbiergesellen Diego de la Fuente mit der schönen Mergelina, die Geschichte Don Pompeos, die Novelle von der Heirat aus Rache, fallen ganz aus dem Rahmen; andere, die sich wie die Geschichte Don Alfonsos, die Spitzbubenstreiche Don Raphaels und die Verwandlungen Lauras, schicklicher dem Ganzen einfügen und für sich betrachtet Meisterstücke einer flotten, niemals stillstehenden, von Glanzlichtern der Erfindung und des Witzes schimmernden Darstellung sind, drücken den armen Gil Blas äußerlich wie innerlich zu sehr zum Statisten herab. Aber diese Episoden und Einschaltungen hatten früher in den Romanen gleichsam ein Gewohnheitsrecht und galten nicht für eine überflüssige Arabeske, sondern für die notwendigen Zierrate des Werkes. Im „Don Quijote“ unterbrechen die Novelle „vom thörichten Vorwitz“ und die Geschichte des Sklaven aus Algier in derselben Weise die Abenteuer des edlen Manchaners. Auch tragen sie in dem Romane Lesages zu der Erweiterung des Weltbildes ebenso sehr, wie zur Verstärkung des spanischen Kolorits bei. Die Spitzbubenlaufbahn Don Raphaels, die er

uns so behaglich und so wohlgefällig, so völlig frei von jeder moralischen Rücksicht schildert; die aus Espinels Roman entnommene Geschichte der schönen und trotzigen Mergelina, die sich in den Barbiergehilfen verliebt, sind im echtesten Pikaro-Geschmack gehalten, während die wundersamen Verwickelungen der Ehre und der Liebe in den Abenteuern Don Pompeos und Don Alfonsos durchaus von dem Hauch spanischer Komödien und Novellen durchweht sind.

Lesages Welt ist, wie ich schon sagte, eine doppelte: eine spanische, aus Büchern, Bildern und geographischen Karten stammende, und eine der täglichen Anschauung, der eigenen Erfahrung und der Unmittelbarkeit des Lebens verdankte, französische. In den beiden ersten Büchern haben die Begebenheiten und die Figuren, bis auf die beiden Ärzte in Valladolid, Sangrado und Cuchillo, die Pariser Originale sind, den spanischen Zuschnitt. Im dritten Buch ist überall Paris gemeint, wo wir Madrid lesen. Ebenso gehören im vierten der alte Don Gonzales Pacheco und die Marquise von Chaves dem Dunstkreis von Paris an. Schon hier macht sich die Absicht des Dichters geltend, in der Darstellung von Begebenheiten, die scheinbar jenseits der Pyrenäen spielen, seinen Lesern ein satirisches und ironisches Spiegelbild ihrer eigenen Gesellschaft vorzuhalten. Der reiche Plebejersohn, der gern für einen Edelmann gelten will und das ererbte Vermögen in unsinniger Verschwendung mit adligen Wüstlingen vergeudet; die jungen Edelleute, die ihr Leben im Müßiggang, mit Spiel und Trinkgelagen, im Verkehr mit Schauspielerinnen hinbringen; die Kulissen des Theaters, die Leichtfertigkeit der Künstler, ihre Eitelkeit, ihr Hochmut gegen die Schriftsteller, die zweideutige Sphäre zwischen Bürgertum und Adel, in der sie sich bewegen — es sind Früchte, die der Pariser Boden gezeitigt hat, mit dem Pariser Geschmack und Wurmstich. Während der spanische Untergrund der Geschichte

in ihrem weiteren Verlauf von dem Tage, an dem Gil Blas das Haus der Marquise von Chaves verließ, bis zu jenen, in denen er seine Memoiren in seinem Schlosse zu Lirias schrieb, sich durch die Einführung historischer Thatsachen und Persönlichkeiten vielfach verstärkt, erhält die litterarische Kritik und die Satire der gesellschaftlichen Zustände ebenfalls eine stärkere Hindeutung auf bestimmte Persönlichkeiten. Alles, was Lesage gegen Voltaire und die „weinerliche" Komödie La Chaussées auf dem Herzen hat, kommt im zehnten Buch bei Gelegenheit einer Theatervorstellung in Valencia, der Gil Blas beiwohnt, zum Ausdruck, denn wie in Madrid sucht Gil Blas auch in Granada und Valencia die Schauspieler auf, man möchte sagen, die Wahlverwandtschaft zwischen ihm und dem Grazioso der spanischen Komödie zieht ihn unbewußt und unwiderstehlich an. Für die Zeitgenossen waren selbstverständlich diese Anspielungen des Dichters witziger und verständlicher, die Masken durchsichtiger als für uns. Während wir den unterhaltenden Reiz und die Spannung des Buches in dem Wechsel der Abenteuer und der Fülle originaler Figuren finden, in deren Schilderung sich die Laune und der groteske Humor Callots mit der Schärfe und der Wahrheit des Velasquez vereinigt, hatten jene ihr Vergnügen an den Scherzen und Bosheiten, an dem Versteckspiel des Buches. Viele Leser haben in ihrem Exemplar der „Geschichte des Gil Blas" an den Rand der Seiten die Namen der Pariser Berühmtheiten verzeichnet, die Lesage nach ihrer Meinung in die spanischen Kleider gesteckt.

Im „Don Quijote" ist der Held ebenso interessant durch sein Wesen, wie der Weltausschnitt, der sich vor uns entrollt, ja er wächst durch seine hohe Idealität und seine heroische Narrheit darüber hinaus und nimmt schließlich unsere Teilnahme allein für sich in Anspruch. In der „Geschichte des Gil Blas" ist der Held kaum halb so anziehend, wie die

Welt, die er durchwandert, und wenn in den letzten Büchern sich sein Charakter auch hebt, sein Einfluß auf die Begebenheiten bedeutender wird, so bleibt er doch nun in dem großen Strom historischer Dinge erst recht ein namenloses Atom. Nicht ohne Kunst hat Lesage seinen Helden geformt; er ist wie eine leere Tafel, auf die das Schicksal schreiben kann, was ihm beliebt. Ein junger achtzehnjähriger Mensch wandert aus der Enge und der Dürftigkeit des Vaterhauses in die weite Welt. Mit einem gewissen Schatz von Kenntnissen, um seine Studien auf einer Universität fortsetzen zu können. Sein Ehrgeiz ist, ein Lehrer zu werden, da er keine Neigung zum geistlichen Stande fühlt. Ein Altersgenosse redet ihm zu, die Studien aufzugeben und als Bedienter sein Leben zu fristen, um allmählich mit Glück und Geschick zu einigem Wohlstand oder zu einem kleinen Posten am Hofe, in der Verwaltung des Reiches zu kommen. Ohne Zögern willigt Gil Blas ein; seine Leidenschaften, seine Fehler, seine Bedürfnisse, seine Wünsche sind die eines Durchschnittsmenschen. Reichhaltiges Essen, ein guter Trunk, feine Kleider, eine volle Börse: darüber hinaus verlangt er von dem Geschick nichts. Die Abhängigkeit von den Launen eines andern, die Bediententracht erschrecken ihn weder, noch demütigen sie ihn; er besitzt den ganzen Diensteifer und die Geschmeidigkeit Figaros, um sich die Gunst seiner Herren zu gewinnen, aber keinen Zug von der erfinderischen List, der Anstelligkeit und Schneidigkeit des Barbiers von Sevilla. Darum ist es nicht sein Wille, sondern der Zufall, der ihn aus einem Dienst in den andern stößt. Seine am klügsten ersonnene und am kühnsten ausgeführte That ist seine Flucht aus der Höhle der Räuber mit der Donna Mencia. Der Tod des alten Licentiaten Sedillo löst ihn aus seinem ersten Dienstverhältnis; Don Mathias de Silva fällt im Zweikampf und dies Unglück zwingt ihn, bei der Schauspielerin Arsenia eine Stelle zu suchen; Don Gon-

zales Pacheco und der Erzbischof von Granada entlassen ihn, weil er ihnen in bester Absicht die Wahrheit sagt; aus seiner Stellung bei dem Doktor Sangrado in Valladolid flüchtet er, um der Rache Don Rodrigos zu entgehen, dessen Braut die Rezepte Sangrados getötet haben; durch sein Mißgeschick in dem Zweikampf mit dem Schreiber fürchtet er sich bei der übrigen Dienerschaft der Marquise von Chaves lächerlich gemacht zu haben und verläßt ihr Haus und Madrid; den Intendantenposten bei dem Grafen Galiano verliert er durch seine Krankheit und die schnelle Abreise des Grafen nach Sizilien.

In dem allen entscheidet das Schicksal, nicht sein Verdienst oder sein Wille. Wohl möchte er sich gern emporarbeiten, aber er überläßt den größten Teil der Arbeit der Fortuna. Auch will er Rang und Geld nur redlichen Mitteln verdanken. Stärker als seine Selbstsucht und sein Eigennutz sind seine Rechtschaffenheit und Güte. Mit innerlichem Widerstreben begleitet er die Räuber auf ihrem Zuge, die Drohung Rolandos, ihn niederzuschießen, nötigt ihn gegen seinen Willen an dem Überfall auf Donna Mencia und Don Alvaro teilzunehmen. Eine Weile belustigt und betäubt ihn das tolle, leichtfertige und verschwenderische Leben der Edelleute und der Schauspielerinnen, er wird von der Genußsucht, dem Leichtsinn und der Frechheit, die in diesen Kreisen herrschen, angesteckt, aber bald stellt sich die Reue bei ihm ein und die ihm eingeborene Bravheit siegt über die Eitelkeit und die schlechten Gewohnheiten. Das Unwetter, die Freundschaft und das Mitleid, die er für den verfolgten Don Alfonso empfindet, bringen ihn aufs neue mit den beiden Spitzbuben Raphael und Ambrosio in Verbindung, er willigt ein, bei einem ihrer Gaunerstreiche hilfreiche Hand, wenn auch nur als stumme Person, zu leisten, allein nach gelungener That empfindet er Gewissensbisse darüber und trennt sich von seinen Genossen.

Erst die Hofluft verdirbt ihn gefährlicher, er treibt mit der Gunst, in der er bei dem Herzog von Lerma steht, einen schmählichen Handel und wird undankbar, hartherzig, geizig und hochfahrend. Das Gefängnis im Turm zu Segovia erscheint darum dem Leser als die gerechte Strafe der Überhebung und der beginnenden Lasterhaftigkeit des Helden. Die Einkehr in sich selbst und der Rückblick auf sein Leben und Treiben an dem Hofe zu Madrid, die er in seinem Kerker und seiner Krankheit anstellt, sind uns die Bürgschaft seiner Besserung und Läuterung.

Eine solche Figur würde in einer so umfangreichen Dichtung gerade wegen ihrer Ähnlichkeit mit jedermann schwerlich unsere dauernde Teilnahme an sich fesseln, wenn ihr Lesage nicht einige Züge nach seinem Ebenbilde verliehen und sie dadurch individueller gestaltet hätte. Gil Blas hat nicht nur die litterarischen Neigungen und Abneigungen, den Geschmack und den leicht fließenden, klaren und bündigen, von dem Herzoge von Lerma so sehr bewunderten Stil seines Schöpfers, sondern auch seine gute Laune, sein heiteres Lachen und seine Ironie geerbt. Wie Lesage ist auch Gil Blas jeder Widerwärtigkeit gewachsen, mit einer gewissen Gelassenheit treten beide Menschen und Dingen entgegen. Sie sind gute Beobachter und milde Richter. Ihre Weisheitslehren mischen sie mit Schalkhaftigkeit. Niemals erhebt Gil Blas die Geißel, die Turcaret gezüchtigt, er teilt bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und der ganz auf den Kampf gestellten Einrichtung dieser Welt den Sündern nur leichte Schläge aus.

Diese Gesinnung, der nichts Menschliches fremd ist, und die Fröhlichkeit des Herzens machen uns den Helden, obwohl ihm alle heroischen und sentimentalen Eigenschaften fehlen, lieb und wert, ohne sie würde die Anspruchslosigkeit seines Wesens und das Mittelmaß seiner Talente von der

Größe und Fülle der Begebenheiten, in denen er mitspielt, erdrückt werden. So erfreuen wir uns an dem rüstigen Schwimmer, der bald auf der Oberfläche, bald untertauchend und eine Weile unsern Augen entschwindend die Wogen dieses Oceans teilt und endlich das Gestade erreicht. Trotz satirischer Einzelheiten und scharfer Schatten liegt das Bild des Lebens, das der Dichter vor uns ausbreitet, unter optimistischer Beleuchtung, der arme, brave Mann geht aus dem Kampfe um das Dasein als Sieger hervor.

Um diese Hauptperson ist eine überreiche Fülle anderer Figuren gruppiert, nur einzelne begleiten Gil Blas auf seiner ganzen Laufbahn, die meisten lösen auf diesem weiten Wege einander ab. Alle aber besitzen deutliche Umrisse, bestimmte Physiognomien, manche prägen sich unauslöschlich dem Gedächtnisse ein; Raphael und Laura, Fabrizio, der Sohn des Barbiers aus Oviedo, der Schulfreund des Gil Blas, der aus einem Bedienten zu einem Neuerer der kastilianischen Litteratur wird, der Doktor Sangrado, der seine Kranken durch Aderlässe und eine Vegetarierdiät zu Tode heilt, der Erzbischof von Granada mit seinen Predigten, Don Bernard del Castil Blazo mit seiner unüberwindlichen Abneigung gegen jedes Amt und jede Arbeit gehören zu ihnen. In der Leichtigkeit, mit der Lesage in wenigen Strichen eine charakteristische Gestalt entwirft, in der Kunst, mit der er sie an der richtigen Stelle einordnet, in dem rechten Augenblick auftreten und verschwinden läßt, verrät sich mit dem Talent auch die Übung des Theaterdichters. Sie sind es, die dem Roman ein so bewegtes, fast dramatisches Leben verleihen und einzelne Kapitel wie Scenen aus einer Komödie erscheinen lassen. Betrachtet man die bunte Reihe der Abenteuer und die historischen Momente in der „Geschichte des Gil Blas", so hat man etwas wie die Anfänge der historischen Romane des älteren Dumas vor sich; vertieft man sich in die Sittenschilderungen, die

Charakteristik der Figuren, die psychologischen und moralphilosophischen Seiten des Buches, trifft man überall auf die Keime zu Balzacs Erzählungen.

Bei seinen Lebzeiten hatte Lesage nur einen mittleren Ruf, niemand hätte ihn damals zu den französischen Klassikern gerechnet, niemand seinem „Gil Blas" die Unsterblichkeit prophezeit. Die Langatmigkeit des Erscheinens, die Dürftigkeit und Trockenheit der drei letzten Bücher, die in vielen Einzelheiten nur die Erzählungen und Schilderungen des achten und neunten Buches knechtisch und farbloser wiederholen, schädigten die Beliebtheit, die sich die neun ersten erworben hatten.

Zu sehr glichen, nach Collés Urteil, die letzten Arbeiten Lesages den letzten Predigten des Erzbischofs von Granada und warnten alle Schriftsteller, die das sechzigste Jahr überschritten, ihrer Phantasie noch Blüten und Früchte abzufordern. Lesage war ein Spätling des siebzehnten Jahrhunderts, unmittelbar schließt er sich an Molière und La Fontaine an. Mit der neu emporgekommenen Litteratur hatte er keine Fühlung, weder mit Voltaire noch mit Marivaux. 1724, als er den dritten Band seines „Gil Blas" herausgab, das siebente, achte und neunte Buch, für mein Gefühl der beste, reifste und künstlerisch vollendetste Teil des Werkes, war der Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen noch nicht in das Bewußtsein des Lesepublikums gedrungen, 1735 hatten die Jungen die Bühne und die Litteratur erobert, gehörten Lesages Werke einem veralteten Geschmack, einer überwundenen Kunstform an. Es bedurfte eines neuen Jahrhunderts, einer abermaligen Wandlung des Geschmacks, um sie wieder in der Gunst des Publikums zu erheben und ihnen in der Weltlitteratur den hervorragenden Platz anzuweisen, von dem sie nun mehr keine Mode vertreiben kann. Keiner würde sich mehr als der bescheidene Lesage, der von dem litterarischen

Ruhm so skeptisch dachte und in seinem feinen Stilgefühl den Romanen überhaupt keine lange Lebensdauer zutraute, über das Glück und die Glorie seines „Gil Blas“ verwundern, wenn er sie sehen könnte.





Frau von Warens.

Von allen französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts gilt Jean Jacques Rousseau als das größte Original. Ästhetiker und Politiker, Philosophen und Ärzte haben sich in gleicher Weise mit ihm beschäftigt. Seine Anschauungen und Gedanken, sein Naturgefühl, sein pathetisch-leidenschaftlicher Vortrag haben die deutsche Litteratur in ihrem Sturm und Drang auf das tiefste bewegt, sein Dogma von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen und der Volkssouveränität im Gegensatz zu den geschichtlich gewordenen Staatsformen hat die französische Revolution beherrscht. Noch bis heute wirkt der litterarische und politische Einfluß Rousseaus nach; er ist einer der Kirchenväter des modernen Sozialismus und giebt mit seiner Forderung nach Wahrheit und Natur der naturalistischen Kunstrichtung den eigentlichen Auftakt. Wie der Schriftsteller erregt der Mensch heute beinahe noch mehr als bei seinen Lebzeiten die allgemeine Teilnahme. Eifrig studieren die Psychologen an ihm die verhängnisvolle Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn. Unter den

Schriftstellern ersten Ranges ist er neben Tasso das vollkommenste und unglücklichste Beispiel dafür; bei beiden entwickelt sich aus angeborener Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Eitelkeit, infolge widriger und trauriger Verhältnisse, aus ihrer Menschenscheu und Neigung zum einsamen Leben der Verfolgungswahnsinn.

Auf das innigste hängt ihre Krankheit mit der Thätigkeit und der Arbeit ihres Geistes und ihrer Phantasie zusammen, aber während diese bei Tasso gleichsam das gegebene Erbe seines Vaters sind, tritt bei Rousseau die vorwiegende geistige Beschäftigung erst in der zweiten Hälfte seines Lebens ein. Er ist weder zum Künstler noch zum Schriftsteller erzogen und gebildet; als er seine erste Aufsehen erregende Schrift, die Abhandlung über die Wissenschaften und die Künste, veröffentlichte, war er siebenunddreißig Jahre alt. Bis dahin hatte er als Handwerker, Bedienter, Musiker, Haushofmeister, Notenschreiber und Sekretär, bald bei kleinen, bald bei großen Herren und Damen, sich mühselig und abenteuerlich, mit einem starken Stich in das Vagabundentum, durch das Dasein gekämpft, alles, was wir an Briefen, Stilübungen, Versen und theatralischen Versuchen von ihm haben, vor jenem Tag von Damaskus, an dem er auf einem Spaziergang von Paris nach dem Turm von Vincennes, um den dort in Gefangenschaft gehaltenen Diderot zu besuchen, die bekannte Preisaufgabe der Akademie zu Dijon las, verrät in keinem Zuge den hervorragenden, ja auch nur den angehenden Schriftsteller. Rousseau steht gleich fertig und abgeschlossen vor uns. Wir sehen die Pflanze seines Talents nicht keimen. Aber es ist klar, daß sich dieser Keim in der Verborgenheit, für uns und für seine damalige Umgebung unsichtbar entfaltet haben mußte, um plötzlich eine solche Ähre zu treiben. In seiner Jugend, ihm fast unbewußt, mußte sich die Entwickelung seines Geistes vollzogen, der Trieb zu der schriftstellerischen Thätigkeit ge-

formt haben: hier, in seinen Kreuz- und Querzügen, in seinen moralischen Irrungen, in seinem Gemüts- und Phantasieleben, in seiner Sinnlichkeit müssen wir die Wurzeln seines Schriftstellertums suchen. Bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre spielt sich Rousseaus Leben in Savoyen ab: Genf, seine Geburtsstadt, Turin, wo er seinen Glauben abschwor, Annecy, wohin er sich zuerst flüchtete, als er die Heimat verlassen, Chambéry sind die Orte, in denen er am längsten verweilte. Von hier aus machte er seine Wanderungen und Fahrten, die ihn bis nach Grenoble, Lyon und Montpellier und auf kurze Zeit nach Paris führten. Der Eindruck dieser Landschaft, des herrlichen Sees, der hohen Felsenhäupter, der sonnigen Matten, der lieblichen Thäler und der phantastischen Klippen, ist in seiner Erinnerung unvergeßlich und mächtig geblieben. Hier empfing sein Gemüt die köstliche Gabe, das reine und tiefe Naturgefühl, aus dem ihm wie aus einem unerschöpflichen Quell immer neue Gedanken, Bilder und Empfindungen fließen; hier aber entsprang auch seine Liebe zur Einsamkeit und Unabhängigkeit, hier lernte er schon früh sich in einem gewissen Gegensatz zu der Gesellschaft setzen und seine Narziß-Eitelkeit in der Selbstbespiegelung nähren.

In dem Mittelpunkt dieses Lebens steht, wie jeder Leser der „Bekenntnisse" weiß, eine Frau. „Mütterchen Warens" nennt er sie, und da sie in Wirklichkeit dreizehn Jahr älter war, als er, mochte sie schon dadurch den Anspruch einer mütterlichen Freundin für ihn haben. Mit noch größerem Rechte durfte er sie seine geistliche Mutter nennen. Sie war es, die den jungen, aus Genf entflohenen, von allen Mitteln entblößten, armseligen, schüchternen und trotzigen Jüngling auf die Empfehlung eines katholischen Geistlichen in Annecy aufnahm, ihn nach Turin schickte und den Gedanken des Übertritts zur katholischen Kirche in ihm, wenn nicht erweckte, doch befestigte. Von dem März des Jahres 1728, wo er sie zum

erstenmale sah, bis zum April 1740, wo er Chambéry für immer verließ, blieb Frau von Warens die Sonne, nach der er blickte, um die sein Dasein sich drehte, von deren Wohlthaten, in deren Dienste er lebte: eine wunderliche Mischung von Schützling und Liebhaber, von Zögling und Bedienten.

Mit welchen frischen und verführerischen Farben Rousseau das Bild dieser Frau und der in ihrer unmittelbaren Nähe, im täglichen Verkehr verbrachten Jahre auch aus der Erinnerung schildert, unsere Vorstellung von ihr ist doch keine vorteilhafte. Trotz des Zaubers, der die Lieblichkeit und Einsamkeit des Landhauses der „Charmettes" umspinnt, trotz des Duftes der Frühlingsblumen und des Immergrüns, der ihren Garten erfüllt, bleibt die Herrin selber für uns reizlos und duftlos. Und die satirische, mißgünstige Laune, die den herben Bodensatz aller Schriften Rousseaus bildet, hat schließlich im Fortgang der „Bekenntnisse" auch deren Heldin selber nicht verschont. Die Seele dieser Frau ist unaufrichtig und zweideutig, wie ihre Handlungsweise; ihrer Gutmütigkeit ist eine starke Dosis Leichtsinn, ihrer Sinnlichkeit ein Zug von Rohheit beigemischt, der jede feinere und zärtlichere Empfindung auszuschließen scheint. Wenn ihre Hand rasch zum Geben bereit war, streckte sie sich noch viel schneller zum Nehmen aus und griff in ihrer Not ohne Besinnen zu Mitteln, die nicht gerade dem Gesetze, aber der Selbstachtung widersprachen. Nur zu früh verlor sich die Anmut in der breiten Behäbigkeit ihrer Erscheinung, die Würde in der Offenheit ihrer Begierden und Begehrlichkeiten. Aber nicht um unser Urteil handelt es sich dieser Frau gegenüber: was sie für Rousseaus Jugend, für die Entwickelung seines Herzens und seines Geistes gewesen, das allein ist wichtig. Sie hat, wie Saint Marc Girardin in seinem Werke über „Rousseaus Leben und Werke" feinfühlig hervorhebt, als er Julie, die „neue Heloise," eine Tochter der Frau von Warens, nicht die edle Tochter einer

edlen Frau und Mutter nennt, seine Meinung über die Frauen, seine Auffassung des Weibes bestimmt, die sinnlich übersinnliche Leidenschaft, in der er sich später für die Gräfin d'Houdetot hineinschwärmte, konnte dieser Anschauung und diesem Urteil wohl einen sentimentalischen Reiz, eine halb empfundene, halb durch die Rhetorik künstlich geschaffene Verstiegenheit des Gefühls hinzufügen; die Grundlage jedoch blieb der Naturalismus der Frau von Warens. Nichts ist begreiflicher, als daß die zweite Geliebte Rousseaus ein Stubenmädchen in einem Gasthofe, Therese Levasseur, war und daß er ihre Kinder ins Findelhaus trug. Ohne Franziska von Warens indes gäbe es vielleicht keinen Rousseau. Je genauer wir diese Frau kennen, desto deutlicher wird er uns selber in der Periode seiner Entwickelung. Ein neues Werk über diese merkwürdige Frau von François Mugnier, einem Rat bei dem Appelationsgericht in Chambéry „Madame de Warens et J. J. Rousseau" (Paris, Calman-Lévy) bringt uns nun eine Fülle sorgsam gesichteten Materials, Aktenstücke und Briefe, die meines Wissens zum erstenmale in einer solchen Ausführlichkeit, auf Grund authentischer Dokumente, ihr Leben aufhellen und schildern und ihren Charakter, unabhängig von Rousseaus Darstellung, aus den Thatsachen klarlegen.

Freilich findet sich gleich im Anfang die empfindlichste Lücke. Siebenundzwanzig Jahre alt verließ Franziska ihren Gatten und ihr Vaterland und gab ihre protestantische Religion, gesicherte Verhältnisse und eine gewisse Wohlhabenheit auf, um fortan in der Fremde von den Wohlthaten anderer, in kümmerlicher Lage, als Abenteurerin, bald in industriellen Unternehmungen, die hart an den Schwindel, bald in politischen Ränken, die an Verrat und Spionendienst streifen, zu leben und in Dürftigkeit und Verlassenheit zu sterben. Welche Gründe bestimmten die kluge und kalte Frau, in der es keine Ader der Schwärmerei oder heißer Leidenschaft gab, zu diesem

verhängnisvollen Schritte? Auch Mugnier vermag keine überzeugenden anzuführen. Es scheint doch, als hätten nur der Leichtsinn, die Sucht, eine Rolle zu spielen, die thörichte Hoffnung auf ein großes Glück Frau von Warens auf den Abweg gerissen. Viel stärker, als die Philosophie, die Rousseau an ihr rühmt, war der Jagdtrieb und die Unstätheit in ihr. Von ihrer Jugend und ihrer Ehe wissen wir wenig, nichts, was über die äußerlichen Thatsachen, Daten und Namen hinaus uns einen Einblick in ihr Inneres gestattete; Rousseau lernte sie erst als dreißigjährige Frau kennen. Franziska Louise von La Tour wurde am 31. Mai 1699 zu Vevey im Waadtlande geboren; ihre Mutter verlor sie schon im Jahre darauf, ihren Vater, der sich inzwischen wieder verheiratet hatte, im Jahre 1709. Doch hatte Franziska nichts von einer Stiefmutter zu leiden, da ihre beiden Tanten, die Schwestern ihres Vaters, sich ihrer annahmen und sie erzogen. In einem kleinen Hause auf dem Lande, von dessen sonniger Galerie der Blick in eine weite Landschaft mit dem Genfer See ging. Wie für Rousseau ist auch für Franziska der See eine Art seelischen Elements in ihrem Leben geworden. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie einige Zeit im Hause ihrer Stiefmutter und kam dann nacheinander in die Pension zu einem pietistischen Pfarrer Magny in Vevey und später nach Lausanne zu einem Fräulein Crespin. Sie erhielt die Erziehung, die man damals den Mädchen der vornehmeren Stände gab, und lernte tanzen, singen und musizieren. Aber ihre Bildung war nach ihren Briefen zu schließen eine sehr flüchtige; ihre Orthographie ist wenig besser, als die der Therese Levasseur, von einiger Belesenheit kaum eine Spur ersichtlich, der Vortrag natürlich und nicht ohne eine gewisse Anmut, allein breit und geschwätzig, mit einer Fülle von Sprichwörtern geschmückt, um die sie Sancho Pansa beneiden könnte. Schon in ihrem vierzehnten Jahre

heiratete sie am 22. September 1713 Herrn Sebastian Isaac von Loys, Kapitän im Dienste der Berner Patrizier, die damals das Waadtland beherrschten: er nannte sich von Warens nach einem Dörfchen, dessen Gutsherrschaft ihm sein Vater übergeben hatte. Er war elf Jahre älter als seine junge Frau: ein abenteuernder Soldat, der erst dem Herzog von Savoyen als Fähnrich gedient, dann zu Karl XII. gegangen war und unter ihm die schwedischen Feldzüge nach Rußland, Polen und Sachsen mitgemacht hatte. Seit 1708 lebte er wieder in Lausanne und verwaltete hier wie später, 1724, in Vevey verschiedene städtische Ämter. Durch Geburt wie durch seinen Hauptmannsrang gehörte er zur Aristokratie des Landes, er war nicht ganz ohne Vermögen und Fräulein La Tour hatte ihm eine Mitgift von dreißigtausend Franken zugebracht.

Wie die dreizehn Jahre der Ehe verliefen, wissen wir nicht. Wollen wir Rousseau glauben, so hätte Frau von Warens mehr als ein Liebesabenteuer in dieser Zeit gehabt, nicht aus Leidenschaft, sondern in einem gewissen gleichgültigen Sichgehenlassen; „das kalte Temperament der jungen Frau", schreibt er, „das sie von solchen Irrungen hätte fernhalten sollen, hinderte sie, in der Folge darauf zu verzichten." Von Seiten ihres Mannes indessen hören wir keine Klage über ihre Untreue, weder vor noch nach ihrer Trennung. Unruhigen und lebhaften Geistes, wie sie war, von blühender Gesundheit, zur Stärke neigend, mit einem Überschuß körperlicher und geistiger Kraft fand die junge Frau in den kleinen Landstädten Lausanne und Vevey keine rechte Befriedigung und Beschäftigung. Kinder hatte sie nicht, den Gatten mochten seine Ämter in Anspruch nehmen. Schon damals richtete sich jedoch ihr Sinn auf das Praktische und nicht ins Blaue. Geld zu erwerben war ihr das Wichtigste. In Vevey, wo vermutlich die Langeweile noch größer und der gesellige Verkehr noch

unausgiebiger war als in Lausanne, errichtete sie eine Strumpffabrik, die seidene und wollene Waren lieferte. Ihr Mann hat später behauptet, daß er an dem Unternehmen keinen Anteil gehabt, es war auch nicht erfolgreich und eine Überschwemmung richtete im Juni 1726, um das Mißgeschick zu erhöhen, mancherlei Schaden in dem Fabrikgebäude an. Etwa drei Wochen später reiste Frau von Warens nach Evian, einem Städtchen an dem savoyischen Ufer des Sees, unter dem Vorwand, das Mineralwasser in Amphion zu gebrauchen, einem Badeort, eine halbe Meile von Evian entfernt. Mir erscheint es nicht unmöglich, daß die Erfolglosigkeit ihres industriellen Unternehmens ihren Entschluß, ihr Vaterland und ihren Gatten zu verlassen und ihren Glauben zu wechseln, besiegelte.

Schon im Jahre 1725 hatte sie sich einer Unpäßlichkeit wegen eine Weile in Aix und Chambéry aufgehalten. In einer Denkschrift ihres Mannes, die er später nach ihrer Trennung aufgesetzt hat, erzählt er: sie sei entzückt von Savoyen zurückgekehrt, dort sei alles besser als im Waadtlande. „Auf dieser Reise," fährt er fort, „fing man durch Schmeicheleien und Versprechungen sie in ihrem Glauben zu erschüttern an; während des Winters hörte man sie sagen, im nächsten Sommer würde sich mit einer Dame des Landes etwas Außerordentliches zutragen." Hat sie diese Äußerung wirklich gethan, so ist die Gleichgültigkeit des Mannes dagegen und seine geringe Voraussicht nicht weniger verwunderlich, als ihre Rede. Am 14. Juli 1726 traf Frau von Warens in Evian ein. Sie hatte sich wohl für die Zukunft versorgt: mit einer größeren Summe Geldes, die sie angeblich für die Fabrik aufgenommen, mit ihrer besten Wäsche, all ihrem Silberzeug und einigen Ballen ihrer Strümpfe. Entweder war der junge Gärtner des Hauses Claude Anet, mit dem sie schon damals ein Liebesverhältnis gehabt zu haben scheint, in ihrer Begleitung

oder folgte ihr bald darauf. Herr von Warens hatte von allem, was doch halbwegs unter seinen Augen geschehen mußte, weder Kenntnis noch Ahnung. Harmlos und freundlich machte er ihr am 4. August in Evian noch einen Besuch. Vergebens warnte ihn eine Verwandte, seine Frau nicht zu verlassen, er ging nach Vevey zurück und schickte ihr, auf ihre Bitte, das Wörterbuch von Bayle und einen prächtigen Spazierstock, spanisches Rohr mit goldenem Knopf, den er in London gekauft hatte, um sich während der Brunnenpromenade darauf zu stützen. Für eine, die ihren protestantischen Glauben abschwören wollte, war Peter Bayles „historisch-kritisches Wörterbuch“ sicherlich eine seltsame Lektüre, und doch beschäftigte der Gedanke des Übertritts Frau von Warens während ihres Aufenthaltes in Evian beinahe ausschließlich. Sie war dem Könige von Sardinien, Viktor Amadeus, der in Evian weilte, vorgestellt worden, hatte sich ihm zu Füßen geworfen und um seinen Schutz gebeten. Mit dem Bischof von Annecy war sie vielleicht schon seit ihrer vorjährigen Reise bekannt, jetzt erneuerte sie diese Verbindung. Am 7. August in der Morgenfrühe flüchtete sie von Evian nach Annecy, einige Leibgardisten des Königs begleiteten ihren Wagen, auf einen Brief des Bischofs hin wurde sie in Annecy von der Äbtissin und den Nonnen des Klosters der Heimsuchung mit allen Ehren aufgenommen und trat am 8. September 1726, dem Geburtstage der Jungfrau Maria, feierlich zur katholischen Kirche über.

Man muß sich Zeit und Ort vergegenwärtigen, um den Wiederhall und das Aufsehen dieser Bekehrung zu begreifen. Zwischen den protestantischen Predigern zu Genf und im Waadtland und dem Bischof von Annecy, zu dessen Sprengel einst die ganze Landschaft gehört hatte, bestand ebenso wie zwischen dem Herzog von Savoyen und der Republik Genf ein unaufhörlicher heimlicher Krieg. Das Haus Savoyen, das vor

kurzem die Königskrone erworben hatte, ertrug unwillig die Nähe der freien Stadt, gern hätte es sie unter seine Botmäßigkeit gebracht. Trotz aller verunglückten Versuche, sich der Stadt zu bemächtigen, wollte es nicht endgültig darauf verzichten. Wiederholt dachte es an einen Überfall oder an die Erregung eines Aufstandes in Genf, der sein Einschreiten gerechtfertigt hätte. Wie die Staatsgewalten suchten die beiden Religionen, die auf so engem Raum zusammenstießen, sich Anhänger abzugewinnen. Die katholische Propaganda war unermüdlich, aber auch in Genf gab es eine wohlgefüllte Kasse zur Bekehrung der Katholiken. Meist waren es auf beiden Seiten namenlose Leute, von zweideutigem Rufe, aus unsicheren Verhältnissen, die übertraten, manche, die es nur des Gewinnes wegen oder in der Hoffnung schnellen Fortkommens in der anderen Gemeinschaft thaten. Eine Dame von dem Ansehen und der Stellung der Frau von Warens, eine Patrizierin, deren Mann im Dienste der großmächtigen Republik von Bern stand, war seit Jahren nicht in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Die Freude auf der einen, die Bestürzung auf der andern Seite war gleich groß. Der König von Sardinien bewilligte ihr durch einen Gnadenakt vom 18. September 1726 eine jährliche Pension von fünfzehnhundert Lires und der Bischof von Maurienne schenkte ihr eine Rente von zweihundert Lires, die er ihr bis zu seinem Tode im Jahre 1746 regelmäßig auszahlte. Seinerseits bemühte sich ihr Gatte zu einem rechtlichen Abschluß mit ihr zu kommen. Daß er ihre Rückkehr zu ihm gewünscht hätte, ist nicht ersichtlich. Am 25. September besuchte er sie in Annecy, im Kloster der Heimsuchung. Ein Kontrakt wurde am 26. September zwischen ihnen abgeschlossen, in dem sie alle ihre Güter und Rechte im Waadtlande an ihn abtrat, bis auf eine Summe von tausend Livres, während er ihr eine jährliche Rente von dreihundert savoyischen Livres versprach, im Falle

ihre Schenkung ihm thatsächlich Nutzen bringen würde. Am 27. September verließ er Annecy wieder. Die Verhandlungen waren in Güte und mit gegenseitiger Höflichkeit geführt worden. Frau von Warens hatte erklärt, daß sie einzig der innere Drang zu ihrem Religionswechsel getrieben, kein Grund des Mißvergnügens gegen ihren Gatten, mit dem sie immer friedlich und einträchtig gelebt habe; er fand sich durch ihr Betragen gegen ihn versöhnlich gestimmt. Der Versuchung, die auch an ihn herantrat, seinen Glauben abzuschwören, widerstand er tapfer, obgleich ihm von hochgestellten Männern große Versprechungen für diesen Fall gemacht wurden. Nach seiner Rückkehr nach Vevey schrieb ihm seine Frau: er möge sie fortan wie eine Gestorbene betrachten. Die Berner Regierung belegte ihre Güter mit Beschlag und am 5. Februar 1727 sprach das Konsistorium die Scheidung beider Gatten aus: eine Scheidung, die freilich in Savoyen nicht rechtliche Kraft hatte, da das savoyische Gesetz die Ehescheidung nicht kannte. Herr von Warens hat jedoch weder seine Frau noch seinen schönen Rohrstock mit dem goldenen Knopf wieder gesehen. Wer weiß, welchen Verlust er am tiefsten bedauerte!

Frau von Warens ließ sich für die nächsten Jahre in Annecy dauernd nieder. Sie bewohnte ein altes, aber für ihre Bedürfnisse geräumiges Haus. Hinter dem Hofe, durch einen Kanal, der die Abflüsse des Sees ableitet, von ihm getrennt, lag ein Garten, dahinter das offene Feld. In der Nähe erhoben sich das Haus des Bischofs, das Kloster und die Kirche der Franziskaner, die Singschule für die Chorknaben und den Sangmeister. Der blaue See von Annecy, die kühn aufsteigenden schroffen Berge in einiger Entfernung, die sanfteren Linien der Hügel an den Ufern, die vielen Pappeln gaben der Landschaft das bestimmte Gepräge und den malerischen Reiz. Die Vermögensverhältnisse der Frau von Warens waren in den ersten Jahren nach ihrem

Übertritt noch geordnete. Sie verfügte über Silbergeschirr und mancherlei Kostbarkeiten. Munter und noch jugendlich hatte sie Bekannte, Freunde, einen bewegten Verkehr. Der Bischof Michael Gabriel erwies sich ihr nach wie vor wohlgesinnt. Mit ihren Gönnern am Hofe zu Turin wechselte sie oft Briefe und versäumte niemals, sich bei passender Gelegenheit dem Könige ins Gedächtnis zu rufen. Wenn darum der Papst einmal den Neubekehrten in Savoyen eine Geldunterstützung zu teil werden läßt, steht sie obenan in der Liste. Sie war die vornehmste und bekannteste unter ihnen und nahm sich der Ärmeren an. Ihr Glaube hatte nichts Mystisches, nichts Aufgeregtes, schon ihre naturwissenschaftlichen und medizinischen Kenntnisse und Liebhabereien, die der Vater nach Rousseau auf sie vererbt hatte, waren jeder Schwärmerei entgegengesetzt Auch ihre Körperlichkeit neigte nicht dazu. Eine kleine, rundliche, untersetzte Frau mit einem schöngeschnittenen Gesicht, den sanftesten blauen Augen, aschblondem Haar, einem üppigen Busen und wohlgeformten Armen und Händen. So begegnete sie am Palmsonntage 1728 vormittags zwischen ihrer Hofmauer und ihrem Garten auf dem Wege nach der Franziskanerkirche einem schwarzhaarigen, bestaubten, hungrigen jungen Menschen, der ihr ein von ihm verfaßtes Bittschreiben und eine Empfehlung des katholischen Pfarrers in Confignon, einem Dorfe zwei Meilen von Genf, auf savoyischem Gebiet, überreichte: dieser Jüngling war Rousseau.

Seit Sonntag den 14. März 1728 irrte er im Lande ohne Geld umher, er lebte von der Gutmütigkeit der Bauern, die ihn aufnahmen, und sprach in den katholischen Pfarrhäusern vor, um Almosen und gute Ratschläge zu empfangen. Seinem Lehrmeister, dem Graveur Abel Ducommun, der ihn hart behandelte und seine Streiche grausam mit Schlägen bestrafte, war er entlaufen. Furcht vor der Strafe eben so sehr wie die Lust, die Welt kennen zu lernen, und die eingeborene

Neigung zum Müßiggang und zum Vagabundentum hinderten ihn nach Genf zurückzukehren. Sein Vater, der Tanzmeister und Uhrmacher Isaac Rousseau, hatte schon vor Jahren wegen eines Streites und der Verurteilung, die das Gericht über ihn ausgesprochen, Genf verlassen und lebte in Nyon, zum zweitenmale verheiratet, mit einer Frau, die den Stiefsohn nicht leiden konnte. So war der sechzehnjährige Jüngling, zu früh sich selbst überlassen, ein Thunichtgut geworden, faul, lügnerisch und diebisch, auf dem geraden Weg zur Verkommenheit. Davor zunächst hat ihn Frau von Warens gerettet. Der Pfarrer zu Consignon, ein Herr von Pontverre, der in ihm eine gewisse Bildung entdeckte und einen Proselyten witterte, schickte ihn zu der „guten Dame.“ Sie war eine Schweizerin, die Mutter der Neubekehrten, keiner besseren hätte der Pfarrer die Zukunft des Jünglings anvertrauen können. Die erste Begegnung beider war für sie entscheidend. Unverlöschlich prägte sich das Bild der jungen, sonntäglich geputzten, vornehmen Dame, der ein Diener das Gebetbuch zur Kirche nachtrug, in Rousseaus Gedächtnis ein. Mit einem goldenen Gitter möchte ich den Ort umgeben, wo ich sie zuerst sah, ruft er in den „Bekenntnissen“ aus. Nur auf den Knieen sollte jeder, der die heiligen Stätten der Menschheit ehrt, sich dieser Stelle nahen. Der Anblick der Frau von Warens mußte für den jungen empfindsamen, sinnlichen, halb verhungerten und armseligen Burschen um so wunderbarer sein, je weniger er darauf vorbereitet war. Er hatte sich unter der „guten Dame“ eine alte mürrische, geizige Frömmlerin vorgestellt und sah nun das Gegenteil in anmutiger Wirklichkeit vor sich. Gütig und liebreich wie eine Mutter nahm ihn Frau von Warens auf, statt ihn aber zu seinem Vater und in seine Heimat zurückzuschicken, versahen sie und der Bischof ihn mit Geld und einem Geleitschreiben nach Turin. Sie war eben doch schon zu sehr im Bann ihres neuen Glaubens

und ihrer Umgebung, um etwas anderes als eine neue Eroberung der katholischen Kirche in dem Jüngling zu sehen. Im Ausgang des Märzmonats traf Rousseau in Turin ein und erhielt, ohne Zweifel auf die Empfehlung der Frau von Warens, am 12. April in dem Hospiz der Katechismusschüler Obdach und Unterricht. Am 23. August 1728 ward er, nachdem er seine Ketzerei abgeschworen, daraus entlassen und diente eine Weile in der bittersten Notdurft des Lebens, wie er war, in verschiedenen adeligen Häusern der Stadt.

Mit doppelter Gewalt regte sich in dieser traurigen Lage die Erinnerung an die Anmut und die Güte der Frau von Warens in ihm und zog ihn magnetisch nach Annecy zurück. Im März 1729 war er wieder im Hause des „guten Mütterchens.“ So unerwartet ihr seine Ankunft kam, verleugnete sie doch ihre Freundlichkeit nicht. Sie beherbergte ihn einige Wochen und ließ ihm ein Bett in ihrem Salon aufschlagen, und da in irgend einer Weise für seinen Lebensunterhalt und seine Zukunft gesorgt werden mußte, schickte sie ihn in die Singschule, nachdem eine Lehrzeit in dem Priesterseminar zu Annecy die Unmöglichkeit dargethan, aus Rousseau einen katholischen Geistlichen zu machen. Hier, in dem Hause der Singschule, unter dem Gesanglehrer Nicoloz, hat Rousseau vom Oktober 1729 bis April 1730 gelebt und seine ersten musikalischen Studien gemacht. Seine Begabung für diese Kunst war eine ungewöhnliche, seine Liebe zu ihr eine leidenschaftliche. Es war ein Band mehr, das ihn mit seiner „angebeteten“ Mama verknüpfte. Sie veranstaltete in ihrem gastfreien Hause, in dem es stets lebhaft und heiter zuging, in einem beständigen Gehen und Kommen von Freunden, Fremden und zweideutigen Personen, kleine Konzerte und der Jüngling fand Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und sich nützlich zu machen. Wenige Schritte führten ihn von der Singschule zu ihr hinüber. Die hübsche Zofe der Herrin,

Anna, die Tochter des Organisten der Stiftskirche Merceret, war ihm wohlgesinnt und sang mit ihm, der Haushofmeister, jener Claude Anet, der Gärtner, der Frau von Warens aus Vevey gefolgt war, sechs Jahre älter als Rousseau, behandelte ihn wie einen jüngeren Bruder und unterrichtete ihn in der Botanik. Von dem Liebesverhältnis zwischen ihm und Frau von Warens ahnte Rousseau nichts; er sollte es erst später in Chambéry bei einem tragischen Vorfall entdecken. Je leichter und cynischer es Frau von Warens nahm, desto ernsthafter und tiefer war Anets Leidenschaft. Es gab öfters Streitigkeiten zwischen beiden, die immer zu Rousseaus Verwunderung mit einer Versöhnung endeten. Einmal aber hatte sich Frau von Warens ein hartes oder freches Wort gegen ihn erlaubt, und in seinem Schmerz darüber suchte sich Anet mit Laudanum zu vergiften. Der Schrecken der Frau von Warens verriet Rousseau ihr Geheimnis. Ihre Sorgen, Mühen und Arzneien retteten damals Anet vom Tode. Aber für Rousseau hatte sie von diesem Augenblick an eine neue Gestalt angenommen: das Mütterchen verwandelte sich allmählich, allein unaufhaltsam für ihn in ein begehrenswertes Weib, um so begehrenswerter, je mehr sie ihn noch als Knaben behandelte.

Bald nach den Ostertagen des Jahres 1730 endete die Idylle in Annecy durch einen thörichten Streich Rousseaus und eine politische Reise der Frau von Warens nach Paris. Nicoloz, der Singmeister, war zum Jähzorn wie zum Trunke geneigt und hatte einen heftigen Streit mit den Domherren der Kathedrale gehabt. Um sie zu ärgern, beschloß er heimlich davonzugehen und noch obendrein alle Noten mit sich zu nehmen. Warum Frau von Warens, als sie von diesem Vorhaben hörte, Rousseau zuredete, Nicoloz wenigstens bis nach Lyon zu begleiten, läßt sich schwer erklären, Klugheit wie Sorge für den Jüngling hätten sie im Gegenteil bewegen sollen, ihm von dem Abenteuer abzuraten. Aber vielleicht war er ihr

lästig geworden oder sie wußte, da sie selbst Annecy zu verlassen Willens war, keinen besseren Schutz für ihn als seinen Lehrer — genug, Claude Anet half die Noten in eine Kiste packen und trug sie im Verein mit Nicoloz und Rousseau nach dem nächsten Dorfe, wo Nicoloz einen Esel mietete. Nach dem Osterfeste trafen der Lehrer und der Schüler scheinbar in bester Laune und Eintracht in Lyon ein. Allein sie blieben nicht lange beisammen. Der Zauber der Frau von Warens wirkte in die Ferne und zog Rousseau unwiderstehlich zurück. Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Lyon wurde Nicoloz bei einem Spaziergang in einer engen Straße von der Fallsucht ergriffen und stürzte in Krämpfen nieder. Der Anblick des Unglücklichen entsetzte Rousseau, als sich Mitleidige und Neugierige um sie sammelten, entfloh er in dem Gedränge. Wohin anders als nach Annecy hätte er sich wenden können? Aber die Strafe für seine Undankbarkeit und Untreue ließ nicht auf sich warten. Bei seiner Heimkehr fand er das Haus des „guten Mütterchens“ leer, nur die Zofe war darin, Frau von Warens und Claude Anet hatten es verlassen.

Ein schweizerischer Abenteurer Paul Bernard Aubonne hatte sich an sie gedrängt. Er glaubte sich von dem Magistrat seiner Vaterstadt und von den Herren in Bern, in deren Kriegsdiensten er stand, in seinen Rechten beeinträchtigt und sann auf Rache. Durch Frau von Warens suchte er an den König von Sardinien zu gelangen. Offenbar hatte er einen Plan gegen Genf ausgesonnen. Nach Turin wagte man ihn nicht kommen zu lassen, sondern schickte ihn und Frau von Warens nach Paris. Sie sollte die Vermittlung zwischen ihm und dem sardinischen Gesandten am französischen Hofe, dem Grafen Maffei, übernehmen. Da der Graf trotz seiner siebenzig Jahre noch für einen galanten Mann galt, konnte das politische Ränkespiel sich in dem Schleier eines Liebes-

abenteuers verbergen. Für die unruhige Thatlust der Frau von Warens, die nach Rousseaus Ansicht für die großen Geschäfte geboren war, ließ sich keine stärkere Verlockung denken. Nur daß sich von allen ihren hohen Erwartungen keine erfüllte. Sie überwarf sich aus irgend einem Grunde, den wir nicht mehr zu erkennen vermögen, mit Aubonne und wurde eine Weile der sardinischen Regierung verdächtig, als sänne sie darauf, ihre Wissenschaft jener geheimen Pläne und Machenschaften in Bern oder Genf zu verwerten. Schließlich geriet die ganze Angelegenheit in das Stocken und dann in Vergessenheit. Um eine Dame seines Hofes zu heiraten, dankte der König Viktor Amadeus ab und der neue König Karl Emanuel, sein Sohn, hatte bald andere Sorgen, als die Verschwörung gegen Genf. Denn seinem Vater war nach kaum einem Jahre seine Abdankung leid geworden, er wollte wieder auf den Thron steigen, und der Sohn mußte ihn, um eine allgemeine Verwirrung und Zerrüttung des Staates zu hindern, als Gefangenen nach dem Kastell von Rivoli bringen lassen. Für Frau von Warens stand bei diesen Veränderungen in der Regierung und am Hofe alles, ihre Pension, auf dem Spiel. Sie war im Juli 1730 von Paris abgereist und eine Zeit lang bei einer Freundin in Lyon geblieben. Von hier hatte sie die Absicht, nach Turin zu gehen, als Viktor Amadeus im September dem Throne entsagte. Da sie all' ihr Gerät in Annecy gelassen, kehrte sie im Herbst des Jahres dorthin zurück, doch schon entschlossen, ihren Aufenthalt zu wechseln. Von Lyon war sie nach Chambéry gegangen, die Stadt hatte ihr gefallen, ein Haus zur Wohnung sich nach ihren Wünschen gefunden. Der sardinische Finanzminister, von dessen gutem Willen halbwegs die Aufrechterhaltung und die regelmäßige Bezahlung ihrer Pension abhing, ein Graf Viktor Amé Chapel von St. Laurent, besaß in der Mitte der Stadt, in einer Sackgasse gelegen, ein Haus, mit geringem Raum und

geringem Licht, schwer vermietbar. Rasch entschlossen mietete es Frau von Warens: ein Geniestreich, den Rousseau bewundert, da er ihr nicht nur die Reise nach Turin ersparte, sondern den Schutz und das Wohlwollen des Ministers sicherte. Im Sommer 1731 war sie dort eingerichtet. Noch nicht lange, als Rousseau auch schon wieder an ihre Thür klopfte.

Er hatte, als er sie nach seiner Rückkehr im Mai 1730 nicht mehr in Annecy traf, seine Zeit mit müßiggängerischem Nichtsthun zugebracht, in dem Städtchen und seinen Umgebungen anfänglich, bis ihn dann die Wanderlust und die Not des Lebens weiter und weiter gelockt. Von Freiburg, wohin er Fräulein Anna Merceret zu ihren Eltern, die dorthin verzogen waren, geleitet, nach Lausanne, von Lausanne nach Neufchâtel. Hier machte er die Bekanntschaft eines Abenteurers „vom pelasgischen Blute“, der sich für den Archimandriten von Jerusalem ausgab, und zog mit ihm in fragwürdiger Gestalt bettelhaft durch die Lande. In Bern diente er bei dem französischen Gesandten Bonac, der ihn bald darauf nach Paris empfahl. Hier hatte er, wir wissen nicht durch welche Anzeichen verlockt, Frau von Warens zu finden gehofft. Er verließ darum nach kurzem Aufenthalt, als er sich getäuscht sah, die Hauptstadt und wandte sich nach Lyon. Die Freundin der Frau von Warens, ein Fräulein du Châtelet, vermittelte seine Bittbriefe an das gute „Mütterchen“ nach Chambéry. Auf ihre Antwort, daß er kommen möge, wanderte der Unstäte zu Fuß frohen Sinns und erwartungsvoll von Lyon nach der savoyischen Landstadt. „Wie mir scheint, kam ich im Jahre 1732 dort an“, beginnt er das fünfte Buch seiner „Bekenntnisse“. Acht Jahre, von kleinen Ausflügen und Reisen abgesehen, die für seine Nomadennatur nun einmal unumgänglich waren, ist er dort im Hause des Mütterchens geblieben. Sein gutes Glück wollte, daß er bei seinem Eintritt in das Haus dem General-Intendanten der

savoyischen Finanzen, Don Antonio Petitti, begegnete, der Frau von Warens einen Besuch abstattete. Mit raschem Entschluß stellte die Dame ihren jungen Schützling dem hohen Beamten vor und dieser gab ihm eine Stelle unter den Schreibern, die mit einer Anzahl von Feldmessern an der Vollendung des neuen Flur- und Grundbuchs für Savoyen arbeiteten. „Das Amt war nicht einträglich“, aber es reichte hin, um in Chambéry den Lebensunterhalt zu bestreiten — und die Hauptsache war erfüllt, „ich lebte bei dem Mütterchen“. In einem dunklen Hause, mit morschen Balken, das voll Heimchen und Ratten steckte, in der schlechtesten Kammer, aber doch bei ihr. Um die Trübseligkeit des Aufenthalts ein wenig zu erheitern, wurde in der Vorstadt ein hochgelegener Garten gemietet, mit einem Häuschen, dessen größtes Gemach ein Bett enthielt, um darin übernachten zu können. Es wurde bald der Lieblingsplatz Rousseaus, der es mit Büchern, Kupferstichen und eigenen getuschten Zeichnungen ausstattete und hier seinen Träumereien nachhing, während Claude Anet den Garten pflegte und Heilkräuter pflanzte. Unter seiner Leitung, meint Rousseau, hätte er ein hervorragender Botaniker werden können, aber die einseitige Vorliebe Anets für Nutzpflanzen verleidete ihm die Wissenschaft. Dennoch wird man hier den ersten Keim für Rousseaus nachherige Liebhaberei suchen dürfen.

Nach außen wie nach innen war das Leben in diesem Hause ein wunderliches. Außer ihrer mäßigen Pension von fünfzehnhundert Lires und dem Geschenk des Bischofs von Maurienne hatte Frau von Warens kein bestimmtes Einkommen. Mit ihrem Manne führte sie einen Prozeß wegen der Zahlung von fünfzig Thalern, die er ihr in dem Ehekontrakt jährlich als Taschengeld zu zahlen versprochen und selbstverständlich seit ihrer Trennung nicht mehr bezahlt hatte. Von ihren späteren industriellen Unternehmungen in Eisen und Kohlen war noch keine Rede. Ihre Experimente be-

schränkten sich damals auf allerlei Tränke, Elixiere und Arzneien, zu denen ihr Claude Anet die Pflanzen und Kräuter auf seinen Spaziergängen, zum Teil von den Bergen, sammelte. Oft genug mußte Rousseau diese Medizinen zuerst versuchen. Ob sie für ihre Heilmittel Abnehmer fand, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Aber sie stand mit dem früheren Leibarzt des Königs Viktor Amadeus, Grossi, der in Chambéry wohnte, in näherer Verbindung und trug sich mit dem Gedanken, in der Stadt einen botanischen Garten und eine Schule für Apotheker auf Staatskosten zu gründen, zu deren Leiter sie Claude Anet ersehen hatte. Von Projektemachern und Abenteurern wurde ihr Haus nicht leer. Ihre leicht betrogene Gutmütigkeit, ihre geringe Voraussicht und ihre Verschwendung hatten zu ihrem Glück in der Klugheit, Sparsamkeit und Tüchtigkeit Anets ihr Gegengewicht. Er hielt ihr Hauswesen mit Anstand aufrecht, so daß selbst die vornehmste Gesellschaft der Stadt, die adeligen Herren und Damen von Bellegarde, Mellarede, Conzié und Menthon, mit ihr verkehrten. Daß die Jesuiten, die in Chambéry ein Kolleg hatten, und andere Ordensleute und Geistliche einen steten Zugang zu ihr hatten, war bei der Neubekehrten ebenso notwendig wie selbstverständlich. Auch mit der Bürgerschaft pflegte Frau von Warens einige Beziehungen, der Gewürzkrämer Johann Lard und der Tuchhändler Anton Charbonnel gehörten zu ihren Freunden. Zu den zahlenden sogar, von Charbonnel borgte sie Waren und Geld. Für diese guten Leute hatte die muntere, geschwätzige vornehme Dame, die wiederholt in notariellen Akten als Gräfin von Warens aufgeführt wird, offenbar etwas Bezauberndes. Das Gerücht mochte ihre Verbindungen mit dem Turiner Hofe und dem Bischof von Annecy übertreiben, ohne Eindruck konnte es indessen in der Stadt nicht bleiben, wenn ihr der Bischof, der am 23. April 1734 starb, in seinem Testamente eine

jährliche Leibrente von hundertfünfzig Livres vermachte. Ihre Persönlichkeit bestärkte dann die gute Meinung, die ihr die Gunst des Königs und der Geistlichkeit in Chambéry und Annecy gewonnen hatte. Länger als die meisten Frauen erhielt sie sich ein jugendliches Aussehen. Noch an der Schwelle der Vierzig hatte die kleine rundliche Frau einen Teint von Rosen und Lilien, die lebhaftesten Augen, ein silberhelles Lachen, eine Stimme, die sich allen einschmeichelte, eine Anmut in der Rede und in dem Betragen, die unwiderstehlich wirkte, alles an ihr atmete Herzensgüte, Aufrichtigkeit, Wohlwollen, so schildert sie ein achtzigjähriger Greis, Herr von Conzié, aus der Erinnerung. Diese Gaben kamen in der heiteren Geselligkeit Chambérys zu voller Geltung. Man spielte in den vornehmen Häusern kleine Komödien und Schäferspiele, Frau von Warens gab Konzerte. Wenn Rousseau das Brauen und Kochen des „Mütterchens" und das Verschlucken ihrer Mixturen zu unerträglich wurde, schleppte er sie wohl mit sanfter Gewalt von ihrem Herde zum Klavier, sie mußte niedersitzen und spielen und beide sangen Lieder und Arien. Ein Quartett, Violine und Klavier, Cello und Baß, fand sich zusammen und ergötzte die Gäste. Es mochte Stunden geben, in denen die Unsicherheit ihrer Lage, die wachsende Last ihrer Schulden Frau von Warens ängstlich auf das Herz fiel, aber die Geschäftigkeit ihres Müßigganges, der Bau ihrer Luftschlösser, ihre phantastischen Hoffnungen ließen sie nicht lange den Sorgen nachhängen. Selbst ein Ereignis, das den bisherigen verhältnismäßig ruhigen Zustand ihres Daseins erschütterte und ihre Zukunft mit Gefahren bedrohte, brachte sie nicht zur dauernden Einkehr und Umkehr.

Daß ein junger, in einem Bureau als Schreiber beschäftigter Mensch, weder auffällig häßlich noch auffällig schön, trotz seiner musikalischen Begabung und seiner angenehmen

Stimme, in dieser Gesellschaft keine große Rolle spielen konnte, leuchtet ein, die meiste Rücksicht nahmen noch die Geistlichen auf ihn, da er ihnen als Bekehrter und mit seinem Drang zur Lektüre und bei seiner Belesenheit, wie ungeordnet sie auch war, ein interessanter Gegenstand der Beobachtung war — anders aber fing allmählich Frau von Warens Rousseau zu betrachten an. Die abenteuerliche Erklärung, die er in dem fünften Buche der „Bekenntnisse" für die Änderung ihres Benehmens ihm gegenüber anführt, verschleiert doch nur für den die Wahrheit, der getäuscht sein will. Frau von Warens mochte längst gemerkt haben, daß der Jüngling, den sie aufgenommen und wiederholt aus dem Elend gerettet hatte, nicht mehr ausschließlich eine Mutter in ihr sah, sondern ihr leidenschaftlichere Gefühle und Wünsche als die eines Sohnes entgegentrug. Der Augenblick kam, wo auch er ihr gefiel. Sie war gewohnt, ihre Liebhaber wie ihre Luftschlösser zu wechseln und vermutlich Claude Anets überdrüssig geworden. Wenn sie mit dem Gärtnerburschen schon im Hause ihres Mannes ein Verhältnis gehabt, konnte sie jetzt erst recht keine Scheu und Scham von einer Liebschaft mit Rousseau in ihrem eigenen Hause zurückhalten. Eine Weile diente beiden der Garten in der Vorstadt als Asyl und verbarg ihre Zusammenkünfte vor Anets Eifersucht. Endlich aber erriet der Arme die Treulosigkeit der Herrin, der er so redlich und mit solcher Aufopferung gedient, und des Jünglings, den er so neidlos neben sich geduldet hatte. In der Kälte und Unsauberkeit ihres Gefühls würde Frau von Warens ein vergnügliches Zusammenleben zu dreien, unter der Bedingung, daß der Schein des Anstandes nach außen hin durch keine Ausbrüche der Eifersucht zerrissen würde, ganz nach ihrem Geschmack und in der Ordnung gefunden haben. Anet, der Anständigste im Hause, empfand tiefer und tragischer. So weit wie Mugnier, der ihn am gebrochenen Herzen sterben

läßt, möchte ich in der Ausmalung seines Schmerzes nicht gehen, aber sicherlich war sein Kummer ein guter Verbündeter der Krankheit, einer Brustfellentzündung, der er am fünften Tage schon, am 13. März 1734, erlag. Möglich ist es ja, wie Rousseau schreibt, daß er sich die Erkältung auf einem Spaziergang geholt, wenn auch nicht gerade auf den Bergen, um Heilkräuter zu sammeln. Im ersten Schreck über diesen jähen Todesfall, der ihr den Freund ihrer Jugend, den ersten Berater, die festeste Stütze ihres Hauses raubte, vergoß Frau von Warens die bittersten Thränen und erging sich in Gedanken über die Nichtigkeit des Irdischen; die Nachrichten über den Zustand ihres Gönners, des Bischofs von Annecy, dessen Leiden sich von Tag zu Tag verschlimmerte, steigerten noch ihre Traurigkeit und am 28. März übergab sie dem Advokaten Bertrand Genin ein zwölffach rotgesiegeltes Packet, das ihr Testament enthielt. Der Advokat bestätigte ihre Erklärung auf dem Umschlag in Gegenwart von sieben Zeugen und ließ das Dokument in ihren Händen. Leider hat sich nur das Protokoll Genins, aber nicht das Testament der Frau von Warens gefunden.

Rousseau konnte sich jetzt für den Herrn im Hause halten, er hatte nicht nur den neuen schönen schwarzen Rock Anets, den er so oft mit neidischen Augen begehrt, sondern auch seine Stellung und seinen Einfluß geerbt. Freilich auch seine Sorgen, in den verworrenen Verhältnissen der Frau von Warens eine gewisse Ordnung zu schaffen und das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme herzustellen. Denn die Verschwendung und der Leichtsinn der unverbesserlichen Frau gewannen bald wieder über ihre guten Vorsätze und die entsagenden Gedanken die Oberhand. Die „Gänsehaut“, die sie überkam, wenn sie sich damals, unmittelbar nach Anets Tode, zu Bette legte, bei all' den Betrachtungen, die auf sie einstürmten, ließ sie nicht mehr zusammenschauern, wie vor-

dem lebte sie ihrem Vergnügen und ihren Projekten. In seiner Jugend und Unerfahrenheit, seiner Unstätheit und Großmannssucht war Rousseau noch weniger als sie zur Leitung des Hauses und zur Zügelung ihrer Launen geeignet. Kaum trug er den schönen schwarzen Rock Anets, so verließ er das Kataster-Bureau. Die Arbeit langweilte ihn, die stickige Luft in dem Bureau nahm ihm den Atem, der Tadel der Vorgesetzten beleidigte ihn. Als freier Künstler hoffte er sich leichter den Lebensunterhalt verdienen und den vornehmen Herren spielen zu können. Frau von Warens und die Väter der Gesellschaft Jesu, Hemet und Coppier, die sich seiner angenommen und ihm die Bibliothek des Kollegiums geöffnet hatten, empfahlen ihn als Gesangslehrer einigen Familien des Adels und des wohlhabenden Bürgerstandes. Eifrig studierte er die theoretischen Bücher Rameaus über die Kompositions- und Harmonielehre und machte eine Reise nach Besançon zu dem Abbé Blanchard, der für eine Autorität und eine ausgezeichnete Lehrkraft in der theoretischen Musik galt. Freigebig wie immer hatte das „Mütterchen" achthundert Franken zu der Reise gespendet. Sie verlief, wie so viele andere Fahrten und Unternehmungen Rousseaus, im Sande, sei es nun, daß die Beschlagnahme seines Koffers durch die französischen Zollbeamten an der Grenze, die darin ein Pamphlet fanden, ihn zurücktrieb, wie er berichtet, oder daß ihn das Heimweh zu dem „Mütterchen" und den Fleischtöpfen Ägyptens ergriff, was ich für wahrscheinlicher halte. Bis in den Sommer 1737 dauerte das Verhältnis zwischen beiden ohne Störung, sie hatten sich an einander gewöhnt und Rousseau wünschte nichts sehnlicher, als seine Tage in den Armen und in der Sorge der Frau von Warens im beschaulichen Nichtsthun weiter zu spinnen. Seine schwache Gesundheit, seine Schlaflosigkeit und seine Schwindelanfälle, sein Herzklopfen und sein Ohrensausen, wenn er sie auch in

seiner Wehleidigkeit und seiner Sucht, mit einem frühzeitigen Tode vor den andern gleichsam zu liebäugeln, übertrieb, machten doch wohl die Pflege und die Obhut einer Frau nötig. Von der Musik, weil sich sein Luftschloß nicht so schnell erfüllen wollte, wie er es gewähnt, hatte er sich den Wissenschaften zugewandt, mehr um die müßigen Stunden und die Lücken seiner Bildung auszufüllen, als im Hinblick auf einen bestimmten Zweck. Da gab ein unbedeutender Zufall seinem Leben eine andere Wendung. Das Beispiel des „Mütterchens" hatte auch ihn angesteckt, er versuchte sich wie sie in allerlei Gebräuen. Bei der Herstellung einer sympathetischen Tinte zersprang ihm die Flasche, der Inhalt flog ihm ins Gesicht und beraubte ihn des Augenlichts. Rousseau hielt sich für einen verlorenen Mann, an demselben Tage noch, dem 27. Juni 1737, machte er sein Testament. Er beteuert darin seinen katholischen Glauben, ruft die heilige Jungfrau und seine Patrone, die Apostel Johannes und Jacobus, zu Fürbittern an und setzt Seelenmessen in verschiedenen Kirchen der Stadt für sich ein. Zu seiner Universalerbin ernennt er Frau von Warens und bekennt sich als Schuldner des Tuchhändlers Charbonnel für siebenhundert Livres, die er teils in Waren, teils in barem Gelde von ihm entliehen hatte. In dieser Zeit nämlich erwartete Rousseau die Auszahlung seines mütterlichen Vermögens, das bis dahin hypothekarisch festgelegen, und da der Unfall, der ihn betroffen, ohne nachteilige Folgen vorüberging, machte er sich um den 20. Juli auf den Weg nach Genf, die Summe zu erheben. Am 31. Juli wurde die Hypothek von 13 000 Schweizergulden ausgezahlt, die eine Hälfte an Rousseau, die andere an seinen Vater. Mit mehr als dreitausend Livres im französischen Gelde, von denen freilich siebenhundert dem Tuchhändler gehörten, kehrte er im August des Jahres 1737 nach Chambéry zurück, um sie „zu den Füßen Mamas"

niederzulegen. „Freudig klopfte mir das Herz auf der ganzen Fahrt und der Augenblick, in dem ich dies Geld in ihre Hand legte, war mir tausendmal süßer, als derjenige, wo ich es erhielt.“ In Wirklichkeit zog freilich Frau von Warens keinen Nutzen von Rousseaus Gelde, denn schon am 11. September verließ er Chambéry wieder, um nach Montpellier in die Kur zu einem berühmten Arzte zu gehen, dem Doktor Fizes: er glaubte einen Herzpolypen zu haben.

Es ist trotz der Erzählung in den „Bekenntnissen“ für uns jetzt gewiß, daß Rousseaus Leiden nicht der entscheidende Grund seiner Abreise von Chambéry im September 1737 war. Wie sehr er sich auch damals in der Rolle des Todeskandidaten gefiel, war seine Krankheit doch keineswegs gefährlich. Halb ging er aus Chambéry fort aus Eifersucht, Verdruß und Kränklichkeit, halb wurde er fortgeschickt. Frau von Warens hatte während seiner Abwesenheit, als er in Genf sein Erbe erhob, einen neuen Liebhaber gefunden. Gerade wie Anets war sie auch des kränklichen, verstimmten, einsiedlerischen Rousseaus überdrüssig geworden, und da sie die Abwechselung liebte, hatte sie statt des kleinen, zarten, schwarzhaarigen Rousseaus einen blonden, kräftigen, lauten Jüngling in ihr Haus genommen, der immer in Bewegung war, harte Arbeit, Holz zu hauen und den Garten umzugraben, liebte, die Dienerschaft beaufsichtigte und wohl auch der Herrin unter Umständen Furcht einflößte. Johann Samuel Rudolph Wintzenried von Courtilles stammte wie Frau von Warens aus dem Waadtlande, sein Vater war Kastellan im Schlosse Chillon. Im März 1716 geboren, hatte er wie Rousseau in jungen Jahren seine Heimat verlassen und war zu der Mutter aller Proselyten, der Frau von Warens, gekommen. Nach seinem Übertritt hatte er seinem Wandertrieb auf Reisen genügt und war im Jahre 1737 nach Chambéry zurückgekehrt. Vermutlich weil auch ihm wie Rousseau in der Fremde kein

Glück geblüht und er auf die immer offene Hand seiner Beschützerin rechnete. Darin täuschte er sich nicht. Seine Frische, seine Unternehmungslust, seine gute Haltung — wenn er zu Pferde saß, glich er einem Landedelmann — selbst sein lautes großsprecherisches Wesen mochten Frau von Warens nach der öden Vielleserei und der verstiegenen Schwärmerei Rousseaus wie eine Erlösung dünken. Es gab für sie keine Wahl, mit Freuden nahm sie den Ankömmling auf. Nur um die Beschäftigung, in der er mit einem Anschein der Ehrbarkeit in ihrem Hause verweilen konnte, handelte es sich für sie und schnell hatte sie eine passende gefunden. Rousseau wurde zur Kur nach Montpellier geschickt und sollte dort bis zum nächsten Sommer verweilen, für Wintzenried mietete Frau von Warens eine Meierei im Thal der Charmettes, der Kontrakt wurde am 15. September 1737, unmittelbar nachdem Rousseau das Haus verlassen hatte, abgeschlossen. Das kleine schmale, von Hügeln, die sich allmählich höher heben, eingeschlossene, von einem Bache durchströmte Thal der Charmettes zieht sich oberhalb der Stadt von Norden nach Süden hin, auf der halben Höhe liegen rechts und links Häuser und Häuschen, Felder und Matten, Weinberge und Kastanienwäldchen umher. Das Haus, das Frau von Warens gemietet hatte, war nicht zum Bewohnen geeignet, aber das Gut umfaßte beinahe sechs Hektare Bodenumfang und bot dem Thätigkeitsdrange Wintzenrieds die mannigfaltigste Beschäftigung. Er konnte nun nach seinem Vergnügen als Landwirt schalten und walten und in der Stadt mit einigem Recht als Verwalter der Baronin auftreten. Nicht wie uns Rousseau in den „Bekenntnissen“ glauben machen will, seinetwegen, aus zärtlicher Sorge für den Leidenden, dem die Luft und das Licht in der schönen Landschaft und die ländlichen Arbeiten wohlthun sollten, sondern seines Nebenbuhlers wegen faßte Frau von Warens den Entschluß, sich im Thal der Charmettes einen Sommer-

sitz neben ihrer Stadtwohnung zu erwerben, nicht ihm, sondern dem Eindringling galt ihre Rücksicht und Liebe. Hat er uns absichtlich betrogen oder hat ihm selber in der Erinnerung nach mehr als zwanzig Jahren die Eitelkeit, diese tiefste Krankheit seines Herzens, einen Streich gespielt?

Wer das sechste Buch der Rousseauschen „Bekenntnisse“ gelesen hat, dem wird sich das Bild der glücklichen Idylle, die Rousseau in dem Thal und auf den Hügeln der Charmettes verlebt haben will, unvergeßlich eingeprägt haben. Für mich wenigstens gehört der Eindruck dieser Schilderungen zu den stärksten, die ich von der Lektüre empfangen. Man sieht das Haus, den Obstgarten davor, den ansteigenden Weinberg dahinter, auf den Hügellehnen verstreut Felder, Hütten, Kastaniengruppen, das Immergrün, das am Wege wächst, auf dessen bläuliche Blüte ihn Frau von Warens aufmerksam machte, als sie zum erstenmale zu ihrem Hause hinaufstiegen. Der träumerische, kränkliche junge Mensch, der sich in seine Bücher vergräbt, der des Nachts die Sterne vom Garten aus betrachtet; die kleine, rundliche, anmutige Frau, die immer geschäftig ist und immer lacht, die Spaziergänge, die sie beide die Hügel auf und ab zuweilen einen ganzen Tag lang in echter Wanderlust vom Hause entfernen, Glück und Genuß in ungetrübter Stille und Ruhe, und dann die Katastrophe, das Auftreten des blonden, lärmenden Wintzenried, des dritten, der die Eintracht und das Zusammenleben der beiden auf immer stört: wie ergreift, wie rührt das alles, wie natürlich, wie wahr erscheint es! Und doch ist es zur guten Hälfte ein reines Phantasiebild, von dem ich nur annehmen kann, daß es Rousseau mit bewußter Kunst entworfen und ausgeführt hat. Denn wie lückenhaft und verworren nach mehr als zwanzig Jahren auch seine Erinnerungen sein mochten, wie wenig er sich bei der Erzählung seiner Jugend auf Briefschaften und Tagebücher stützen konnte,

gewisse Thatsachen mußten, gerade der Schmerzen wegen, die sie ihm zugefügt hatten, seinem Gedächtnis unverlierbar geblieben sein.

Von zärtlicher Liebe und Neigung war zwischen ihm und Frau von Warens während des ganzen Aufenthalts im Thal der Charmettes keine Rede. Im Gegenteil, der eigentliche Liebhaber der vierzigjährigen Dame war Wintzenried, Rousseau war „der Kleine", der Überflüssige, dessen sich Frau von Warens in ihrer Gutmütigkeit, vielleicht aus einem dunklen Schuldbewußtsein, daß sie sein Verhängnis, seine Trennung von seiner Vaterstadt und seiner Religion, herbeigeführt hatte, nicht zu entledigen wußte. Als Rousseau mit seinem mütterlichen Erbe im Ausgang August 1737 von Genf nach Chambéry zurückkehrte, stand das Verhältnis des „Mütterchens" zu dem Blonden in der ersten Blüte. Der Herzpolyp, an dem Rousseau damals zu leiden glaubte, gab ihr und ihm, dem Gekränkten, den willkommenen Vorwand, sich auf eine Weile zu trennen; schon am 11. September begab sich Rousseau auf die Reise nach Montpellier, zu dem Doktor Fizes, der sich durch gelungene Kuren bei Herzkrankheiten weithin einen Ruf verschafft hatte. Die Kosten der Reise bestritt das Geld, das er aus Genf mitgebracht, er mochte der Hoffnung leben, daß der Leichtsinn und die Wandelbarkeit des Mütterchens in ihren Liebschaften sie bald dem blonden Wintzenried entfremden würden. Wie sehr er sich darin täuschte, beweisen die Briefe, die er aus Montpellier schrieb. Leider sind uns ihrer nur wenige erhalten, aber in dem einen lesen wir doch: „Nun sitze ich schon einen ganzen Monat in Montpellier, ohne daß ich auf meine drei Briefe einen einzigen von Ihnen empfangen hätte", und in einem anderen, späteren: „Ich beschwöre Sie im Namen Gottes, ordnen Sie die Dinge, damit ich nicht vor Verzweiflung sterbe. Ich willige in alles, ich unterwerfe mich allem, nur nicht der Bedingung (daß ich fern

von Ihnen lebe), und müßte ich die Beute des elendesten Schicksals werden — ihr kann ich nicht zustimmen. Ach, mein teuerstes Mütterchen, sind Sie denn nicht mehr meine liebe Mutter? Habe ich einige Monate zu lange gelebt?" Frau von Warens hatte von ihm verlangt, daß er bis in den Juni 1738 in Montpellier verweilen solle, offenbar, um ihre Pläne wegen der Niederlassung und Einrichtung in dem Thal der Charmettes ohne ihn ausführen zu können, aber die Ungeduld und wohl auch der Geldmangel litten Rousseau nicht so lange in jener Stadt. Schon im Februar oder März 1738 war er wieder bei dem Mütterchen. Er hat sie von seiner Ankunft unterrichtet, klopfenden Herzens steigt er den Hügel hinan, in Erwartung des zärtlichen Empfangs. Wie arg wird er getäuscht! „Bist Du wieder da, Kleiner?" fragt ihn Frau von Warens kühl. Der Blonde war bei ihr. Rousseau täuscht seine Leser mit seiner angeblichen Überraschung, er wußte es nur zu gut, daß er Wintzenried in dem Hause und in der Gunst der Dame treffen würde. Frau von Warens hätte gegen ein Verhältnis zu dreien nicht das Geringste einzuwenden gehabt, ihre einzige Sorge war auf die Bewahrung des guten Scheins und die Vermeidung eines öffentlichen Ärgernisses gerichtet. Rousseaus Empfindlichkeit und Eifersucht dagegen empörte sich gegen diese Teilung der Besitzrechte. Als er den guten Anet aus der Gunst der Frau von Warens verdrängte, hatte er gegen das Leben zu dreien keinen Vorwurf gehabt, weil er sich als den Bevorzugten und den andern nur noch als einen Geduldeten ansah, jetzt fühlte er sich zu der Stellung des Überflüssigen herabgesetzt und mochte überdies in Wirklichkeit gegenüber dem hübschen kräftigen Wintzenried, der sich überall geltend zu machen verstand, eine schlechte Figur, den melancholischen Träumer und den Bücherwurm, spielen. „Nein, Mama", will er ihr in leidenschaftlicher Ergriffenheit gesagt haben, „ich liebe Dich zu sehr, um Dich zu

erniedrigen, Dein Besitz ist mir zu teuer, um ihn zu teilen, viel notwendiger ist es für mich, Dich zu ehren, als Dich zu besitzen.“ Mit jener Wahrheitsliebe um jeden Preis, die bei ihm immer in den nacktesten Cynismus umschlägt, setzt er hinzu, daß Frau von Warens ihm diesen Verzicht auf ihre Gunstbezeugungen niemals vergessen und verziehen habe und daß von diesem Augenblick an ihr Betragen gegen ihn kühl und kühler geworden sei. Unter diesem Zeichen der Erkaltung und Entfremdung stand das Verhältnis beider, als Frau von Warens und Rousseau das Haus im Thale der Charmettes bezogen.

Die Meierei, die Frau von Warens am 15. September 1737 gepachtet hatte, erwies sich als unbewohnbar, das ihr gegenüberliegende Besitztum aber hatte ein kleines, gut im Stande gehaltenes Haus und es gelang ihr, im Juni 1738 ihre Meierei dagegen umzutauschen. Der größere Umfang der Felder, Wiesen und Weinberge der Meierei bestimmte wahrscheinlich den Pächter des Landhauses, einen Sachwalter Renaud, in den Tausch einzuwilligen. Am 24. Juni 1738 nahm Frau von Warens von ihrem Hause Besitz. Mit dem Eigentümer, dem Herrn Claudius Franz Noëray, einem Hauptmann im savoyischen Regiment Tarantaise, schloß sie am 6. Juli einen Mietsvertrag auf neun Jahre. Gegen eine jährliche, zu Weihnachten zahlbare Miete von zweihundertundzwanzig Livres überließ ihr Noëray das Haus, die Scheunen, die Wiesen, den Obstgarten, Felder und Weinberge, zwei Ochsen und Kühe, fünf Schafe, sieben Hühner und einen Hahn. Weit umher war es das wohnlichste und reizendste Haus, unmittelbar davor ein Garten in Terrassen, darüber der Weinberg, darunter die Obstbäume, ein Kastanienwäldchen gegenüber, ein Brunnen in der Nähe; unterhalb des Gartens, der auf der halben Hügellehne lag, zog sich die Straße durch das Thal dahin, höher in den Bergen dehnten sich die Matten aus: so schildert es Rousseau. Wenn man nach dem letzten

entscheidenden Grunde seines Entzückens für diesen Aufenthalt, nach dem Zauber sucht, der sich in seiner Phantasie trotz der Herbheit und Unerfreulichkeit der wirklichen Zustände um die dort verlebten Monate spann, so ist es nicht schwer, ihn zu erkennen. In dem Thale der Charmettes, auf den einsamen Spaziergängen in diesen Bergen, auf diesen Matten, in dem kleinen Hause erwachte sein Genius. Noch war es ein schwaches, unsicheres Aufleuchten, aber doch für ihn die Offenbarung seines Talentes. Hier hat er seine ersten Theaterstücke und Operntexte verfaßt, seine ersten Verse geschrieben, Fragmente eines Gebetes, die man lange nachher in seinem Nachlaß gefunden, stimmen merkwürdig gut mit ähnlichen religiösen Betrachtungen im sechsten Buch der „Bekenntnisse" zusammen. Die Schilderungen des Landlebens im Herbst, der Arbeiten und Freuden der Weinlese, die der „Neuen Heloise" einen ihrer besonderen, in der damaligen Litteratur durchaus neuen und originalen Reiz verleihen, verdankt er dem Thale der Charmettes. Hier, wo er den Sommer und Herbst des Jahres 1738 und die ersten beiden Wintermonate des Jahres 1739 zubrachte, lernte er die Beschäftigungen der Bauern, ihre Wohnungen, ihre Sorgen und Feste kennen, hier entwickelte sich sein Auge und sein Sinn für landschaftliche Schönheit, hier empfand er das Naturgefühl, das ihm eingeboren war, als eine der tiefsten Wurzeln seines Wesens. Unwillkürlich verklärten sich aus dieser Stimmung und Gewißheit alle seine Erinnerungen an jenes liebliche Thal in eitel Glanz und Duft, denen er dann, um durch den Gegensatz zu wirken, den tragischen Schluß mit wohl überlegter Absicht gab.

In der Wirklichkeit war seine Lage keineswegs beneidenswert. Frau von Warens hatte sich mit Wintzenried nach Chambéry zurückbegeben und hielt ihn in gemessener Entfernung von sich. Um aus seinen Geldverlegenheiten zu

kommen, bat er den Gouverneur von Savoyen um eine kleine Pension und schickte zur Unterstützung seiner Bitte, gleichsam als Talentprobe, ein Gedicht in schwerfälligen Alexandrinern „Der Obstgarten der Charmettes“ ein. Schon hatte seine Laune den Stich in das Grämliche und Menschenscheue, wenn wir seinem damaligen Nachbar, dem Herrn von Conzié, glauben wollen, der ein größeres Anwesen im Thal besaß. „Ich sah ihn jeden Tag und er faßte Vertrauen zu mir. Weder seine ausgesprochene Neigung für die Einsamkeit noch seine Menschenverachtung, sein entschiedener Hang, die Fehler und Schwächen der Nächsten zu tadeln, konnten mir entgehen, er nährte in sich ein beständiges Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit.“ Im Verlauf des Jahres 1739 steigerte sich das peinliche Verhältnis zwischen Rousseau und dem Mütterchen und die Mißhelligkeiten zwischen ihm und Wintzenried, es mag zu lärmenden und heftigen Auftritten gekommen sein, oft vergingen Wochen, ohne daß Rousseau Frau von Warens sah. Schon um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, bemühte sie sich darum, eine Stellung für ihn zu finden und ihn so aus ihrem Hause für immer zu entfernen. Durch die Hülfe einer ihr bekannten Familie, Herr und Frau d'Eybens in Grenoble, die auch wohl Rousseau einige Male gesehen hatten, gelang es ihr, ihm im April 1740 die Hauslehrerstelle bei dem Generalprofoß Herrn von Mably in Lyon zu verschaffen. Am 1. Mai trat er dieselbe an, um nach kurzer Frist seine völlige Untauglichkeit für ein solches Amt zu gewahren. Sowohl zur Erziehung wie zum Unterricht der beiden ihm anvertrauten Kinder war er durch seine Heftigkeit, Ungeduld und Grillenhaftigkeit nicht geeignet. Auch verstand er es nicht, seine Würde zu bewahren, dem Hausherrn stahl er in seiner Leckerhaftigkeit Wein aus dem Keller, der Hausfrau warf er schmachtende verliebte Blicke zu. Wenn er diese Dinge in dem Ton der Harmlosigkeit berichtet, so dürfen wir doch nicht

vergessen, daß er nicht mehr in den jungen Jahren war, denen man solche Streiche und Thorheiten leicht verzeiht: einem Manne von achtundzwanzig Jahren stehen sie schlecht zu Gesicht. Die Hauptsache indessen, die ihn in Lyon nicht aushalten ließ, war wie in Montpellier das Heimweh nach dem Mütterchen. Aus allem, was wir von dieser Frau wissen, aus ihren redseligen, unorthographischen Briefen, die wir kennen, ist der Reiz, den sie auf ihre Umgebung ausübte, nicht zu entdecken; wie mächtig und tief er aber gewesen sein muß, beweist der Tod Anets, der sich ihre Untreue schwer zu Herzen nahm, und die Sehnsucht Rousseaus, die ihn stets von neuem zu ihr zurückzog. Obgleich er sich keiner Täuschung über die traurige Rolle, die seiner im Hause der Frau von Warens wartete, hingeben konnte und einsehen mußte, daß seine Anwesenheit ihr zugleich eine Last und eine seelische Verdrießlichkeit bereitete, kam er dennoch. Im Mai 1741 war er wieder in Chambéry, in dem Thal der Charmettes. „Ich wäre vor Freude gestorben“, ruft er aus, „wenn ich in ihrem Empfange nur ein Viertel der Zärtlichkeit gefunden hätte, die ich sonst darin fand, die ich selbst ihr zurückbrachte. Aber ach! ich suchte die Vergangenheit, die nicht mehr war und nicht wieder auferstehen konnte. Nach einer halben Stunde schon, die ich bei ihr geblieben, fühlte ich mein altes Glück für immer tot; ich fand mich wieder in der verzweifelten Lage, die mich zur Flucht gezwungen.“ Auch diesmal gab es aus der Verworrenheit keinen andern Ausweg als eine Flucht. Diese Überzeugung spornte den Fleiß und die Thatkraft Rousseaus zum erstenmale in seinem Leben zu einer Arbeit an. In kurzer Zeit vollendete er in der Stille des Landhauses seine neue Methode der Notenschrift, wie Conzié sagt: „Die Kunst in weniger als drei Monaten die Musik zu lernen“, und begab sich mit ihr in der Tasche auf den Weg nach Paris, er glaubte des Ruhmes und des Reichtums

eines großen Erfinders sicher zu sein. Das Geld zur Reise verschaffte er sich nach seiner Angabe durch den Verkauf seiner Bücher. Vermutlich hat das Mütterchen aus ihren Mitteln, so schmal sie waren, beigesteuert: sie mochte aufatmen, als er endlich das Thal der Charmettes und Chambéry verlassen hatte.

Davon freilich konnte sie keine Ahnung haben, daß diese Trennung von Rousseau, die ihr die Freiheit wiedergab, auch allen Glanz und Schimmer aus ihrem Leben fortnahm. Sie gehörte nicht zu den Persönlichkeiten, die durch sich selbst auch noch der Nachwelt leuchten. Alles, was Mugnier in seinem Buche mit außerordentlichem Fleiß und kritischer Sorgfalt über die letzten einundzwanzig Jahre der Frau von Warens berichtet, entbehrt des tieferen Interesses. Nur im Widerschein der Jugend Rousseaus, nur als sein Mütterchen hat diese Frau für uns eine Physiognomie.

Rousseaus Verwaltung ihres Hauses hatte die ärmlichen Verhältnisse der Baronin nicht gebessert, im besten Falle den äußeren Schein der Wohlanständigkeit aufrecht erhalten. Die Bewirtschaftung der Meierei brachte schwerlich, auch wenn Wintzenried nicht nur, wie Rousseau boshaft bemerkt, für zehn Leute schrie, sondern auch für zehn arbeitete, einen reichlichen Ertrag. Nach wie vor war die sardinische Pension das einzige feste Einkommen der Frau von Warens. Gewiß hätte eine verständige Wirtin, noch obenein mit den kleinen Einkünften, die ihr bald von geistlicher Seite, bald aus Erbschaften zufielen, in Ruhe und Behaglichkeit davon leben können, aber die verschwenderische sanguinische Frau, der immer der Himmel voll Geigen hing, war nicht dazu geschaffen, sorgsam den Groschen umzudrehen, ehe sie ihn ausgab. Längst, ehe sie gezahlt wurden, hatte sie die vierteljährlichen Ratenzahlungen ihrer Pension verpfändet, und ich vermag es nur ihrer Klugheit und Liebenswürdigkeit im Verkehr, dem An-

sehen, das sie in Savoyen wegen ihres Übertritts genoß, und gewissen Verbindungen, die sie mit dem Hofe in Turin unterhielt, zuzuschreiben, daß sie ihr leckes Lebensschiff so lange über den Wassern hielt. Nach Rousseaus Abreise war sie auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, in Bergwerksunternehmungen ihr Glück zu versuchen. Ein Graf Garneri, Marquis de la Roche, besaß Minen und Hüttenwerke in verschiedenen Gegenden Savoyens bis zur Grenze von Piemont bei Modane, Eisen, Kupfer, etwas Blei wurden hier gewonnen. Aber da die Erträge gering waren, hing er nicht sehr an diesem Besitz und war bereit, ihn zu veräußern, als sich in der Frau von Warens ein Käufer dafür fand. Sie hatte sich zu diesem Zweck mit einem Herrn Johann Wilhelm Sautier de la Balme, einem Kammerherrn und Hauptmann des Kurfürsten von Bayern, einem geborenen Savoyarden, der in St. Jean de Maurienne, einem Hauptpunkte der Bergwerksgegend, wohnte, seit dem 15. September 1747 verbunden. An diesem Tage hatte sich Sautier der Dame gegenüber verpflichtet, denen, die ihr 30000 Livres vorschießen würden, Sicherheit dafür in Hypotheken auf seine Güter zu geben. Beide kauften darauf am 24. Oktober 1747 dem Grafen Garneri seine Eisenhämmer, Werkstätten, Patente und Konzessionen für 25000 Livres ab und gesellten sich, um den ganzen Unternehmungen in den Augen der Spekulanten einen lockenden Anstrich zu geben, einen Fachmann Thomas Cash aus Orelle als dritten Teilnehmer zu. Eine Aktiengesellschaft wird von ihnen gegründet: vierundzwanzig Aktien sollen ausgegeben werden, jede im Wert von 4200 Livres, von denen die Hälfte sogleich, die andere nach sechs Monaten zahlbar ist, an Personen „von ehrbarem Stande und anerkannter Rechtschaffenheit“. Frau von Warens tritt an die Spitze der Gesellschaft, die in ihren Minen auf Eisen, Kupfer, Blei und Silber, „wenn es sich findet“, graben lassen wird. Von dem

eingezahlten Kapital werden Frau von Warens und Herrn Sautier de la Balme die Vorschüsse, die sie für das Unternehmen gemacht, sogleich berichtigt. Eine Generalversammlung wird am Ende eines jeden Jahres zur Regelung der Rechnungen in Einnahme und Ausgabe und der Verteilung des Gewinnes stattfinden. Der erste Aktionär, der am 10. Juni 1748 in die Gesellschaft tritt, ist ein Advokat in Annecy, am 7. Juli findet sich ein zweiter in einem Dragoneroffizier, der in St. Jean de Maurienne in Garnison steht. Aber nach kurzer Zeit geben beide ihre Aktien, die sie offenbar gar nicht dem vollen Werte nach bezahlt hatten, zurück und das ganze Luftschloß droht zu zerflattern, als ein reicher Handelsherr in Lyon Camille Perrichon sich der Sache annimmt, sei es von der Gewandtheit und den Schmeicheleien der Frau von Warens überlistet, sei es, weil er mit dem Scharfblick des Kaufmanns den Zusammensturz der phantastischen Gesellschaft voraussah und als Aktionär ihre Ansprüche und Titel zu erben und zu verwerten hoffte. Was denn am Ende auch geschah.

Eine Weile brachte Perrichons Geld wie die Arbeiten in den Hüttenwerken, so auch die Verhältnisse der Frau von Warens wieder in Schwung. Sie erschöpfte sich in Danksagungen an ihren „teueren Beschützer“, aber auf die Dauer war ihr wirtschaftlicher Verfall nicht mehr aufzuhalten. In einigen notariellen Aktenstücken wird von ihrem „Schloß im Thal der Charmettes“ gesprochen, in Wahrheit hatte sie das Haus längst in Aftermiete gegeben. In ewigen Geldnöten, borgend und schachernd, sank sie von Stufe zu Stufe. Wie so gar nicht erinnerte die alte, arme Frau, die Rousseau im Juni 1754 aufsuchte, an die glänzende Dame, die er in Annecy um Schutz und Hülfe angesprochen, an das anmutige Weib, das er geliebt hatte! Die Rollen waren ausgetauscht, er war jetzt der berühmte Schriftsteller, er konnte jetzt Wohl-

thaten austeilen. Mit seiner Geliebten Therese Levasseur und seinem Freund Gauffecourt hatte er am 1. Juni 1754 von Paris aus seine Reise nach Genf angetreten. Während Gauffecourt in Lyon zurückblieb, begab er sich mit Theresen nach Chambéry, gleichsam als ob er die neue Freundin der alten hätte vorstellen müssen. „Ich sah sie wieder, in welcher Lage, ach! in welcher Erniedrigung! Was blieb ihr noch von ihrer ursprünglichen Tugend!“ ruft er im achten Buche der „Bekenntnisse“ aus. „Dringend, aber vergeblich wiederholte ich ihr meine Bitte, die ich ihr schon oft in meinen Briefen ausgesprochen hatte, friedlich bei mir zu leben, daß ich meine und Theresens Tage ihr und ihrem Glücke einzig widmen würde. Aber sie wollte ihre Pension nicht aufgeben, obgleich sie seit langer Zeit nichts mehr davon bezog, und hörte nicht auf mich“ — er vergißt ganz, daß Frau von Warens, wenn sie durch ihre Auswanderung ihre Pension verfallen ließ, ihre Gläubiger, denen dieselbe verpfändet war, schmählich betrogen hätte. „Aus meiner Börse“, fährt er fort, „gab ich ihr eine kleine Summe, weniger als ich gesollt, weniger, als ich ihr gegeben hätte, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß auch nicht ein Sou davon ihr wirklich nützen würde.“ Noch einmal sah er sie wieder. Während er im Sommer jenes Jahres in der unmittelbaren Nähe Genfs wohnte und sich vorbereitete, wieder zum protestantischen Glauben überzutreten, kam sie auf einer Reise nach dem Chablais, der savoyischen Landschaft auf der Südseite des Sees, nach Grange-Canal, wo sich beide zum letztenmale trafen. „Sie hatte nicht Geld genug, um ihre Reise fortzusetzen, und ich hatte im Augenblick auch nicht die nötige Summe bei mir. Eine Stunde darauf schickte ich sie ihr durch Therese. Armes Mütterchen! Als letzten Schmuck besaß sie einen kleinen Ring. Sie streifte ihn von ihrem Finger und steckte ihn an den Theresens, die ihn ihr auf der Stelle zurückgab, indem sie diese gute edle

Hand mit ihren Thränen und Küssen bedeckte. Ach! damals hätte ich meine Schuld bezahlen sollen. Alles hätte ich verlassen müssen, um meinem Mütterchen zu folgen, sie bei mir bis zu ihrer letzten Stunde behalten und ihr Los teilen müssen, wie es auch immer gefallen wäre. Ich that es nicht. Durch eine andere Neigung gefesselt, fühlte ich die, welche mich zu ihr zog, schwinden, ich seufzte über sie und folgte ihr nicht. Von allen Gewissensbissen, die mich in meinem Leben geschmerzt, ist dies der brennendste und der beständigste."

Damit verschwindet Frau von Warens aus Rousseaus Geschichte und aus der Teilnahme und Erinnerung der Nachwelt. Die Dunkelheit der Dürftigkeit verbirgt sie uns seitdem beinahe ganz. Ihr Haus ist öde und still geworden, nicht mehr klingt es von heiterer Musik und dem Lärm fröhlicher Geselligkeit wieder. Wintzenried hatte sich im Jahre 1754 mit einem Fräulein Johanna Maria Bergonzy in Moutiers verheiratet und wenn er auch noch in den Angelegenheiten der Bergwerksgesellschaft der Vertrauensmann der Baronin blieb, war doch jede innigere Verbindung zwischen ihnen gelöst. Die gute Gesellschaft hatte sich von ihr zurückgezogen, Wucherer, Projektenmacher, Advokaten und Gerichtsdiener bildeten ihren Umgang. Keine ihrer mannigfachen Unternehmungen trug eine Frucht, denn in der Hast und der Unruhe ihres Geistes sprang sie unstät von der einen zur andern. Bald ließ sie nach Silber, bald nach Steinkohlen suchen und graben; schließlich wollte sie eine Fabrik für Töpferwaren anlegen. Aber weil sie bei keinem Vorhaben dauernd und ernsthaft aushielt, niemals ein größeres Kapital zusammenzubringen und das geringe nicht klug zu verwerten wußte, zerrann ihr alles unter den Händen. Zuweilen gelang es ihr auch noch in ihrem Alter Leichtgläubige zu finden, die eine Handvoll Goldstücke an ihre Phantastereien wandten und sie dadurch auf eine kurze Frist den drückendsten Verlegenheiten und Sorgen

entrissen. Ihr Haus in Chambéry, in dem sie mit Anet, Rousseau und Wintzenried gewohnt, hatte sie aufgegeben und ein anderes in der Vorstadt Nazin bezogen. „Die Trümmer der bessern Zeiten, mit denen sie es schmücken konnte“, schreibt Mugnier, „waren weder zahlreich noch kostbar, aber die Morgensonne beschien es, in den Mittagsstrahlen konnte sie ihre gelähmten Glieder wärmen und des Abends ihre Blicke auf der Hügelreihe der Charmettes ausruhen lassen.“ In den zwei letzten Jahren ihres Lebens verließ sie wegen ihrer Kränklichkeit nur selten das Bett, die Unterstützungen einiger Freunde, die Gunst des Turiner Hofes sorgten für ihre Notdurft, am 29. Juli 1762 um zehn Uhr abends ist sie in Chambéry gestorben; „als gute Christin, mit den letzten Sakramenten versehen,“ wie es der Pfarrer Philibert Gaime im Kirchenbuche bezeugt, der nicht vergißt, „ihre Abschwörung der protestantischen Religion“ hervorzuheben.

Sechzehn Jahre später am 2. Juli 1778 starb Rousseau in Ermenonville bei Paris. Niemand hat besser als er selbst die Übermacht und die Magie des ersten Eindrucks geschildert, den Frau von Warens auf ihn ausgeübt. In seiner letzten, unvollendeten Schrift, der dritten „Träumerei.“ „Heute, am Palmsonntag 1778, sind es gerade fünfzig Jahre her, daß ich Frau von Warens zum erstenmale sah. Sie zählte achtundzwanzig Jahre, ich noch nicht siebzehn. Mein Temperament, das mir noch unbewußt aufkeimte, gab einem von Natur lebhaft empfindenden Herzen ein neues Feuer; meine Seele, deren Organe ihre wertvollsten Kräfte noch nicht entwickelt hatten, besaß noch keine bestimmte Form.“ Frau von Warens gab ihr Form und Richtung, wie in sein äußeres Dasein, griff sie in sein Inneres ein. „Lange ehe sie mein wurde, lebte ich nur in ihr und für sie. Ach, wenn ich ihrem Herzen genügt hätte, wie sie dem meinen genügte, welch’ friedliche und köstliche Tage hätten wir verleben können!“ Sie war die

Beschützerin seiner Jugend, die Erweckerin seines Genius, eine sonderbare Idealgestalt für uns, da wir sie allein nach ihren Handlungen beurteilen können, oft ohne rechte Kenntnis der Beweggründe, die sie bestimmten, für Rousseau jedoch eine idealische Erscheinung, die keine andere Frau aus seiner Erinnerung und seiner tiefsten Empfindung zu verdrängen vermocht hat. Nach seiner Erklärung hat er nur eine Frau wahrhaft geliebt, die Gräfin d'Houdetot, aber es war eine sinnlich-übersinnliche Phantasieleidenschaft, ohne Erwiderung. Den fünfundvierzigjährigen Mann konnte eine solche Liebe zu der „neuen Heloise“ begeistern; um den verlassenen Jüngling zu hegen und zu pflegen, zu erziehen und zu bilden, bedurfte es des Mütterchens, und noch den einsamen, längst mit sich und der Welt zerfallenen Greis wärmte die Erinnerung an sie wie ein Frühlingssonnenstrahl. Ich habe die Empfindung, als müsse dies letzte Gedächtnis auch in unseren Augen alle ihre Fehler mit dem Mantel der Liebe verhüllen.

Man kann nicht von Rousseau sprechen, ohne auf seine Bedeutung für die Weltentwickelung wenigstens mit einigen Worten zurückzukommen. Er ist ein Fanal des achtzehnten Jahrhunderts in die Ewigkeit hineinleuchtend.

Voltaire und Rousseau haben sich nicht sowohl in die Herrschaft über ihr Jahrhundert geteilt, als sich darin abgelöst. Voltaire, am 22. November 1694 geboren, war achtzehn Jahre älter, als der am 28. Juni 1712 geborene Rousseau, er hatte die Zeit seines erfolgreichsten und kühnsten Schaffens längst hinter sich, als Rousseau in den beiden Jahren 1761 und 1762 mit der „neuen Heloise“, dem „Emil“ und dem „Gesellschaftsvertrag“ die allgemeine Aufmerksamkeit, Teilnahme und Bewunderung erweckte. Acht Jahre lang beschäftigte sich die litterarische Gesellschaft und die öffentliche Meinung beinahe ausschließlich mit diesen Werken und den Schicksalen ihres Verfassers, seiner Flucht von Ort zu Ort,

seinen rasch geknüpften und noch schneller zerrissenen Freundschaften, seinen Wunderlichkeiten und seinem Verfolgungswahnsinn. Als er im Jahre 1770 nach Paris zurückkehrte, trotzdem der Befehl des Parlaments vom 9. Juni 1762 zu seiner Verhaftung noch in Kraft war, versammelten sich die Neugierigen auf dem Platz des Palais-Royal, um ihn in das Kaffeehaus der Regentschaft ein- und ausgehen zu sehen. Eine Weile ward er mit Besuchen, Einladungen, Huldigungen überhäuft. Aber diese Wärme kühlte sich bald ab. Rousseaus Mißtrauen war unüberwindlich und die Pariser merkten bald, daß er keinen Anteil an ihren Freuden und Vergnügungen, ihren Leiden und Streitigkeiten nehme. Er besaß die Verwandlungsfähigkeit des alten Proteus in Ferney und die unerschöpfliche Regsamkeit seines Geistes nicht, er konnte nicht jeden Tag Abhandlungen, witzige Gedichte, geistreiche Briefe, kleine Geschichten und langatmige Trauerspiele aus dem Füllhorn schütteln. Die Versuche, die er machte, die Menschen von neuem für seine Persönlichkeit und sein Geschick zu interessieren, schlugen fehl. Die Vorlesungen, die er im engsten Kreise seiner Anhänger und Anhängerinnen aus seinen „Bekenntnissen" im Winter von 1770 auf 1771 hielt, verbot die Polizei auf eine Beschwerde der Frau von Epinay, die sich mit Recht beklagte, daß sie für ihre Gutthat, Rousseau zwei Jahre lang Obdach und Unterhalt gegeben zu haben, in der unwürdigsten Weise verleumdet würde, ohne sich verteidigen zu können. Was sonst aus diesen Vorlesungen in die Öffentlichkeit drang, fand kein Echo: Rousseau war für die Tageslitteratur und das Tagesgespräch ein gleichgültiger Mann geworden. Niemand dachte während der Triumphe, die Voltaire bei seiner Rückkehr nach Paris im Frühjahr 1778 feierte, an Rousseau. Sein Stern schien neben dem seines Nebenbuhlers völlig versunken zu sein. Sie sind beide noch in demselben Jahre gestorben, Voltaire am 30. Mai, Rousseau am

2. Juli, auf einer Besitzung seines Gönners, des Marquis von Girardin, zu Ermenonville. Das Dunkel seines Todes, ob ihn ein Schlagfluß hingerafft, ob er sich selbst in einem heftigeren Anfall seines Verfolgungswahnes das Leben genommen, ist noch nicht erhellt.

Nicht ihre Zeitgenossen, erst die Nachwelt hat die Frage aufgeworfen, wer von ihnen beiden das größere, bedeutendere und einflußreichere Genie gewesen sei? Dies umsomehr, da dasjenige Werk Rousseaus, das am meisten zur Kenntnis seines Wesens, zur Erweckung der Begeisterung für ihn, zur Veranschaulichung seiner Persönlichkeit beigetragen hat und sie noch heute bei jedem Leser wie mit Zaubergewalt wieder heraufbeschwört, die „Bekenntnisse“, erst nach seinem Tode 1781 und 1788 erschienen ist. Eine Entscheidung der Frage ist immer nur eine bedingte, von dem Geschmack, der Sinnesart und den Erfahrungen des Urteilenden abhängige. Aber über gewisse Punkte einigt man sich leicht: Rousseau war von der Natur mit einem ungleich stärkeren poetischen Empfinden begabt als Voltaire, die Gewandtheit, Vielseitigkeit und Beweglichkeit des Künstlers dagegen hatte Voltaire voraus; er verfügte über eine Fülle von Tönen und Farben, von wissenschaftlichen Kenntnissen und Beobachtungen, während Rousseau beständig zwischen Leidenschaft und Lehrhaftigkeit hinüber und herüber wechselte und das Wesen eines Autodidakten, selbst in der Musik und in der Botanik, nicht abzustreifen vermochte. Die Königsherrschaft Voltaires in der europäischen Litteratur während seines Lebens ist niemals ernsthaft bestritten worden. Auch in der glänzendsten Zeit Rousseaus blieb der Patriarch unermüdlich thätig. Selbstverständlich konnte er der „neuen Heloise“ und dem „Emil“ nichts Gleichwertiges mehr gegenüberstellen, aber seine Verteidigungen des Calas und des jungen de la Barre fallen in jene Jahre. Die Bühne, die Polemik, die Kritik, der Roman wurden auch damals durch

seine Arbeiten bereichert. Der Umschlag der allgemeinen Stimmung trat erst mit seinem Tode ein. Rousseau ist der eigentliche Genius der Revolution. Girondisten und Jakobiner, Marie Roland und Maximilian Robespierre reden seine Sprache, sind seine Schüler, haben seine demokratisch idyllischen Ideale. Welch' Entsetzen ihm selbst die Septembermetzeleien in den Pariser Gefängnissen und die Aufrichtung der Guillotine eingeflößt hätten, das Fest des höchsten Wesens, das Robespierre am 8. Juni 1794 beging, würde ihm Thränen der Rührung entlockt haben. Es ist das Glaubensbekenntnis seines Vikars, das in dieser halb kirchlichen, halb theatralischen Mummerei, mit dem Stich in die Empfindsamkeit und die Thränendrüsen, verklärt wird. Voltaire hat die Meinungen, Rousseau die Phantasie und das Gemüt beeinflußt. Die Dichter, Goethe, Schiller, Lord Byron voran, die Schwärmer, die republikanischen Idealisten, die Frauen stehen auf seiner Seite. So begrenzt scheinbar der Inhalt seiner Werke und seiner Persönlichkeit ist, bilden sie dennoch eine der unversieglichen Quellen, aus denen das neunzehnte Jahrhundert immer von neuem seinen Durst nach dem Ideale und dem goldenen Zeitalter gestillt hat und stillt.

Rousseaus Ähnlichkeit und Wahlverwandtschaft mit den Menschen der Gegenwart ist unverkennbar. Er hat ihre Nervosität, ihr Bedürfnis nach Aufregung, ihre Eitelkeit und ihren Größenwahn, ihren unbestimmten Drang nach Wahrheit, ihren Haß gegen die „konventionellen Lügen“. Zwei Mächte beherrschen ihn von dem Beginn bis zum Ende seines Lebens mit ausschließlicher Gewalt: die Phantasie und das Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit, der Knabe wie der Greis sind einsame Spaziergänger, ihre liebste Beschäftigung ist die Träumerei. Eine anhaltende, dauernde Arbeit in einer Kunst, einer Wissenschaft, einem Handwerk ist ihm eine Last. Bis zu seinem achtunddreißigsten Jahre schlägt er sich als

fröhlicher Vagabund, als Schützling der Frau von Warens, bald als Bedienter, bald als Hauslehrer oder Schreiber in reichen Häusern durch das Leben. Später sichern ihm seine Beschäftigung als Notenschreiber und der Ertrag seiner litterarischen Schöpfungen einen bescheidenen Unterhalt. Es ist sein Stolz, in eigenen Schuhen zu stehen, und doch sehen wir ihn nacheinander als „Logiergast“ der Frau von Epinay, des Marschalls von Luxemburg, des Mylord Keith, David Humes, des Marquis von Girardin. Um ein freier Schriftsteller zu bleiben und nicht in die Hände der Buchhändler zu fallen, verfertigt er Schnürbänder und Schnürsenkel. Dem Herzog von Orleans, der ihm fünfzig Louisd'or für Notenblätter geschickt hat, sendet er fünfundvierzig zurück, er will als Arbeiter bezahlt und nicht als verschämter Armer behandelt werden. Dennoch ist er trotz dieses äußeren Scheins während seines ganzen Lebens auf die Unterstützung der Freunde und der Freundinnen angewiesen geblieben. Seine Seele war auf Freundschaft gestimmt, aber nur zu bald wurde ihm die Freundschaft zur Last. Sobald die Freunde ihm widersprachen, ihm einen guten Rat gaben, zur Unzeit, wenn es ihm nicht paßte, ihm Gefälligkeiten erwiesen, erklärte er sie für seine Tyrannen. Der leiseste Eingriff in seine Unabhängigkeit reizte ihn zu Zornausbrüchen, das ihm eingeborene Mißtrauen gesellte sich dazu, die Undankbarkeit, die ihm sein Gewissen vorwarf, steigerte sein seelisches Unbehagen — und der Bruch vollzog sich unweigerlich. Die krankhafte Anlage Rousseaus zum Argwohn erhielt durch sein grüblerisches, phantastisches Wesen, dem seine Vorstellungen und Einbildungen nur zu leicht zu Wirklichkeiten wurden, und durch manche seiner Handlungen, deren Entdeckung er fürchtete, beständig neue Nahrung. Wir kennen seine menschlichen Schwächen und Fehler aus seinen „Bekenntnissen“, aber von seinen Zeitgenossen wußten nur die wenigsten darum. Vor der Menge

mochte er nicht als der unwürdige und ehrlose Vater erscheinen, der seine Kinder unmittelbar nach ihrer Geburt leichten Herzens, „ein Bürger der Republik Platos", dem Findelhaus übergab. Ihm, dem Philosophen, der die Offenbarung und die Wunder leugnete, war die Erinnerung, daß er in seiner Jugend als Zeuge durch seine Unterschrift für ein Wunder eingetreten war, das der Bischof von Annecy durch sein Gebet bei einer Feuersbrunst bewirkt haben sollte, peinlich. Er schämte sich des traurigen und unedlen Verhältnisses zu der ehemaligen Dienstmagd Therese Levasseur, von der er sich nicht trennen konnte, die er überall mit sich herumführte und die er doch nicht nach kirchlichem Gebrauch zu heiraten wagte. Der Zug zum Taugenichts in seiner Jugend, der Bedientenrock, den er getragen, die kleinen Diebstähle und Betrügereien, die er begangen, hatten noch nicht in den „Bekenntnissen" ihre sentimentalische Verklärung erfahren. Ich glaube sogar, daß die mehr oder minder unverhüllten Anspielungen Voltaires in seinen Pamphleten gegen Rousseau diesen zur Aufzeichnung seines Lebensromans gedrängt haben. Man fühlt dem unglücklichen, mißtrauischen Manne nach, wie die Gewißheit, daß seine Feinde die Geheimnisse seines Lebens, das Skelett im Hause, kannten, seine Unruhe, seinen Argwohn, seinen Verfolgungswahnsinn vermehren und unheilbar machen mußte, als ihn einmal die unbedachte Veröffentlichung des „Emil", und des „Gesellschaftsvertrages" unter seinem Namen mit wirklicher Gefahr für seine Freiheit bedrohte.

An Rousseaus Wahnsinn in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens giebt es keinen Zweifel mehr. Der Größenwahn, an dem er seit seinem ersten litterarischen Erfolge litt, als die Akademie zu Dijon seine Abhandlung über den Einfluß der Wissenschaften und der Künste auf die Sitten gekrönt hatte, verwandelte sich unter dem Drucke der äußeren Ereignisse und bei der Steigerung der seelischen Verwirrung zu der fixen

Idee, der Gegenstand einer allgemeinen Verschwörung, der von allen Gehaßte und Verfolgte zu sein. Unter den vielen unwiderleglichen Thatsachen, die auch im Fall Rousseau die gefährliche Nähe und das Hinüber- und Herüberspielen von Genie und Wahnsinn bezeugen, hat mich immer die folgende am lebhaftesten ergriffen. Rousseau hatte unter dem Titel „Zwiegespräche" eine Schrift verfaßt, eine Art Selbstrettung, in der er sein Leben, seinen Charakter und den Bruch mit allen seinen Freunden zu verteidigen suchte. Aber wem konnte er ohne Gefahr dies kostbare Manuskript, sein Vermächtnis an die Nachwelt, anvertrauen, da alle bewußt oder unbewußt in der Verschwörung gegen ihn mitwirkten! Endlich beschließt er, es der Vorsehung anheimzustellen und es im tiefsten Geheimnis auf dem Hauptaltar der Notre-Dame-Kirche niederzulegen. Wirklich ersieht er auch den günstigen Augenblick, wo die Kirche menschenleer ist, aber ein Entsetzen überfällt ihn, als er plötzlich den Altar und den Chor durch ein Gitter von dem Schiffe abgesperrt findet. Seine Phantasie spiegelt ihm vor, daß dies Gitter früher nicht dagewesen sei, daß die Gottheit selber, ihre Hand aus den Wolken streckend, sich seinem Vorhaben widersetze. „Ich war wie betäubt und niedergeschmettert, den ganzen Tag über irrte ich planlos umher, Straße auf, Straße ab, ohne zu wissen, wo ich war, noch wohin ich ging. Die Ermattung und die Nacht zwangen mich endlich, nach meiner Wohnung zurückzukehren, stumpfsinnig vor Schmerz und Mattigkeit."

Aber während er in Wahrheit viel weniger ein Opfer der Umstände, als ein Opfer seines Temperaments und seines Talents, der Übermacht einer zügellosen Phantasie und einer maßlosen Eitelkeit, war, hielt ihn die Nachwelt für einen Märtyrer der Wahrheit und Freiheit. Die Gesellschaft der Reichen, der Vornehmen und der Leichtfertigen hatte den Freund des Volkes, den Prediger der Tugend und der Sittlichkeit

verstoßen, verhöhnt und verfolgt. Die Atheisten und die Priester, katholische wie protestantische, hatten einen unnatürlichen Bund geschlossen, den Kämpfer Gottes zu verderben, den einzigen Mann, der in dem glaubenslosen Frankreich mit glühender Beredsamkeit das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele bekannt und gelehrt hatte. Dies war die Überzeugung Rousseaus und wurde die Meinung der Welt. Vor der Kritik hält sie im einzelnen nicht stand, aber eine völlig unwahre Spiegelung der Dinge ist sie auch nicht. Früher oder später mußte Rousseau mit der schöngeistigen und philosophischen Gesellschaft, den Herren und Damen, mit denen er in den zwölf Jahren von 1750 bis 1762 durch seine Schriften, durch den außerordentlichen Erfolg seiner kleinen Oper „Der Dorfwahrsager" in nahen Beziehungen, in einem fast ununterbrochenen Verkehr stand, in Streit und Feindschaft geraten. Seine Anschauungen, seine Lebensgewohnheiten, seine Verachtung des Schicklichen und der überkommenen Formen, der Widerwille, den ihm die berufs- und geschäftsmäßig betriebene Schriftstellerei einflößte, nicht zum wenigsten, weil ihm der Fleiß Voltaires, Diderots und Grimms, der dazu gehörte, versagt war, schlossen ihn von diesen Kreisen aus. Das Üble war nur, daß ihn seine Eitelkeit seiner Einsicht zum Trotz in diese Welt drängte. Wenn er dann die Rolle, die er gern in ihr gespielt hätte, nicht durchführen konnte, zog er sich in seine Tugendboldigkeit zurück und ahmte dem Diogenes nach. Nicht die Gräfin d'Houdetot verliebte sich in ihn, sondern er, der fünfundvierzigjährige Mann, faßte eine tolle Leidenschaft zu ihr, obgleich er wußte, daß sie seinen Freund St. Lambert auf das innigste, zärtlichste und treueste liebte, nicht sie, er machte der vornehmen Dame die stürmischsten Erklärungen und Scenen. Konnte er sich im Ernste darüber verwundern, daß sie und ihre Muhme, die Frau von Epinay, sein Betragen ebenso lächerlich wie unge-

ziemend fanden? Als er auf das Titelblatt des „Emil“ seinen Namen setzte, glaubte er damit einen Beweis des Mutes und der Aufrichtigkeit abzulegen, das Pariser Parlament erklärte dagegen die „Frechheit des Autors, der sich nicht gescheut habe, ein solches Werk der Verworfenheit offen als das seine zu bezeichnen, für eine Herausforderung, die eine ganz besondere Strafe verdiene“. In Rousseau empörte sich zugleich die Wahrheitsliebe und die schriftstellerische Eitelkeit, sein Buch unter einem erdichteten Namen oder anonym herauszugeben, wie es die hergebrachte Sitte und Gewohnheit forderten. Nur hatte er kein Recht, über Maßregeln zu klagen, die er sich selber zugezogen. Seinen Zeitgenossen mußte sein Benehmen, seine wunderliche, sogenannte armenische Kleidung, die pelzbesetzte Mütze und der lange Kaftan, die dürftige Einrichtung seiner Wohnung, zwei kleine Betten mit weiß und blaugestreiften Kattunüberzügen, ein Tisch, ein paar Stühle, an den kahlen Wänden ein Plan des Parks und des Waldes von Montmorency und ein Kupferstich, Georg III. von England darstellend, der ihm während seines Aufenthalts in England eine Pension gegeben, seine Beschäftigung, Notenblätter gegen kärglichen Lohn abzuschreiben, gerade so sonderbar und halbwegs verrückt erscheinen, wie die paradoxen Behauptungen seiner Schriften: für uns vollenden sie sein Bild und die Einheit seines Lebens und seiner Werke.

Gewiß, man verleumdet ihn nicht, wenn man in seinem äußeren Dasein wie in seiner Schriftstellerei dem Drang, um jeden Preis Aufsehen zu erregen und als Original zu gelten, einen breiten Platz einräumt. Auf der anderen Seite aber brachte er zwei neue Elemente in die französische Litteratur, das Naturgefühl und das demokratische Bewußtsein, die durch sich selbst alle in Erstaunen setzen, zur Bewunderung oder zum Hasse hinreißen mußten. Als Fremder war er nach Paris gekommen, fast dreißig Jahre alt; wenn er sich auch

allmählich dort einlebte, wie sehr ihm die liebliche Umgebung der Stadt gefiel, wahrhaft heimisch fühlte er sich nie. Die Erinnerung an den Genfer See, die Alpen, die Landschaften Savoyens verließ ihn ebenso wenig, wie das Gedächtnis seiner bei all' ihren Entbehrungen und Drangsalen glücklichen, sorglosen und müßiggängerischen Jugend. Sie sind die beiden kräftigsten Wurzeln seiner Schriftstellerei. Die Schönheit und Erhabenheit der Natur erweckt das religiöse Gefühl in ihm, von seiner vaterländischen Erde kommt ihm die Liebe zur Freiheit. Die „beste Welt", die er träumt, paßt einzig für kleine Kantone, für Landstädte. Es wäre ein Unsinn, den Parisern ihre Schauspielhäuser schließen zu wollen, aber sein altes, enges, sittenstrenges Genf soll vor der Theaterpest bewahrt bleiben. Er rät den Polen, einen Teil ihres Gebietes aufzugeben, um den Kern desto sicherer polnisch-national gestalten zu können. Der Gegensatz der schmalen und beschränkten Lebensverhältnisse in Genf und Lausanne, in Annecy und Chambéry, aus denen er kam, zu der Pracht, der Weite, dem Luxus von Paris hat für ihn etwas Bezauberndes und Schwindelerregendes. Zu seiner Gegenüberstellung der Unschuld des Naturzustandes und der Lasterhaftigkeit der durch die Künste und die Wissenschaften verfeinerten Menschheit nimmt er hier die Farben. Nicht in die Wildnis sollen die Menschen zurückkehren, sondern in einfachere und natürlichere Zustände. Der Reichtum, der Aufwand, die kostspieligen Vergnügungen, die Künste, die nur zur Unterhaltung der oberen Zehntausend dienen, die überflüssigen Wissenschaften sollen verschwinden wie die großen Staaten und die prunkenden Kirchen. Kleine, republikanische Kantone, deren Bewohner in idyllischem Frieden sich mit den Früchten des Feldes, mit den Reben des Weinberges, mit dem Erwerb des Handwerks und dem Erträgnis der Viehzucht begnügen, eine allgemein verständliche, von allen Wundern, Dogmen und Geheimnissen befreite Religion, puri-

tanische Sitten, volkstümliche Feste — das sind seine Ideale. Kleinbürgerliche, sozialdemokratische Ideale. Für die fortschreitende Entwickelung der Menschheit im Können und Wissen hat er weder Sinn noch Teilnahme. In den Hirtenidyllen der Bibel, in den Eklogen Vergils, in dem Verkehr und der Unterhaltung der Genfer Handwerker, in dem Tanz unter den Platanen von Vevey, in der Weinernte, die er so manchen Herbst in Chambéry mitgefeiert, sieht er das goldene Zeitalter. Inmitten des hauptstädtischen Gewühls steht er den Bestrebungen einer weltumfassenden Kultur und den politischen Ereignissen gleich fern und fremd gegenüber. Die Entdeckung der australischen Inselwelt läßt ihn so gleichgiltig wie der Kampf, der sich zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien vorbereitet.

Ursprünglich hatte er weder die Neigungen und die Gewohnheiten, noch die Bedürfnisse eines Schriftstellers. Er war über die Mitte des Lebens hinaus, als ihm der Gedanke des litterarischen Ruhmes aufging. Um sich die unermeßliche Fülle des Wissens zu erwerben, über die Montesquieu und Voltaire, Diderot und Buffon verfügten, war es für ihn zu spät, er mußte mit dem kleinen Pfunde, das er aus einer reichen, mannigfaltigen, aber durchaus ungeordneten Lektüre gewonnen hatte, und den Erfahrungen seines eigenen Lebens wuchern. Darum kommt er niemals über die Landschaft und die Eindrücke seiner Jugend, über die beiden Pole seines Daseins und seines Wesens hinaus, Genf und Paris. Die Macht seiner Beredsamkeit täuscht uns über die Eintönigkeit seines Hintergrundes, über die Dürftigkeit seines Gedankenbesitzes. Er lehrte die Welt etwas wie ein neues Evangelium, die Naturempfindung und die demokratische Freiheit. Sie wurde nicht müde, es immer wieder zu hören. Der Alltäglichkeiten, Nichtigkeiten und Schicklichkeiten satt, dürstete sie nach einem Trank aus den frischen Quellen des Lebens. Diese Sehnsucht

erfüllte sich ihr, erfüllt sich noch heute der modernen Gesellschaft in der Lektüre Rousseaus. Wie die Menschen von 1770, bedürfen die Menschen von 1890 eines Propheten, der ein neues Zeitalter ankündigt. Nicht in dem Thatsächlichen, was er bietet, nicht in den Seltsamkeiten, die er vorbringt, sondern in dem Gefühl, das aus seiner leidenschaftlichen Sprache einen Feueratem in die Seele des Lesers haucht, beruht sein Zauber. Ungleich feinere, richtigere, farbenglühendere und großartigere Landschaftsbilder, als er sie in der „neuen Heloise" und in den „Bekenntnissen" entworfen hat, sind seitdem in Worten gemalt worden, aber er hat zuerst die Herzen der Menschen dem Naturgefühl wieder geöffnet. Andere, die Völker in ihren Tiefen aufwühlende, herrlichere Dithyramben, als er sie anzustimmen vermochte, sind seitdem der Freiheit und der Wahrheit erklungen — er aber war der erste Schriftsteller, dessen Werke von dem Akkord: Gott, Natur und Freiheit wiederhallen und in ihm ihre Unsterblichkeit haben.





Die Marquise du Deffand.

Wer auch nur eine flüchtige Kenntnis des achtzehnten Jahrhunderts hat, dem ist der Name der Marquise du Deffand und ihres Lebens und Wesens Umriß wohlbekannt. Er kann keine Briefsammlung, kein Memoirenwerk der Zeit von 1720 bis 1780 durchblättern, ohne ihrer Gestalt wenigstens im Schattenriß zu begegnen; er weiß, daß ihr Salon zwanzig Jahre lang zu den europäischen Berühmtheiten gehörte, die jeder Fremde in Paris aufsuchen mußte, vorausgesetzt, daß er durch Geburt, Reichtum oder wissenschaftlichen Ruf gesellschaftsfähig war. In ihrer Jugend galt sie für eine der leichtlebigsten, in ihrem Alter für eine der geistreichsten Frauen. Ein Herz traute ihr niemand zu, weder in der Jugend noch im Alter, und ohne ihre Briefe an Horaz Walpole hätten wir keine Ahnung davon, daß diese kalte, selbstsüchtige Frau in ihrer Blindheit und in ihrem siebzigsten Jahre dies Herz entdeckte. Mir ist diese letzte merkwürdige Entwickelung und das eigentümlich tragisch angehauchte Verhältnis, in dem die Marquise zu ihrer Gesellschaftsdame Julie Lespinasse stand,

immer als das einzige, einer tieferen Teilnahme würdige Moment ihres Lebens erschienen. Die Abenteuer der jungen, die geistreichen und boshaften Bemerkungen, Einfälle, Briefe und Anekdoten der alten Frau haben durchaus den specifischen Rokokozug und Schnörkel, der für unsere Anschauungen, unser demokratisches Empfinden und unsere phantastischen Hoffnungen auf eine Erneuerung der Kultur keine Bedeutung mehr hat. Immer schärfer trennen sich für unsere Betrachtung die beiden Elemente, welche in einander verschlungen den Geist und das Wesen, die Form und die Schale jenes Zeitalters bildeten: die großen, wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen und die Fülle der Kleinkunst; die bahnbrechenden Genien, Voltaire und Rousseau, Montesquieu und Diderot, und die Talente zweiten und dritten Ranges; der allgemeine Fortschritt der Geister und der Kulturentwickelung und die Ausbildung der Geselligkeit der oberen Zehntausend.

In der Wirklichkeit gab es keine Scheidung dieser Elemente. Das Zeitalter war litterarisch und künstlerisch gestimmt, nicht wegen der Tragödien Voltaires, der Bilder Watteaus und Greuzes oder der Skulpturen Falconets, Pigalles und Houdons, sondern weil die Zahl der litterarischen Arbeiten und der Erzeugnisse der zeichnenden Künste im beständigen Wachstum begriffen war, die Teilnahme daran und die Nachfrage danach sich fortwährend steigerte, die Politik, noch völlig von der Gesellschaft ausgeschlossen, auf den engsten Kreis der Mächtigen beschränkt blieb und religiöse Fragen nicht mehr wie im siebzehnten Jahrhundert die Köpfe verwirrten und die Gemüter ergriffen. Eine müßige, vornehme und reiche Gesellschaft mit den mannigfaltigsten Ausläufen nach oben wie nach unten fand in der Beschäftigung mit der Litteratur und den Künsten halb ein unabweisbares, intellektuelles Bedürfnis, halb einen Zeitvertreib und geistigen Luxus. Diese Anregungen bildeten für sie, bei der Abwesenheit tieferer

und stärkerer Erregungen, die eigentliche Lebensatmosphäre. Politische und soziale Gedanken lagen außerhalb des Horizontes, kein Krieg des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den Revolutionskriegen hat einen so leidenschaftlichen Sturm in der Seele der Völker entfesselt, wie der von 1813 oder der von 1870. Die Gegenstände, mit denen sich die Neugierde, das Interesse, die Bildung der oberen Klassen beschäftigte, waren für unsere Begriffe außerordentlich beschränkt: die Stadtneuigkeiten, der neueste Skandal, die neueste Gnade oder Ungnade in Versailles, der litterarische Kleinkram, der Theaterklatsch, das saftigste Couplet. Wenn man in den Pariser Salons des vorigen Jahrhunderts die Blüte einer feinen, geistvoll belebten Unterhaltung und Geselligkeit bewundert, darf man nicht vergessen, daß die Zahl der an dieser Geselligkeit Beteiligten eine beschränkte und der Gesprächsstoff ein dürftiger war. Fünf berühmte Salons werden gezählt, die der Damen Geoffrin, du Deffand, Necker, Epinay und Lespinasse, Donnerstags giebt der Baron Holbach seinen philosophischen Freunden ein Mittagessen, das den Beschreibungen nach mehr den Beifall der Kenner fand, als seine litterarischen Arbeiten, Künstlerinnen, die Schauspielerin Quinault, die Sängerin Sophie Arnould — „das schönste Asthma, das ich jemals gehört habe", sagte der neapolitanische Gesandte Caraccioli, der freilich ein Feind der französischen Musik war, von ihr — versammelten zuweilen ihre Freunde und Freundinnen um sich, und wenn man von diesen Höhen in die litterarischen und künstlerischen Niederungen hinabsteigt, trifft man noch auf einige andere Vereinigungen geistreicher Männer und Frauen. Aber fast überall begegnen sich dieselben Persönlichkeiten und mit geringen Ton- und Farbenwandlungen gleichen sich die Gespräche. Gewiß wurden oft die tiefsten und gewichtigsten Fragen der Philosophie und der Religion verhandelt, die kühnsten und die frechsten Äußerungen

gewagt: Voltaire, Duclos und Diderot besitzen bei Gelegenheit einen Cynismus, um den sie der moderne Naturalismus beneiden könnte. Nicht immer hielten sich die Erörterungen über Kunst und Litteratur in den klassisch-akademischen Schranken, an die das siebzehnte Jahrhundert und das römisch-augusteische Ideal den französischen Geist und Geschmack gewöhnt hatten, in einzelnen war die Ahnung einer freieren und stolzeren Kunst vorhanden. Auch damals wurden neue Wege zu neuen Zielen gesucht. Das geistreiche Geflimmer, das Witzgesprühe, die Höflichkeit und Anmut dieser Gesellschaft, wenn sie auch ein wenig an Meißner Porzellanfiguren erinnert und die Schminkpflästerchen der Gesichter sich in ihren Gedanken und Empfindungen wiederfinden, waren einzig in ihrer Art, etwas Originales und noch nicht Dagewesenes, weder im Altertum noch in der Renaissance, für die begüterte, gebildete, beglückte Minderheit.

Allein der Glanz und Schimmer der Oberfläche kann für den tiefer Blickenden den geringen Gehalt und das Eintönige des Untergrundes nicht auf die Dauer verbergen. Die Mittelmäßigkeit der Talente, die Kleinlichkeit der Interessen, die Unbedeutendheit und das Schablonenhafte der Schöpfungen herrschen vor. Groß ist das Rokoko nur in der Kleinkunst. Für unsere Anschauungen fällt vor allem die Abwesenheit aller gemeinnützigen Zwecke und Anregungen, eines jeden Versuches, die Bildung in den Volksmassen zu verbreiten und ihre Wohlfahrt zu heben, trotzdem die Worte Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit in aller Munde sind, der Mangel aller ethischen Bestrebungen auf. Über die witzige und gefällige Unterhaltung, über das Fangballspiel mit der Nichtigkeit und den Wettkampf persönlicher Eitelkeiten und Eifersüchteleien kommen diese Salons nicht hinaus: sie verzichten nicht nur auf jede Wirkung ins Allgemeine, sie ahnen nicht einmal, daß es eine solche Wirkung in die Weite und die

Tiefe geben könnte. Der Gegensatz des Rokoko-Salons, äußerlich und innerlich, ist der Jakobinerklub der Revolution.

Eine der Königinnen dieser Geselligkeit nun war Marie du Deffand. Im Jahre 1697 geboren und am 24. September 1780 gestorben, hat sie den traurigen Ausgang des Sonnenkönigs Ludwigs XIV., die tolle Regentschaft Philipps von Orleans, die lange Regierung Ludwigs XV. und die so viel versprechenden und doch im Sande verlaufenden Anfänge Ludwigs XVI. erlebt. Aus einer leichtfertigen, ganz dem Vergnügungsrausch hingegebenen Schönen ist sie eine Beherrscherin des litterarischen Geschmackes und zuletzt eine blinde, verdrießliche, von der Langenweile und einer unglücklichen Leidenschaft geplagte Greisin geworden. Zu den vielen Darstellungen ihrer Persönlichkeit, welche die französische Litteratur besitzt, hat sich jetzt eine neue von Lucien Perey: „Le président Hénault et madame Du Deffand“ (Paris, Calmann Levy) gesellt, die auf Grund mancher bisher ungedruckter Materialien eine wohlgelungene Schilderung ihres Lebens und Wesens giebt. Die Vorzüge der Verfasserin, der wir schon mehrere wertvolle Gaben zur Litteratur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, teils allein, teils in Verbindung mit Gaston Maugras ausgeführt, verdanken, eine feine Beobachtung, eine gründliche Kenntnis der betreffenden Verhältnisse, der eine und der andere glückliche Fund bisher noch nicht entdeckter oder benutzter Dokumente, ein wohlwollendes und doch treffendes Urteil, eine gefällige und farbige Darstellung zeichnen auch dies Werk aus. Eine Vertiefung und Erschöpfung des Gegenstandes wird nicht angestrebt, was wir erhalten, sind im wesentlichen drei gelungene Brustbilder in Pastell von dem Präsidenten Henault, der Marquise und der Königin Maria Leczinska, der Gattin Ludwigs XV. Es ist natürlich, daß die Franzosen einer so merkwürdigen und glän-

zenden Schöpfung ihres Geistes und ihres Geselligkeitstriebes, wie es diese Salons waren, und den Frauen, die sie regierten, erhellten und erhielten, mehr Neigung, Verständnis und Bewunderung entgegenbringen, als die Fremden, daß sie mehr Licht darin sehen, als wir, und die Bedeutung und den Wert der Persönlichkeiten höher schätzen, als die unbefangene Prüfung auf der Wage der Gerechtigkeit ergiebt.

Was mich an der Marquise du Deffand und Julie Lespinasse interessiert, ist einmal die menschliche Teilnahme und Mitempfindung, die sie erregen, das psychologische Problem, das sie der Betrachtung darbieten, und dann der Reiz der Umgebung, der Zustände und Verhältnisse, in denen sie sich bewegen, die Eigentümlichkeit einer gesellschaftlichen Entwickelung, deren Blüten sie sind: die Marquise die Verkörperung der Ichsucht, der Ironie, des kältesten Herzens und der schärfsten Erkenntnis der Schwächen und Thorheiten der anderen, Julie Lespinasse eine Rokoko-Sappho. Die Begegnung dieser beiden Naturen, die einander nach ihren Jahren und in den Eigenschaften des Charakters, in der Lebensstellung und in den Lebenshoffnungen so entgegengesetzt waren, und der Zusammenstoß, der notwendig zwischen ihnen stattfinden mußte, haben die ganze Spannung und das romantisch Unerwartete eines Romans.

Marie Anna war die Tochter Gaspards von Vichy, Grafen von Chamrond, der in der Landschaft um Orleans angesehen und begütert war, und der Tochter des ersten Präsidenten im Gerichtsparlament Burgunds, Anna Brulart. Von ihrer Kindheit wissen wir nicht viel. Wie alle jungen Mädchen ihres Standes erhielt sie eine klösterliche Erziehung in dem Kloster der Magdalene du Tresnel in Paris. Die Unterweisung in der Religion und der Litteratur überwog alle anderen Unterrichtsgegenstände. Die Frühreife, der Witz, die vorlauten, aber scharfsinnigen Bemerkungen des jungen, hübschen

Mädchens waren eine Weile das Entzücken der Lehrerinnen und der Äbtissin, der Frau von Villemont, die trotz ihres Nonnengewandes ein Weltkind war, bis man entdeckte, daß die kleine Vichy-Chamrond durch ihre Zweifelsucht und ihre Spöttereien über die heiligsten Dinge einen ungünstigen Einfluß auf ihre Mitschülerinnen ausübte. Um sie zu bekehren, bewog ihre Tante von mütterlicher Seite, die Herzogin von Luynes, den damals berühmtesten Kanzelredner Massillon, sie ernstlich ins Gebet zu nehmen. „Nicht seine Gründe und Vorstellungen überzeugten mich", hat sie viele Jahre nachher erzählt, „sondern sein Genie und das Gewicht seiner Persönlichkeit schüchterten mich ein". Massillon scheint über die kleine Ketzerin nicht so erschrocken gewesen zu sein, wie die Äbtissin und die Herzogin; „geben Sie ihr einen Katechismus für fünf Sous zu lesen", sagte er lächelnd. Aber obgleich Marie täglich ihren Katechismus studierte, wollte es ihr doch nicht gelingen, auch nur die erste Seite zu behalten. Später hat sie Horaz Walpole einmal erklärt, daß sie den Zustand einer frommen und gottesfürchtigen Frau für den glücklichsten im Leben hielte, und wiederholt im Ernst versucht, in der „Übung der Religion einen Trost für oder ein Hilfsmittel gegen die Langeweile" zu finden, natürlich ohne Ergebnis. Da sie ihre Eltern verloren hatte, verheirateten sie ihre Verwandten bei dem Austritt aus dem Kloster, am 2. August 1718 mit einem Edelmann aus Burgund, Jacob de la Lande Marquis du Deffand, Oberst in einem Dragonerregimente. Die jungen Eheleute waren entfernt mit einander verwandt, passend in ihrem Alter und Besitz; der Marquis war dreißig Jahre, in nicht reichen aber wohlhabenden Verhältnissen, nur die Charaktere stimmten nicht zusammen. Der Mann war ein Dutzendmensch ohne hervorstechende Eigenschaften weder im Guten noch im Bösen, unfähig, die von einer wilden Vergnügungslust und einem tollen Leichtsinn erfaßte Frau zu

fesseln und zu zügeln. Sehr bald fand eine Trennung von Tisch und Bett zwischen ihnen statt, und während der Marquis in der Provinz, auf seinem Posten als Statthalter des Orleannais blieb, stürzte sie sich in den Strudel der Freuden, der Ausgelassenheit und der Sittenlosigkeit in Paris und Versailles. Unter den leichtgeschürzten Nymphen der Regentschaft war sie eine der leichtesten. Eine Weile, gerade vierzehn Tage lang, behauptete die Lästerchronik, soll sie die Geliebte des Regenten Philipps von Orleans gewesen sein. Bei einem Zauberfeste, das er im Juli 1721 im Schloß und Garten zu St. Cloud gab, waren sie, Frau von Averne und eine andere, die der Chronist nicht nennt, die einzigen Damen. Bis zu ihrem dreißigsten Jahre führte die Marquise das lustigste Leben, von einem Feste zum andern, aus einer Hand in die andere. Sie war trotz der Magerkeit ihres Halses und ihrer Hände eine schöne Frau mit einem geistreichen, feingeschnittenen Gesicht und den glänzendsten, verführerischen dunklen Augen, von vornehmer Haltung und einer seltenen Anmut der Bewegung. Der Witz, die treffende Bosheit ihrer Bemerkungen, die kluge Schmeichelei, die sie, wenn es ihr nötig schien, mit vollendeter Kunst anzuwenden wußte, die Fülle ihrer Rede ließen vergessen, daß sie durch die Nase sprach. Ihre zahlreich auf uns gekommenen Briefe geben die Vorstellung einer lebhaften, geistig regsamen Frau von beweglicher Phantasie, unruhiger Laune und satirischem Grundton. Man begreift, daß sie in der müßigen Gesellschaft, die weder eine nützliche Arbeit hatte, noch ernste Pflichten anerkannte, bei gleichgesinnten Männern und Frauen beliebt und ungeachtet des Tadels, der sich gegen ihre leichtsinnige Lebensführung richtete, überall gern gesehen und vielgesucht war. Im Jahre 1728 nach einem Bruch mit einem Liebhaber, dessen sie überdrüssig geworden war, versuchte sie eine Annäherung an ihren Gatten. Der Tod ihrer Großmutter, die

als reiche Witwe in zweiter Ehe den armen Herzog von Choiseul geheiratet, hatte ihre Geldverhältnisse ein wenig verbessert, im Testament war ihr eine Jahresrente von viertausend Livres vermacht worden. Dies erleichterte auch dem Marquis du Deffand, wie eine Zeitgenossin schreibt, die Wiederanknüpfung. Sechs Wochen lang sahen sich die beiden Gatten täglich und verkehrten mit einander. Dann fand die Marquise den Umgang mit ihrem Manne unerträglich, die Laune, die ehrsame Hausfrau zu spielen, war ihr eben wieder vergangen. Die leidenschaftlichen Briefe, die ihr jener verlassene Liebhaber in der Erregung und dem Zorn der Eifersucht schrieb, erweckten die alte Neigung in ihrem wetterwendischen Herzen, sie setzte den Mann vor die Thür, um den Geliebten aufzunehmen. Zu ihrer Beschämung blieb nun aber auch dieser aus.

Solche Vorfälle hefteten einen schwer zu tilgenden Flecken auf den Ruf der Marquise. Wie nachsichtig die Gesellschaft damals auch liebenswürdige und galante Frauen behandelte, ein gewisses Maaß des Erlaubten und einen Schein des Anstandes forderte sie doch. Um sich in der Meinung ihrer Kreise wiederherzustellen, führte die Marquise eine Reihe von Jahren ein zurückgezogenes, im Vergleich zu ihrer stürmischen Jugend sittsam stilles Leben. Selbst die Anwandlungen einer äußerlichen, kirchlichen Frömmigkeit wurden nicht verschmäht. Ich vermute freilich, daß weniger innerliche, moralische Ursachen, als der Zwang der Verhältnisse diese Änderung herbeiführten. Die Marquise hatte die Schwelle der dreißiger Jahre überschritten, sie war in jedem Sinne stumpfer und blasierter und die Liebes- und Vergnügungsjagd für sie eingeschränkter geworden. Zu ihrem Glück begegnete sie einem Manne in gleicher Lage und Stimmung, dem reichen und angesehenen Präsidenten der Untersuchungskammer des Pariser Parlaments, Karl Hénault. 1685 zu Paris geboren, der Sohn eines Generalpächters, von Jugend auf in der gericht-

lichen Laufbahn, von stattlicher Erscheinung und den feinsten und gewinnendsten Umgangsformen, hatte Hénault das fünfundvierzigste Jahr überschritten und war seit länger als einem Jahre Witwer, als er in nähere und innigere Beziehungen zu der Marquise trat. Begegnet waren sie sich schon öfters, denn der Präsident war ein Lebemann, der nicht nur selbst die erlesensten und durch die Verse Voltaires unsterblich gewordenen Soupers gab, sondern auch in allen Gesellschaften der Stadt wie des Hofes zu treffen war. Seine Geschäftskenntnis und seine Ehrenhaftigkeit empfahlen ihn eben so sehr wie seine kluge Zurückhaltung und die Gemessenheit seines Benehmens. Ohne je in der Politik und der Verwaltung eine hervorragende Rolle zu spielen, unbeteiligt bei allen höfischen Ränken und Kabalen, hatte er sich trotzdem bei dem Regenten und dem Kardinal Dubois wie nachher bei dem jungen Könige Ludwig XV. und dem Kardinal Fleury in stetigem Ansehen zu erhalten gewußt. Die Königin schenkte ihm das größte Vertrauen und erfreute sich seiner geistvollen, anregenden, noch in ihren Scherzen gemessenen Unterhaltung; ihrer aufrichtigen, von klösterlichen und beschränkt geistlichen Anschauungen getrübten Frömmigkeit gefiel die maßvolle, der materialistischen Zeitphilosophie abgeneigte Religiosität Hénaults, der in seinem reich und geschmackvoll eingerichteten Hause in der Straße St. Honoré nicht nur die beste Küche und den feinsten Koch, sondern auch eine Kapelle und einen Kaplan hatte. 1753 wurde er zum Oberaufseher ihres Haushaltes ernannt, brachte Ordnung in ihre durch allzu freigebige und unbedachte Wohlthätigkeit verwirrten Geldangelegenheiten und gehörte seitdem zu den Vertrautesten ihrer Hofgesellschaft. Neben seinen mannigfaltigen juristischen und höfischen Geschäften und seinen Vergnügungen fand der Präsident, wie er allgemein genannt wurde, noch die Muße zu litterarischen Arbeiten. In seiner Jugend hatte er in Nachahmung Racines

ein Trauerspiel „Cornelia die Vestalin“ verfaßt, das am 27. Januar 1713 aufgeführt wurde, mit einem halben Erfolge, der ihn nicht zu weiteren Versuchen für die Bühne ermunterte. In späteren Jahren schrieb er ein geschichtliches Schauspiel „Franz II.“, steif in der Führung, hart in der Sprache, aber merkwürdig, weil es der Vorläufer von Merciers Dramen aus der französischen Geschichte und die unscheinbare Knospe ist, aus der sich zwei Blüten der romantischen Litteratur, Mérimées „Die Jacquerie“ und Vitets „Die Liga“ entwickelt haben. Seinen Zeitgenossen galt Hénault vornehmlich als Gelehrter und Verfasser liebenswürdiger, anmutiger, durch Witz und Scherz vergnüglicher Gelegenheitsgedichte. Sein „chronologischer Abriß“ der französischen Geschichte kann sich an Geist und Tiefblick, an Glanz und Farbe der Darstellung nicht entfernt mit Voltaires historischen Werken und Abhandlungen messen, aber er ist bei all seiner Trockenheit und Eintönigkeit sorgfältig gearbeitet und für den damaligen Stand der Geschichtswissenschaft eine bedeutende Leistung, etwa wie in unserer Litteratur „Die deutsche Kaiser- und Reichshistorie“ des Grafen Heinrich von Bünau, die aus derselben Zeit stammt.

Die Marquise du Deffand und der Präsident trafen sich an dem kleinen Hofe der Herzogin du Maine, in den Schlössern von Anet und Sceaux, häufiger. Ihre gesellschaftlichen Talente empfahlen sie der nach Unterhaltung, Vergnügungen und Festen, nach einem sogenannten geistreichen Verkehr dürstenden Herzogin. Sie konnte nur in der Menge, bei beständig sich wiederholenden Diners und Soupers, Spazierfahrten, Theatervorstellungen, Jagden und Schäferfesten leben. Alles gleichsam eingewickelt, bebändert und bekränzt mit Madrigalen, Stanzen, Sonetten und ähnlichen poetischen Flausen. Das denkbar nichtigste und in sich geistloseste Leben, unter einer launenhaften und selbstsüchtigen Herrin, die dabei ihre echt Nietzsche-

schen Bestienanwandlungen hatte. An ihrem Hofe lebte eine alte Dame, die mit großer Leichtigkeit kleine Gedichte und lustige Couplets improvisierte und an der Tafel mit zittriger Stimme zum besten gab. Einmal, wo sie sich besonders übel befand, forderte sie die Herzogin trotzdem schon bei der Suppe auf zu singen. Nach zwei oder drei Couplets machte Hénault der Prinzessin leise Vorstellungen über ihre Grausamkeit, „ach!“ erwiderte sie, „bei dem Braten ist die Alte vielleicht schon tot und wir wären um unser Vergnügen gekommen“. Aber sie war eine Hoheit, aus königlichem Hause, eine Enkelin Condés, der sich im vergangenen Jahrhundert durch seine Siege über die Spanier den Beinamen des „großen Condé“ erworben, und hatte den Sohn Ludwigs XIV. und der Montespan, den Herzog du Maine, geheiratet, hielt offene Tafel, wenn sie nach den Feinschmeckern auch nur mager war, und konnte in ihren Lustschlössern, bei den bescheidenen Ansprüchen, die damals an Raum, Luft und Licht einer Wohnung gestellt wurden, stets eine größere Zahl Gäste beherbergen. Hier in diesem heitern Müßiggange schloß sich das Freundschaftsbündnis zwischen dem Präsidenten und der Marquise. Anfänglich mochte von seiner Seite ein zärtliches Gefühl mitsprechen und sie als eine kluge Frau mit ihrer brüchigen Vergangenheit, ihren geringen Einkünften, ihrem Bedürfnis nach einer Stütze, gab sich willig hin, später war die Fessel der Gewohnheit für beide zu stark geworden, als daß sie dieselbe hätten zerbrechen können. Noch dazu drängte sie nichts dazu; die Gesellschaft, in der sie lebten, billigte ihre „Gewissensehe“ und war sogar geneigt, die Dauer des Verhältnisses als eine Art Wunder treuer Beständigkeit zu preisen. Kinderlos, ohne stärkere Leidenschaften und verschwenderische Launen, fühlte sich der Präsident in dem Salon der Marquise völlig nach seinem Behagen und durch ihren Witz und ihren Scharfsinn erfrischt. Wie sie nicht die Frau, war er

nicht der Mann hoher Gefühle und sentimentalischer Schwärmereien. „Ich habe weder Temperament noch Roman", schreibt sie ihm einmal. Und wenn Hénault auch mehr Herzensgüte als sie besaß und sie mit großem Zartsinn in ihren Verlegenheiten unterstützte, so war ihm doch jede leidenschaftliche Hingabe fremd und drückend. „Er schämte sich des Bandes treuer Neigung und dürstete nach Freiheit, nichts zu lieben", waren zwei Verse aus seinem römischen Trauerspiel, die er gern im Munde führte.

Ein boshaftes „Portrait" der Marquise du Châtelet, der Freundin Voltaires — solche Charakterschilderungen seiner Freunde und Feinde zu entwerfen, war ein beliebter litterarischer Zeitvertreib der Geistreichen — hatte die Marquise du Deffand mit den Worten geschlossen: „Um berühmt zu sein, muß man gerühmt werden. Das hat sie erreicht, seitdem sie die erklärte Geliebte Voltaires geworden ist. Er hat sie zum Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit gemacht, ihm wird sie ihre Unsterblichkeit in dem kommenden Jahrhundert verdanken, wie sie ihm das Geld verdankt, von dem sie in dem gegenwärtigen lebt." Wort für Wort hätte man in den Jahren von 1730 bis 1750 dasselbe von der Marquise du Deffand sagen können. Sie lebte von der Leichtfertigkeit ihrer Vergangenheit, einer Pension von sechstausend Livres, die ihr der Herzog von Orleans verschrieben, und von den heimlichen Gaben ihres Liebhabers Hénault. Wie früher ihre Abenteuer ihr einen Platz in der Lästerchronik verschafft, so hatten ihr das Lob des Präsidenten, der Wunsch der Herzogin du Maine, sie öfters in ihrer Gesellschaft zu sehen, ein Paar Briefe Voltaires voll Schmeicheleien über ihren Geist, ihre Schönheit und Anmut, von denen sie den geschicktesten Gebrauch zu machen wußte, zu dem Ruhm einer hochgebildeten Frau verholfen. Die „göttliche" Emilie hatte zu ihrer Berühmtheit durch ihre Übersetzung der „Principia"

Newtons, durch ihre ernsthafte, wenn auch wunderliche Beschäftigung mit mathematischen und physikalischen Wissenschaften und die Anregung beigetragen, die sie Voltaire zu mehr als einem seiner Werke gegeben. Nicht eins dieser Verdienste hätte die Marquise du Deffand für sich anführen können, sie war durchaus eine „gesellschaftliche" Größe. Nicht nur materiell, auch geistig lebte sie zum großen Teil auf Kosten anderer. Wenn sie ein Bad gebrauchte, verstand sie es, eine Reisegefährtin zu gewinnen, deren Wesen, Gewohnheiten und Schwächen ihr zum Stichblatt ihrer Satire und zur Würze ihrer Briefe an Freunde und Freundinnen dienten und deren Börse die größere Hälfte der Kosten bestritt.

Lange hatte sie den Zauber ihrer Unterhaltung meist in fremden Häusern wirken lassen, die Kleinheit ihrer Wohnung in der Straße Beaune und die Bescheidenheit ihrer Mittel gestatteten ihr nur selten, ihre Freunde bei sich zu sehen. Aber das zunehmende Alter und die immer herrischer und verdrießlicher werdende Laune der Herzogin du Maine im Verein mit der Last und der Schwerfälligkeit der eigenen fünfzig Jahre erweckten in ihr den Wunsch nach einer Änderung ihrer Verhältnisse. Sie beschloß einen eigenen Salon zu gründen. Die ersten Bedingungen dazu waren einige gut eingerichtete Zimmer und ein ausgezeichneter Koch. Für beide Dinge war der Präsident der feinste Kenner und der geschickteste Macher. Das Glück, das die Marquise immer unterstützt hatte, verließ sie auch diesmal nicht. Zur rechten Stunde starb ihr Gatte, der Marquis du Deffand, am 24. Juni 1750 in Paris. Zwei Tage vor seinem Heimgang erschien sie an seinem Krankenlager. In den Formen, wie sie damals die Sitte vorschrieb, fand eine Aussöhnung beider statt. Aus der Erbschaft des Marquis vermehrten sich ihre jährlichen Einkünfte um einige tausend Livres. Der Einfluß der Herzogin von Luynes, der Palastdame der Königin, und

des Präsidenten bewogen diese gutmütige, wenig um das Geld bekümmerte Fürstin, der Marquise eine jährliche Pension von sechstausend Livres zu bewilligen. Mit diesem halb ererbten, halb erbetenen Gelde, das ihr im ganzen eine jährliche Einnahme von mehr als fünfundzwanzigtausend Livres gewährte, unternahm die Marquise die Gründung ihres Salons im Kloster St. Joseph, der bald eine europäische Merkwürdigkeit werden und in französischer, englischer und italienischer Sprache gefeiert werden sollte. Für uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts hat es einen eigenen Reiz, die realen Grundlagen und Kosten der Geselligkeit des vorigen kennen zu lernen.

Das Frauenkloster St. Joseph von der Vorsehung war von der Geliebten Ludwigs XIV., Athenais von Montespan, vielfach unterstützt und ausgezeichnet worden. In den Tagen des Verdrusses und der Reue, wenn sie den zunehmenden Einfluß der Frau von Maintenon auf den König gewahrte, in ihren frommen und andächtigen Anwandlungen hatte sie sich hierher zurückgezogen, um stets mit neu erwachter Lebenslust und Ehrsucht in das Hofgetriebe zurückzukehren. Dadurch hatte das Kloster von vornherein einen aristokratischen Zug und Zuschnitt erhalten und galt als beliebtestes Asyl für die Damen der vornehmen Gesellschaft. In seinen weitläufigen, von dem eigentlichen Kloster durch einen großen Hof getrennten Gebäuden wurden größere und kleinere Wohnungen, sogar einzelne Zimmer zu einem verhältnismäßig billigen Preise an Männer und Frauen vermietet. Von jedem Zwange der Klosterregel waren sie frei und doch gewissermaßen im geistlichen Schutz und Bannkreis. Seit etwa 1730 waren diese Asyle, in denen es oft genug lustiger und weltlicher zuging, als es sich mit der Heiligkeit des Ortes vertrug, für einzelstehende Frauen, Unverheiratete und Witwen in Aufnahme gekommen, selbst, wie wir aus den Memoiren der Frau Roland wissen, für Mädchen und Witwen aus bescheidenen Bürgerkreisen: eine Sitte, die bis zu den An-

fängen der Revolution bestand. Das Kloster St. Joseph lag auf dem linken Ufer der Seine in der Straße des heiligen Dominikus: seine Baulichkeiten bilden jetzt nach vielfachen Umänderungen das Kriegsministerium am Boulevard St. Germain und in den anliegenden Straßen, nicht allzuweit von der im modern gotischen Stil unter dem zweiten Kaiserreich vollendeten Klotildenkirche.

Die Marquise du Deffand bezog eine Wohnung im linken Flügel des Gebäudes, die früher Frau von Montespan innegehabt: in einem Kamin fand sich noch eine Platte von gegossener Arbeit mit ihrem Wappen. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete der Salon: ein großes Zimmer mit Parquetfußboden, ohne Teppich, die Wände mit einem gemohrten, goldfarbigen Stoff bezogen, aus demselben Stoff die Vorhänge, die mit breiten, feuerfarbenen Bändern aufgenommen waren. Eine Anzahl Sessel mit und ohne Lehne, ein paar Sofas mit ausgeschweiften Enden, um den Reifröcken der Damen genügenden Raum zu lassen, kleine Ruhebetten, Tische, die mit den neuesten Broschüren und Büchern bedeckt waren, der Kamin mit der Uhr auf dem Gesims bildeten die Einrichtung. Von irgend welchen Kunstwerken, die den Raum schmückten, nicht einmal von chinesischen Vasen und japanischen Lackarbeiten, die damals in Paris so beliebt und gesucht waren, weder von Bildern noch Stichen ist die Rede. Hier nun erwartete die Marquise von sechs Uhr abends bis gegen Mitternacht ihre Freunde und Freundinnen. Da die Theatervorstellungen und die Opern nachmittags, zwischen vier und fünf Uhr, begannen, so konnte man in aller Behaglichkeit ihnen beiwohnen und gegen acht Uhr zur Abendtafel sich einfinden. Dadurch erhielt die Unterhaltung in diesen Gesellschaften, gerade wenn sie zu stocken drohte, Frische und Lebendigkeit wieder. Denn die Theaterbesucher brachten nicht nur die Eindrücke, die sie von der Bühne her empfangen, sondern auch die Anekdoten, die guten und schlechten Witze, eine Zweideutigkeit, ein

Couplet, die sie im Foyer gehört hatten, mit. Die Gabe, lebhaft und anschaulich zu erzählen, die Spitze einer kleinen Geschichte fein herauszuarbeiten, treffend zu antworten, den eigenen Witz an dem der anderen zu schleifen und zu schärfen, war in den Kreisen der vornehmen und der litterarischen Gesellschaft weit verbreitet: die Fülle der uns aufbewahrten Scherze und Bosheiten, sogar aus dem Munde der Mittelmäßigkeit, ist groß. An dieser Art Zeitvertreib gebrach es dem Salon der Marquise nicht; auch wenn die anderen geschwiegen, hätte die Herrin mit ihrer spitzen Zunge schon allein für den nötigen Vorrat gesorgt. Da die großen Gedanken, die edelmütigen Gesinnungen und die allgemeinen Interessen fehlten, mußte das Kleine und Nichtige, das Spöttische und Gehässige um so glänzender und auffälliger hergerichtet werden. Die Marquise hatte einen scharfen Blick für das Übertriebene und Schwülstige, eine eingeborene Abneigung gegen alles Schwärmerische und Sentimentalische im Leben wie in der Kunst, einen Fanatismus für das Natürliche. Von einer schönen Seele war nichts in ihr, aber in hohem Grade verfügte sie über die Gabe, alle Dinge auf das Maß des Schicklichen und Verständigen zurückzuführen, jedem an seiner Stelle das Wort zu lassen und ihn zum Reden zu ermuntern, Munterkeit und Lustigkeit verband sich in ihr mit großer Höflichkeit und Anmut. Gewisse Ungezogenheiten und Zweideutigkeiten der Rede, leidenschaftliche Äußerungen gegen Priester und Könige, an denen es in den Kreisen der Encyklopädisten und ihrer Freundinnen und Gönnerinnen nicht fehlte, waren in dem Salon der Marquise nicht nur durch das Gewicht der Herren und Damen aus der höchsten Gesellschaft, die darin verkehrten, sondern durch das Betragen und Auftreten der Herrin schon ausgeschlossen: es ist bezeichnend, daß Diderot nur ein einziges Mal bei ihr war, Holbach, Grimm, Frau von Epinay, Frau Geoffrin, Rousseau, Galiani, Helvetius

haben sie, so weit wir Kunde davon haben, nie besucht. Frau Susanne Necker hielt als Pfarrerstochter und Waadtländerin wohl auch in ihrem Salon und unter den alten Linden ihres Gartens zu Saint-Ouen auf Anstand und Sitte, aber es war mehr eine bürgerlich kalvinistische Steifheit und Trockenheit, nicht jene freie ungezwungene Sicherheit und Glätte der Umgangsformen, die im Salon der Marquise du Deffand herrschten.

Mir will freilich scheinen, als ob dies wie das Kennzeichen und die Melodie so auch der einzige Vorzug der um die Marquise sich vereinigenden Gesellschaft gewesen sei. Irgend eine tiefere litterarische Wirkung ist nicht von ihr ausgegangen, ernsthaftere Fragen sind nicht in ihr verhandelt worden. Die Marquise haßte, trotz ihrer Freundschaft für d'Alembert und ihrer Bewunderung Voltaires, die neue Philosophie, nicht aus religiöser Überzeugung, sondern weil sie an den überkommenen äußerlichen Gewohnheiten festhielt. Nach ihrer Meinung war der Zweifel und der Unglaube ein Vorrecht der Großen. Ihn zur Schau zu tragen, verstieß gegen die gute Sitte, ihn zu verbreiten, verdiente Strafe. Die Unterhaltung des achtzehnten Jahrhunderts indessen zog ihre eigentliche Lebenskraft aus der Philosophie, das Wort im weitesten Sinne gefaßt. Wurde ihr dies Element vorenthalten, so verfiel sie in die Alltagsklatscherei, die Jagd nach Anekdoten und die boshafte Witzelei. Wie die Philosophie, war auch die Erwerbsschriftstellerei und die Kunst aus dem Salon der Marquise ausgeschlossen. Litteraten, Musiker, Maler, Schauspieler tauchen nur vorübergehend darin auf, wenn die Mode den einen oder den andern auf einen Augenblick zum Gegenstand der allgemeinen Neugierde gemacht hat. Mademoiselle Clairon wird zuweilen eingeladen, um vor dem Souper etwas zu deklamieren. Lekain liest einmal ein neues Trauerspiel Voltaires „Die Gesetze des Minos“ vor. Man erkennt darin den aristokratischen Tic

der Marquise: sie sah diese Leute offenbar nicht für voll an.

Die Hauptperson des Kreises nach der Herrin war der Präsident Hénault, die taube Pagode, wie Horaz Walpole spöttisch nach der ersten Begegnung mit ihm ausruft. Er war, wenn ihn der Dienst und der Wunsch der Königin nicht in Anspruch nahmen, in den ersten zwölf Jahren des Salons ein ständiger Gast in demselben. Neben ihm waren die zwei hervorragendsten Mitglieder des Kreises, Montesquieu und d'Alembert, die einzigen, die von dem Standpunkt unserer Zeit aus noch Bedeutung und Gestalt haben. In der Einsamkeit seines Landgutes La Brède, zwei Meilen südöstlich von Bordeaux, zwischen Wiesen, Bäumen und Weinbergen, dachte Montesquieu am Abend seines Lebens gern an die Stunden zurück, die er am Tisch und im Gespräch mit der Marquise verlebt hatte. D'Alembert war zwanzig Jahre jünger als die Marquise, sie hatte den jungen Mathematiker, der, einer der muntersten und witzigsten Gesellschafter, den Kopf stets voller Schnurren und Scherze hatte und ein außerordentliches Nachahmungstalent besaß, in der Umgebung der Herzogin von Maine, in Sceaux und Anet, kennen gelernt, als man von ihm nach seinen ersten Schriften wie von einem Weltwunder sprach, und ihn rasch für sich gewonnen. Sie bevormundete und verhätschelte ihn wie eine mütterliche Freundin und bot alle ihre Freunde und ihren ganzen Einfluß auf, ihn in die französische Akademie zu bringen. Mit vierzehn Stimmen trug er 1754 den Sieg über seinen Gegner, den Abbé Boismont, der neun erhielt, davon. Zwischen dem kleinen schmächtigen Mann mit der scharfen durchdringenden Stimme und der Marquise gab es in der Herzenskälte und der Gleichgültigkeit gegen die Empfindungen und Interessen der andern ebenso wie in den geselligen Talenten eine Wahlverwandtschaft, die sie an einander fesselte. Selbst die Geringschätzung,

mit der d'Alembert den „chronologischen Abriß“ Hénaults in seinem Artikel „Chronologie“ für die Encyklopädie behandelte, und seine Freundschaft mit den „Philosophen“ störte das Verhältnis nicht. Die Personen, die uns sonst noch als die Unzertrennlichen der Marquise genannt werden, der Malteserritter d'Aydie, Formont und der Graf Anton Ferriol, Pont de Veyle, Voltaires Schulgenosse und sein Berater in mancherlei ästhetischen Fragen und theatralischen Nöten, der nach einer Erzählung La Fontaines ein Lustspiel „Der bestrafte Geck“ geschrieben, sind für uns Schatten, die durch einige Anekdoten und Briefstellen nicht lebendiger werden. Aber da sie reich und vornehm waren und viel in der Stadt und am Hofe umherkamen, verbreiteten sie den Ruhm des Salons im Kloster St. Joseph.

Die Marquise stand in der Mitte ihrer fünfziger Jahre, als sich die Vorboten des traurigen und schrecklichen Leidens einstellten, dem sie langsam anheimfallen sollte, der Blindheit. Es ist ein Zeugnis für ihre Standhaftigkeit und Seelengröße, daß sie gefaßten Mutes dem Unvermeidlichen entgegensah, als alle vorgeschlagenen und versuchten Heilmittel und Kuren sich als vergeblich erwiesen hatten. Die schmerzliche Aussicht, in einem ewigen dunklen Verließe leben zu müssen, entlockte ihr keine jämmerliche Klage. Weil sie auf dem Grund ihres eigenen Herzens kein Mitleid für die andern fand, glaubte sie auch bei ihnen nicht daran. Und in der That kann man nicht sagen, daß die Ankündigung ihres schweren Unglücks ihr einen wahren Trostbrief eingebracht hätte. „Wie schön waren einst diese Augen“, schreibt Voltaire, „wie glänzend! Ach, daß man immer durch das bestraft wird, wodurch man gefehlt hat! Warum wütet die Natur gegen ihre schönsten Werke?“ D'Alembert ist nun gar der Ansicht, daß es ihr bei ihrem Geist und ihrem Einkommen niemals an Unterhaltung und an Bekanntschaften fehlen könnte. „Mit einem guten Souper

holt man sich jeden heran, den man haben will, und wenn einem die Laune danach steht, macht man sich nachher noch über seine Gäste lustig."

Ähnliche Betrachtungen trugen vermutlich dazu bei, der Marquise die stoische Ergebung in ihr Schicksal schließlich zu erleichtern. Aber ich möchte doch ihre plötzliche Flucht aus Paris nach der Provinz, im Sommer 1752, die ihren Freunden so unbegreiflich und thöricht erschien, diese Sehnsucht nach der Zurückgezogenheit und der Stille des Landlebens, diesen Daseinsüberdruß, der sie so unerwartet erfaßte, dem ersten Schreck vor dem unheilbaren Leiden, das sie bedrohte, zuschreiben. Sie begab sich zu ihrem Bruder, dem Grafen Kaspar Vichy, der ein Fräulein von Albon geheiratet hatte, nach dem Schlosse Chamrond in der Nähe von Mâcon in Burgund. Was ihr der Präsident Hénault nach einem Jahre schrieb: „ich glaube nicht, daß einer, der sein Leben in Paris zugebracht hat, in der Provinz glücklich sein kann", traf wörtlich bei ihr ein. Die Freuden, die sie von dem Landleben und dem Verkehr mit ihren Verwandten gehofft hatte, erwiesen sich bald als Illusionen. Die Langeweile, ihre Todfeindin, verfolgte sie in Chamrond noch hartnäckiger als in der Hauptstadt; sie suchte ihr zu entweichen, indem sie nach Mâcon und Lyon ging, wo ihr in dem Kardinal Tencin ein alter Bekannter noch aus ihrer lustigen Jugendzeit lebte, aber überall fand sie dieselbe Öde, Verdrießlichkeit und Spießbürgerlichkeit. Die Familie, die Häuslichkeit und die Berufsarbeit, worin die Masse der Menschen aufgeht, und die Beschäftigung mit sich selbst, der eigenen Bildung und Erziehung und dem Aufwärtsstreben, denen sich die Auserwählten hingeben, waren ihr gleichgültig, fremd und verhaßt. Ihr Beschluß, wieder nach Paris zurückzukehren, stand darum nach kaum einem Jahre wieder fest bei ihr, dennoch ist diese kurze Episode verhängnisvoll für sie geworden.

Auf dem Schlosse Chamrond war ihr halb als Gesellschaftsdame ihrer Schwägerin und Erzieherin des Töchterchens, halb als Aschenbrödel des Hauses ein junges zwanzigjähriges Mädchen begegnet. Es war am 10. November 1732 in der St. Paulskirche zu Lyon auf die Namen Julie Johanne Leonore als Tochter eines gewissen Claudius Lespinasse getauft worden. In Wirklichkeit war Julie die natürliche Schwester der Gräfin Vichy, ein uneheliches Kind der Gräfin Albon, einer vornehmen, wohlhabenden und wegen ihrer Frömmigkeit angesehenen Dame, die getrennt von ihrem Gatten lebte. Der Name Lespinasse war durch eine Heirat im vierzehnten Jahrhundert in das Haus Albon gekommen. Für Juliens Vater erklärte das Gerücht ohne Beweis, doch nicht ohne Wahrscheinlichkeitsgründe den Kardinal Tencin. Sie erhielt anfangs in einem Lyoner Kloster und dann in dem Schlosse Avauches bei ihrer Mutter eine gute Erziehung und wurde auf gleichem Fuße mit ihren älteren Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, behandelt. In ihrem sechzehnten Jahre erfuhr Julie kurz vor dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1748 das Geheimnis ihrer Geburt. Sterbend hatte ihr die Mutter den Schlüssel zu einem Kästchen, in dem eine beträchtliche Geldsumme für sie aufbewahrt war, gegeben. „Das Kind schwankte nicht einen Augenblick," erzählt uns die Marquise, „sie übergab den Schlüssel und das Geld ihrem Bruder, dem jungen Grafen von Albon, der es für sich behielt." So sah sich Julie auf die kärgliche jährliche Rente von dreihundert Livres als einziges Einkommen beschränkt, die ihr die Mutter in ihrem Testament vermacht hatte. Aus Besorgnis, daß Julie der Familie Ungelegenheiten bereiten könne, wenn man sie sich selbst überließe, nahm ihre Schwester sie in ihr Haus auf. Bald wußte sie auch die Talente des jungen Mädchens zu ihrem Nutzen zu verwerten, bei der Beaufsichtigung und Erziehung ihrer Kinder, bei allerlei Diensten, die sie sich selbst

von ihr erweisen ließ. Als die Marquise auf dem Schloß Chamrond eintraf, durchschaute sie bald die Lage Juliens. Obgleich ihr Bruder und ihre Schwägerin voll von dem Lobe des jungen Mädchens waren und ihre Kenntnisse, ihren Geist und ihre Charaktereigenschaften rühmten, dachten sie nicht daran, ihr eine würdige Stellung im Haushalte zu geben. Oft wurde sie zurückgesetzt, mit Härte gescholten, argwöhnisch beobachtet. Sie kam aus der Traurigkeit und den Thränen nicht heraus. Die Marquise besaß die Kunst zu gefallen, wenn sie es wollte, in zu hohem Grade, um nicht die Neigung und das Vertrauen des Mädchens gleichsam im Sturm zu erobern. So erfuhr sie, daß sich Julie mit dem Gedanken einer Trennung von den Vichys trug, sie hoffte, ihr Bruder Albon würde ihr die nötige Ausstattung gewähren, um in ein Kloster treten zu können, da sie das Leben auf dem Schlosse Chamrond unerträglich fände. In der Marquise ließ diese Absicht, deren Ausführung bei dem leidenschaftlichen und phantastischen Wesen Juliens nur eine Frage der Zeit zu sein schien, einen anderen Plan reifen, das Mädchen, dessen Vorzüge, Anmut und Anstelligkeit sie schätzen gelernt hatte, als Gesellschaftsdame mit sich nach Paris zu führen. Sie erschauerte vor ihrer Blindheit und ihrer Verlassenheit, das Bedürfnis nach einer Stütze, nach einer Vorleserin und Schreiberin, das Verlangen nach einem weiblichen Herzen, dem sie ihre Sorgen, ihren Verdruß, ihre Unruhe mitteilen könnte, machte sich immer stärker geltend, die Furcht beschlich sie, daß sie in ihrer Hinfälligkeit nicht im stande sein würde, die Last ihres Salons auf sich allein zu nehmen. Alle diese Gründe bestimmten sie, Julien vorzuschlagen, ihr nach Paris zu folgen, da sie doch einmal zu einer Trennung von ihren Verwandten entschlossen sei, und das Leben und die Geselligkeit der Hauptstadt der Enge und Verschollenheit des Klosters vorzuziehen. In materieller Hinsicht war das Anerbieten der

Marquise nicht allzu verlockend; sie verpflichtete sich Julien ein besonderes Zimmer im Kloster St. Joseph, nach dem Hof heraus, einzurichten und ihr eine Leibrente von vierhundert Livres zu zahlen. Dafür war der Hintergrund des Antrags für ein Gemüt, das so sehr zur Romantik und zu abenteuerlichen Hoffnungen neigte, wie das Juliens, um so verführerischer: Paris, die große Welt, das Theater, die Oper, Feste und Genüsse aller Art. Wie hätten sie die Phantasie und das Herz eines zwanzigjährigen Mädchens nicht entflammen sollen, das bisher nichts als ein Kloster und zwei einsam gelegene Schlösser als Weltausschnitt gesehen hatte! Dennoch war sie nicht ohne Angst und Bedenken. Die Marquise flößte ihr mit ihrer springenden Laune, ihrer Herrschsucht, ihrem Durst nach Unterhaltung und Zeitvertreib ein geheimes Mißtrauen ein und zugleich fürchtete sie sich vor dem beständigen Alleinsein mit der Blinden. So zogen sich die Verhandlungen zwischen beiden länger als ein Jahr hin. Auch die Vichys erhoben mancherlei Einwände. Sie, besonders ihre Kinder, die sich innig an Julie angeschlossen, sahen sie ungern scheiden. Wer sicherte sie, daß dies Mädchen, einmal in Paris, nicht mächtige Beschützer suchte und fand, die ihre Rechte und Ansprüche wahrnahmen? Gereichte doch die bloße Enthüllung ihrer Geburt der Familie Albon zur Unehre und zum Nachteil. Indessen verstärkte auf der anderen Seite gerade der Widerstand, auf den ihre Wünsche stießen, das Interesse der Marquise daran. Es gelang ihr, den Präsidenten, den Kardinal Tencin und die Herzogin von Luynes, die in ihrer hohen Stellung und als Liebling der Königin für die Familie Vichy-Chamrond eine Art anerkannten Oberhauptes war, ihrem Plan günstig zu stimmen. Im April 1754 waren alle Hindernisse überwunden und Julie aus dem Kloster in Lyon, wohin sie sich zurückgezogen hatte, auf dem Wege nach Paris.

In einem merkwürdigen, vom 13. Februar 1754 datierten Briefe hatte die Marquise in eingehendster Weise ihrer künftigen Gesellschafterin die Umrißlinien ihres gegenseitigen Verhältnisses vorgezeichnet und die Vorschriften angedeutet, deren Erfüllung sie von ihr erwartete. Liebkosend nannte sie Julie wiederholt ma reine darin. Ihrem Bekanntenkreise wollte sie Fräulein von Lespinasse als eine junge Dame aus Burgund vorstellen, die in ein Pariser Kloster einzutreten gedächte und bei ihr wohnen würde, bis sie eine passende Stelle gefunden. Von ihrer Seite versprach sie ihr die höflichste und gefälligste Behandlung, wie eine ältere Freundin und Beschützerin würde sie alles, was in ihrer Macht läge, thun, um ihre Gesellschaft daran zu gewöhnen, Julien mit der gebührenden Rücksicht zu begegnen. Nur ihren besten Freunden würde sie ihre wirklichen Absichten mitteilen. Nach einigen Monaten des Zusammenlebens würde Julie auf diese Weise eine feste und anerkannte Stellung im Hause erlangt haben. Ihr eigenes Verdienst, ihre Anmut und Liebenswürdigkeit würden, nach der Überwindung der ersten Scheu und Verlegenheit, ihr bald die Schätzung aller erwerben. Von ihrer, der Marquise, Seite hätte die Eigenliebe Juliens keine Kränkung zu befürchten. Dagegen solle sie sich hüten in dem Verkehr mit ihr der geringsten Verstellung, dem kleinsten Kunstgriff Raum zu geben. „Ich bin von Natur mißtrauisch, alle, in deren Betragen ich Verschmitztheit oder Hinterlist vermute, werden mir in solchem Grade verdächtig, daß ich nie mehr Vertrauen zu ihnen fassen kann. Ich habe zwei teure, mir nahestehende Freunde, Formont und d'Alembert. Ich liebe sie leidenschaftlich, weniger ihrer Vorzüge und Annehmlichkeiten oder der Freundschaft wegen, die sie zu mir hegen, als um ihrer großen Wahrhaftigkeit willen. Ich könnte ihnen noch meine Kammerfrau Devreux hinzufügen, weil das wahre Verdienst alles gleich macht und ich sie

deshalb höher schätze, als alle Potentaten der Welt. Darum, mein Liebchen, müssen Sie sich entschließen, wahrhaft und aufrichtig mit mir zu leben und sich niemals der Übertreibung, der Einflüsterung und der listigen Schmeicheleien zu bedienen. Im Gegenteil, entfremden Sie sich nie, verlieren Sie nie einen der schönsten Vorzüge der Jugend, die Naivetät. Sie haben so viel Geist, Sie sind munter und gefühlvoll, mit so vielen glücklichen Eigenschaften werden Sie reizend sein, wenn Sie sich anspruchslos und ohne Künstelei Ihrer Natur überlassen." Unwillkürlich wird jeder, der den Ausgang dieser Geschichte und dieser Freundschaft kennt, eine Vorahnung desselben aus diesem Briefe herausfühlen, sogar der Name des Mannes, um den der Streit der beiden Frauen hauptsächlich ausbrechen sollte, d'Alemberts, findet sich, scheinbar in einer zufälligen Wendung, darin. Ob Julie ein bestimmtes Versprechen, keine Geldansprüche an die Albons zu erheben, der Marquise vor ihrer Ankunft in Paris geleistet hat, ist nicht festzustellen: thatsächlich ist von dem Geheimnis ihrer Geburt bei ihren Lebzeiten nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen, sie selbst hat nur zu ihren vertrautesten Freunden davon gesprochen. Für Juliens Reise von Lyon nach Paris hatte der Kardinal von Tencin auf das beste gesorgt, indem er sie dem Schutz eines wohlhabenden Ehepaares empfahl, das in der Post mit ihr fuhr. Im Kloster St. Joseph wurde sie mit offenen Armen empfangen, ihr wie der Marquise hing zunächst der Himmel voll Geigen, beide erwarteten etwas wie den Beginn eines neuen schönen Lebens. „Sie ist gekommen, mir ihre Augen zu leihen", ruft die Marquise aus, „und mir in dem ewigen Gefängnis der Blindheit, in das ich geworfen bin, Gesellschaft zu leisten".

Zehn Jahre lang vom April 1754 bis zum April 1764 hat Julie Lespinasse im Kloster St. Joseph bei der Marquise als Vorleserin und Gesellschafterin gelebt. Zuerst in Freuden, dann in

Schmerzen. Im Vergleich zu ihrem Leben in dem Schlosse Chamrond mochte ihr gegenwärtiges Dasein mit den vielen neuen berauschenden Eindrücken ihr doppelt erfreulich und beneidenswert erscheinen, ihre Pflichten drückten ihre zweiundzwanzigjährigen Schultern ebenso wenig wie ihr noch junges, unerfahrenes, hoch und schwärmerisch gestimmtes Herz. Ihrerseits kehrte die Marquise anfänglich auch nur ihre liebenswürdigen Seiten heraus und gefiel sich in der Rolle der edlen und uneigennützigen Beschützerin. Ihr Augenleiden machte freilich von Monat zu Monat Fortschritte, aber die völlige Erblindung trat doch erst in einigen Jahren ein. Ein Hauptgrund des guten Einvernehmens zwischen beiden war der günstige Eindruck, den Julie auf die Besucher des Salons und gerade auf die nächsten Freunde der Marquise ausübte. Alle waren einstimmig in dem Lobe, in der Bewunderung dieses jungen, aus der Provinz gekommenen Mädchens, das, wie d'Alembert und der Präsident schreiben, vom ersten Tage an sich benahm und redete, als ob sie von Jugend auf am Hofe aufgewachsen und erzogen worden wäre. Schön war Julie nicht, La Harpe, der sie viel später kennen lernte, sagt zwar, daß sie ein angenehmes Gesicht gehabt, ehe es die Pocken entstellt hätten, allein ein Porträt, das noch aufbewahrt ist, widerspricht dem. Die Stirn ist hoch, die Nase grad, die Augen groß mit dicken Lidern, der untere Teil des Gesichts ist kurz, mit starken Lippen und vorspringendem Kinn, der Kopf, der auf einem langen Halse ruht, scheint für den Leib zu klein gewesen zu sein. Dem Gesamtausdruck des Gesichts fehlt gerade das, was Juliens Wesen auszeichnete: Gefühl, Feinheit und Anmut. Sonst war sie schlank und gut gewachsen. „Ihre Häßlichkeit", sagt ihr späterer Verehrer, der Graf Guibert, der sie zum erstenmale in ihrem vierzigsten Jahre sah, „hatte bei dem ersten Blick nichts Abstoßendes, bei dem zweiten gewöhnte man sich daran, und sobald sie sprach, hatte man ihre Häßlich-

keit vergessen". Die Natur hatte Julie mit zwei ihrer kostbarsten Gaben begnadet, die sie, weil sie einander auszuschließen pflegen, nur selten in einem Geschöpf verbindet, mit dem leidenschaftlichsten entflammbarsten Herzen und mit dem Charakter und dem Talent einer Königin der Gesellschaft.

„Sie sind keine Pariserin, Sie sind eine Weltbürgerin; Sie sind allen Lagen gewachsen; wohin man Sie auch verpflanzte, überall würden Sie Wurzel fassen. Sie haben eine feste Meinung und lassen den andern die ihrige. Sie sehen alles wie im Vogelfluge. Ihre Seele ist edel und erhaben, Sie würden niemals unbekannt in der Menge bleiben." So beschreibt sie der Präsident Hénault in dem „Porträt", das er in seinen Memoiren von ihr entworfen hat. Alle, die sie gesehen, erst in dem Salon der Marquise und dann in ihrem eigenen, sagen mit anderen Worten dasselbe. Zweiundzwanzig Jahre einer nie erschütterten Herrschaft, einer sich immer erneuernden Bewunderung. Nach Petrarcas vergötterter Laura ist Julie Lespinasse die Frau, welche die größte und die vielseitigste Anbetung erfahren hat, Männer und Frauen sind von ihrer Anmut, ihrem Taktgefühl, ihrem Urteil, ihrer Schwärmerei und Empfindsamkeit, ihrer sich einschmeichelnden Stimme und der Liebenswürdigkeit ihres Umgangs, so sanft und weich wie Samt und Seide, hingerissen und wie in einen Zauber eingesponnen. In diesem Chor des Lobes giebt es nicht eine Dissonanz, nicht einen Widerspruch. Die Schatten, die d'Alembert in der Lichterscheinung seiner Freundin, nachdem sich sein erster Schmerz über ihren Tod ausgeweint hatte, hervorhob, betreffen ihren Charakter und ihre menschlichen Schwächen, an der Fürstin der Gesellschaft machen sie sich nicht bemerklich. Wenn man die Schilderungen von dem Reiz ihres Verkehrs und ihrer Unterhaltung liest, hat man die Empfindung wie von einer milden, gleichmäßigen, goldigen Helle und Wärme, die allen, die ihr nahe kommen, das Gefühl

des Wohligen mitteilt. Kein Zweifel, daß ihre Jugend, Frische und Naivetät, selbst ihre romantischen Anwandlungen dem Salon der Marquise neuen Glanz und neue Farbe verliehen. Den Sarkasmus und den gebieterischen Ton der Herrin milderte die Schmiegsamkeit und die Seelenhaftigkeit der jungen Gesellschafterin. Wenn die Marquise bei Juliens Eintritt in ihr Haus gewünscht hatte, daß man sie ihrer eigenen Vorzüge wegen aufsuchen und auszeichnen möge, so ging dieser Wunsch über alles Erwarten in Erfüllung. Es gab bald nicht eine dieser vornehmen Damen, nicht einen dieser geistreichen Männer, die nicht für Julie geschwärmt hätten. Wie die Marquise wurde sie mit der kleinen Münze der Höflichkeit und Galanterie des Zeitalters, mit Briefen und Gedichten überschüttet. Daß dieser Kreis auf der anderen Seite für sie eine vortreffliche Schule der Bildung und des Geschmacks war, hat sie selber aufrichtig eingestanden. „Ich bin ärgerlich auf mich, ja ich hasse mich", schreibt sie einmal an den Grafen Guibert, „daß ich nur das Vollkommene lieben kann. Daß ich in Sachen des Geschmacks so schwierig geworden bin. Aber es ist nicht mein Fehler, beachten Sie nur, welche Erziehung ich empfangen habe. Frau du Deffand, denn wo es sich um Geist und Geschmack handelt, darf man sie wohl anführen; der Präsident Hénault, der Abbé Bon, der Erzbischof von Toulouse, der Erzbischof von Aix, Turgot, d'Alembert, der Abbé Boismont — das waren die Menschen, die mich sprechen und denken gelehrt haben, die mich ihres Umgangs und ihrer Achtung für würdig hielten."

Aber es war hier nicht nur eine Schule des guten Geschmacks, sondern auch eine Schule der Freundschaft. Mehr oder minder machten alle Besucher des Salons Julien den Hof und bewarben sich um ihre Freundschaft. „Wer würde sich nicht gern und eifrig die Mühe geben, Ihnen das Köpfchen zu verdrehen", schreibt der Präsident, „wenn er nicht wüßte,

daß es vergeblich wäre!" Der Chronik nach soll er trotzdem zu ihren eifrigsten Bewerbern gehört und sogar die Absicht gehabt haben, sie trotz seiner siebenzig Jahre und seiner Schwerhörigkeit zu heiraten. Bei seinem früheren Verhältnisse zu der Marquise und seiner Furcht vor ihr glaube ich nicht recht daran, er war zu vorsichtig, um sich dem unversöhnlichen Hasse der alten Freundin auszusetzen, und konnte es bei seiner Stellung in der Hofhaltung der Königin schwerlich wagen, die natürliche Tochter einer Gräfin Albon zu heiraten. Ungleich inniger und natürlicher als zu dem Präsidenten gestalteten sich die Beziehungen Juliens zu d'Alembert. Ein merkwürdiges Schicksal vereinigte sie: auch d'Alembert war ein Kind der Liebe, der Sohn der Frau von Tencin, einer Schwester des Kardinals und Erzbischofs von Lyon, und des Ritters Destouches-Canon. Wenn in der That der Kardinal der Vater Juliens gewesen wäre, so hätte zwischen ihr und d'Alembert eine Verwandtschaft bestanden, die ihre gegenseitige Neigung noch durch die Bande des Blutes verstärken mußte. In d'Alemberts Freundschaft mischte sich ein wärmeres und leidenschaftlicheres Gefühl, Julie hat immer nur einen Bruder in ihm gesehen. Die Gemeinsamkeit ihres Geschicks gab ihrem Verkehr von vornherein einen tieferen Ton und eine dunklere Färbung, als sie in der gewöhnlichen Salon-Unterhaltung und Galanterie gebräuchlich waren. Beide stellten durch ihre Herkunft den anderen gegenüber eine Ausnahme dar, und die Verschiedenheit ihrer Auffassung über dies Geschick erfüllte ihre Gespräche mit einer Ergriffenheit und Zärtlichkeit, von der die Marquise nichts ahnte. Denn während d'Alembert in philosophischer Gelassenheit den Makel seiner Geburt ertrug, erregte er in Juliens hochgesinntem und ehrgeizigem Herzen Bitternis und Betrübnis. Nur ihm konnte sie in der Lage, in der sie sich befand, ihr Inneres ausschütten, nur er sie trösten und ihre Klagen beschwichtigen. Beinahe ohne ihr

Zuthun bildete sich darum ein geheimes Einverständnis zwischen ihnen aus, das sie früher oder später in Widerspruch und Streit mit der Marquise zu bringen drohte. Denn diese betrachtete die Freundschaft d'Alemberts als einen heiligen, ihr gehörigen Schatz, an den kein anderer ein Recht hätte, den sie mit keinem zu teilen gewillt war. Die Dankbarkeit, zu der er ihr für seine Wahl in die französische Akademie nach ihrer Ansicht verpflichtet war, schien ihn mit einer unzerreißbaren Kette an sie zu fesseln. Ob sich ohne die Anwesenheit Juliens die Anhänglichkeit d'Alemberts an die Marquise auf die Dauer bewährt hätte? Mir ist es zweifelhaft, so aber machte er beinahe jeden Abend den weiten Weg von seiner Wohnung in der Straße Michel-le-Comte, bei seiner Pflegemutter, einer Glasersfrau, nach dem Kloster St. Joseph. Unter der eifersüchtigen Aufmerksamkeit der Marquise wäre die Annäherung der beiden schwierig gewesen, doch sie selber bot ihnen eine leichtere Gelegenheit dazu. Wenn sie bei ihrer Freundin, einer Frau Harenc, zu Abend speiste, nahm sie Julie und d'Alembert mit sich: dort, gleichsam auf neutralem Boden, wo sie nicht so unablässig wie im Salon des Klosters St. Joseph der Überwachung ausgesetzt waren und Julie sich freier und sorgloser bewegen konnte, verlebten sie die glücklichsten Stunden ihrer aufblühenden Freundschaft.

Gern möchte man über das zehnjährige Zusammenleben der beiden Frauen im einzelnen unterrichtet sein, nicht allein über ihre Beschäftigungen und Vergnügungen und die Ereignisse, die sie betrafen, sondern auch über die Wandlungen, die in einem so langen Zeitraume in ihnen vorgingen, die Sorgen, die sie hatten, was über den flüchtigen Eindruck hinaus „freudvoll und leidvoll“ ihr Inneres bewegte. Leider lassen uns darüber die Quellen völlig im Stich. Nur das erfahren wir aus der Zeitung Grimms, aus den Memoiren Marmontels, La Harpes und Morellets, daß die Freundschaft zwischen

beiden allmählich mehr und mehr erkaltete. Zunächst aus einem äußeren Grunde. Julie hatte bei der Übernahme ihres Dienstes ihre Kräfte über- und die Beschwerlichkeit ihrer Pflichten unterschätzt und die Marquise wurde mit jedem Jahre und jedem Fortschritt ihres Leidens anspruchsvoller, hilfloser und verdrießlicher. Unaufhörlich mußte Julie ihr vorlesen, Bücher und Briefe, die Nacht hindurch. Wie ihre Freundin, die Marschallin von Luxemburg, hatte sich die Marquise gewöhnt, aus der Nacht den Tag zu machen. Wenn die letzten Gäste den Salon verlassen hatten oder sie nach Mitternacht aus einer Abendgesellschaft heimkehrte, begann die Arbeit Juliens. Bis zum Morgengrauen saß sie an dem Bette ihrer Herrin, plaudernd, lesend oder schreibend. Denn obgleich sich die Marquise eine Schreibmaschine angeschafft hatte, pflegte sie doch die meisten ihrer Briefe zu diktieren. So diente ihr Julie als Auge und als Hand. Ging sie auf einige Tage oder Wochen zu Freunden auf das Land, mußte Julie ein ausführliches Tagebuch über alles, was sie anziehen oder unterhalten konnte, führen und ihr von Zeit zu Zeit die Blätter schicken. Julie hatte eine zarte Brust und die Anstrengung des Vorlesens erschöpfte sie so sehr, daß sie sich ein nie wieder ganz beseitigtes Leiden, Husten und Brustbeklemmungen, zuzog. Daß ihre Stimmung sich verdüsterte, ihre Stellung ihr verleidet wurde, daß ihr schließlich als Sklaverei erschien, was ursprünglich Freundschaft und Freiwilligkeit gewesen war, ist schon daraus erklärlich. Nun trat ein neuer, ein innerlicher Grund hinzu, der das Verhältnis in seiner Wurzel angriff.

Wie die Langeweile den Geist, quälte und marterte der Argwohn das Herz der Marquise. Die Aufmerksamkeiten, die ihre Freunde Julien erwiesen, konnten ihr nicht verborgen bleiben und gefielen ihr auf die Dauer immer weniger. Was ihr anfänglich Freude bereitet, gereichte ihr nun zum Ärger

und Verdruß. Sie sah sich gegen ihre Gesellschafterin zurückgesetzt und vernachlässigt. Daß Julie sich nicht von jeder Schuld frei fühlte, verschärfte die gegenseitige Spannung und Gereiztheit. Heimlich wechselte sie Briefe mit d'Alembert. An sie richtete er die anziehenden und inhaltreichen Briefe, die er während seines Aufenthalts am Hofe Friedrichs des Großen im Sommer 1763 nach Paris schrieb. Ja noch mehr, Julie hatte ihr eigenes Stübchen nach dem Klosterhofe heraus zu einem Salon umgewandelt. Nach durchwachter Nacht pflegte die Marquise des Tages über zu schlafen und bis sechs Uhr nachmittags für jedermann, mit Ausnahme ihrer Kammerfrau, unsichtbar zu bleiben. Julie opferte einen Teil ihres Schlafes, um eine oder zwei Stunden vor ihrer Herrin aufstehen und um fünf Uhr ihre Freunde in ihrem Gemach empfangen zu können. Chastellux, Turgot, d'Alembert, Marmontel werden uns als die eifrigsten Besucher genannt. Aber es ist klar, daß gerade das Verbotene und Heimliche des Verkehrs, dieser Gang über die Hintertreppe zu dem anmutigen Mädchen, die größere Freiheit der Rede, der leidenschaftlichere Ton der Galanterie, ein feuriger Händedruck, ein geraubter Kuß, ihren Reiz auf alle Gäste der Marquise ausübte, daß jeder sich beglückt und geehrt fühlte, zu diesen Zusammenkünften zugelassen zu werden. Durch eine Stunde fröhlicher Ungezwungenheit stärkte und entschädigte man sich zugleich für den geistigen Bann, unter dem der Salon der Marquise lag, und gegen ihre hochmütig absprechende Weise, die kaum noch einen Widerspruch duldete. Merkwürdig genug wurde das Geheimnis, trotzdem so viele darum wußten, eine geraume Zeit bewahrt. Als es jedoch, vermutlich durch die Klatscherei der Dienerschaft, zur Kenntnis der Marquise kam, kannte ihr Zorn und ihr beleidigter Stolz weder Maß noch Anstand. Sie behandelte die Sache wie ein Majestätsverbrechen und warf Julien Verräterei und Undankbarkeit vor.

Nach der Erzählung La Harpes, deren Wahrheit nicht mehr festzustellen ist und die mir ein wenig romantisch aufgeputzt erscheint, sollen der furchtbare Auftritt und die Schmähungen, mit denen die Marquise sie überschüttete, Julie zu einem Selbstmordversuch getrieben haben. Um sich zu vergiften, hätte sie sechzig Gramm Opium genommen, aber diese starke Dosis hätte doch nur furchtbare Krämpfe, Erbrechen und Zuckungen hervorgebracht. Freilich seien dadurch ihre Nerven für immer zerrüttet worden. Im ersten Schrecken über Juliens verzweifelte That sei die Marquise in Thränen zerflossen, habe Tag und Nacht an dem Bette der Kranken gesessen und eine Versöhnung hätte stattgefunden. Eine Versöhnung, die nach den Charakteren und Temperamenten der beiden, nach dem, was geschehen, nicht von Dauer sein konnte. Ich halte mich darum lieber an den schlichten Bericht Marmontels. Nach den peinlichsten Auseinandersetzungen, in denen jede den langangesammelten Haß überschäumen ließ, wies die Marquise Julie aus ihrem Hause, sie wolle nicht länger eine Schlange an ihrem Busen nähren. Die Freunde hatten ihr schon in der nahegelegenen Straße Belle-Chasse eine kleine Wohnung gemietet. Die Marschallin von Luxemburg schenkte ihr eine kostbare und geschmackvolle Einrichtung, auf die Bitten einflußreicher Personen bei dem Minister Choiseul erhielt sie eine Pension aus der königlichen Schatulle.

So weit wir es übersehen können, nahmen alle Freunde und Freundinnen der Marquise in dem Streit Partei für Julie, selbst die Herzogin von Chatillon und der Präsident erklärten sich für sie. Die herrische Forderung der Marquise, daß man zwischen ihr und jenem Mädchen wählen müsse, erwies sich als eine leere Drohung, ihr Salon würde zur Einöde geworden sein, wenn sie alle hätte ausschließen wollen, die Julie besuchten. D'Alembert hat ihre Wohnung nie wieder betreten. Vielleicht nicht nur aus Liebe zu Julien. Zwischen

ihm und seiner alten Freundin hatte sich seit 1760 ein Zwiespalt der Meinungen erhoben, der sich nicht wieder ausgeglichen. Die Unterstützung und das übertriebene Lob, das die Marquise der satirischen Komödie von Palissot, „Die Philosophen", einer Verspottung Rousseaus und der Encyklopädisten, zu teil werden ließ, der Eifer, den sie im Verein mit den Damen von Robecq und Villeroy daran setzte, dem Lustspiele bei seiner ersten Aufführung in der Comédie française am 20. Juni 1760 einen glänzenden Erfolg zu bereiten, hatten ihn auf das tiefste erbittert. In seinem Briefe an Voltaire vom 6. Mai jenes Jahres lieh er seinem Unwillen gegen die Marquise den ungezogensten, aber dafür unzweideutigsten Ausdruck. Wenn er sie trotzdem noch besuchte, geschah es der Gesellschafterin wegen und aus Gewohnheit. Der Wahrspruch der Freunde scheint der Marquise die ganze Schuld des Bruches aufzubürden und Julie zu entlasten. Sollte es indessen gar keine mildernden Umstände für sie geben? Daß Juliens Vergehen, wenn es eins war, in keinem Verhältnis zu dem Wutanfall der Marquise stand, ist gewiß, aber er war doch nur der plötzliche Erguß einer auf das äußerste gereizten und lang verhaltenen Eifersucht und Eigenliebe. Dies Mädchen, das sie aus der Dienstbarkeit aufgelesen, dem sie die Pforten der großen Welt geöffnet, das sie mit Freundlichkeiten und Geschenken überhäuft hatte, drohte ihr im eigenen Hause die Herrschaft zu entreißen und sie auf das Altenteil zu setzen. Wenn der Dienst bei ihr seine Unbequemlichkeiten hatte, so war doch auch Julie Lespinasse keine Rose ohne Dornen. Auch ihre Schwächen, ihre Nervosität, ihre wunderlichen Launen, ihre sich steigernden Ansprüche mußte man ertragen lernen. Als sie sich aus der ersten Schüchternheit und Unterwürfigkeit durch ihre Erfolge zu dem Gefühl der Gleichberechtigung mit ihrer Herrin und zu eigenem Selbstbewußtsein erhoben hatte, war die Grundlage, auf

der das Verhältnis und die Freundschaft beider Frauen beruhten, innerlich zerstört. Aus dem Briefe, den Julie wenige Tage nach ihrer Trennung von der Marquise am Dienstag, den 8. Mai 1764 an diese richtete, liest man zwischen den Zeilen nicht das Bekenntnis, doch die Erkenntnis eines gewissen Unrechts heraus: sie bittet die Marquise um eine Unterredung, um ihr die Versicherung ihrer Hochachtung und Anhänglichkeit erneuern zu dürfen. Da die Marquise hart und hochmütig den Besuch ablehnte und noch einmal in bitterster Weise Julie abstrafte, haben sich beide im Leben nicht wieder gesehen. Die Unversöhnlichkeit der Marquise trotzte der lindernden Wirkung der Zeit. Nie nannte sie in ihren Gesprächen und Briefen, wenn sie sich gehen lassen konnte, Julie anders als „dieses Geschöpf“. „Von ihr würde ich nicht einmal auf dem Schaffot meine Begnadigung annehmen“, schrieb sie noch 1774 an Horaz Walpole. „Sie ist die einzige Person“, fährt sie fort, „die ich als meine Feindin betrachten könnte, wenn ich es nicht unter meiner Würde hielte, daran zu denken“. Und als Julie am 22. Mai 1776 gestorben war, rief sie aus: „Sie hätte vor zwölf Jahren sterben sollen, dann hätte sie mir d'Alembert nicht geraubt.“ So tief und unverwüstlich war die Eifersucht und die Rachsucht in ihrem Herzen gewurzelt.

Daß Julie großmütiger und nachsichtiger dachte, wage ich nicht zu behaupten, aber dem Anstande kam sie klüger und vornehmer nach. Niemals ließ sie sich zu einer heftigen oder unehrerbietigen Äußerung über die Marquise hinreißen, wenn nicht das Gefühl der alten Freundschaft, schien sie doch noch immer die Rücksicht der Dankbarkeit vor jeder Verunglimpfung derjenigen zu bewahren, die sie in die Pariser Gesellschaft eingeführt und deren Händen sie das Szepter entwunden hatte. Daß sie die entthronte Königin nicht antastete, schirmte ihre eigene Würde und Ehre und stumpfte den Vorwurf der Usur-

pation gegen ihre Herrschaft ab. Lucien Perey hat das bisher unbekannte „Porträt“ der Marquise von Julien in den Papieren d'Alemberts aufgefunden und teilt es in ihrem Buche über den Präsidenten Hénault mit. Nur eine Frau, die so lange mit der Marquise zusammengelebt, konnte ein Bild von dieser Schärfe und Feinheit der Beobachtung entwerfen. Es enthält kein unartiges oder unehrerbietiges Wort, alle Züge, die es hervorhebt, die guten wie die schlimmen, werden auch von andern überliefert, wenn es das Urbild nicht verschönt, verhäßlicht es dasselbe auch nicht. Die „schlagende Ähnlichkeit“ hätte selbst die Marquise anerkennen müssen. Wenn man dies Porträt mit dem Porträt der Marquise du Châtelet vergleicht, das die Marquise du Deffand 1750 geschrieben hat, so erkennt man, daß Julie in Witz und Bosheit hinter ihrer ehemaligen Herrin zurückblieb, ihr aber an Takt, Feinheit und Selbstachtung überlegen war.

Die Lücke, welche die Entfernung Juliens und d'Alemberts in der Abendgesellschaft der Marquise gemacht, wurde nie wieder ausgefüllt. Zwar die Hand und das Auge, das ihr Julie geliehen, fanden in einem jungen Mann Wiart leicht einen Ersatz, der sogar die Tugend der Treue und Anhänglichkeit besaß, aber die Musen und die Grazien hatten den Salon mit Julien verlassen. Noch immer versammelte sich eine vornehme und auserlesene Gesellschaft darin, vereinzelt tauchten auch Künstler und Schriftsteller auf, der litterarische Firnis indessen verlor sich allmählich ganz und der Ton senkte sich merklich. Vergebens suchte die Marquise durch die Künste ihres Koches und die Reichhaltigkeit und Leckerhaftigkeit ihrer Mahlzeiten diesem Mangel abzuhelfen. Zwei Anekdoten, von verschiedenen Seiten erzählt, schildern uns die Öde und geistige Armut des Salons, nachdem Julie aus ihm fortgewiesen war. „Die Frau Marquise du Deffand“, schreibt Grimm in seiner Korrespondenz, „sitzt in einer Ecke ihres

Salons, in einem Lehnstuhl, der an die Tonne des Diogenes erinnert, und ihr alter Freund Pont de Veyle liegt halb ausgestreckt in einem anderen Lehnstuhl bei dem Kamin. Pont de Veyle? fragt sie. — Gnädige Frau? — Wo sind Sie? — Vor Ihrem Kamin. — Liegend, die Füße auf dem Feuerbock, behaglich, wie man es sich bei guten Freunden macht? Ja, Madame. — Es giebt wenig Verbindungen, die so alt sind wie die unsrige, sagen Sie selbst. — Gewiß. — Fünfzig Jahre? — Ja, wohlgezählte fünfzig Jahre. — Und in dieser langen Zeit keine Wolke, nicht einmal der Schatten eines Streites! — Darüber habe ich mich auch immer gewundert. — Im Ernste, Pont de Veyle, sollte es nicht daher kommen, daß wir im Grunde immer herzlich gleichgiltig gegen einander gewesen sind? — Das könnte wohl der Grund sein, Madame." — Sieht man die beiden alten Leute, Siebenundsechziger, sich nicht gegenseitig angähnen und mit dem Cynismus des Alters sich grobe Wahrheiten aus langer Weile sagen? Daß Grimm, wenn er auch die Inscenierung erfunden, den Kern der Gesinnung in beiden getroffen hat, geht aus einem Briefe der Marquise hervor: „Pont de Veyle", schreibt sie, „hustet mehr als je, er ist niemals meiner Meinung und langweilt mich zum Sterben." Um diese Zeit besuchte zum erstenmale Horaz Walpole, der zu seinem Vergnügen in Frankreich reiste und einen längeren Aufenthalt in Paris nahm, im Oktober 1765 den Salon der Marquise. „Die letzte Nacht", schreibt er am 3. Oktober 1765, an seinen Freund John Chute, „habe ich bei der Marquise du Deffand zu Abend gegessen, einer alten blinden Dame, die in Geist schwelgt. Als Pagode der Gesellschaft saß der Präsident Hénault zu oberst bei Tische, er ist beinahe taub und noch mehr altfränkisch als taub. Die Herrin des Hauses fragt, welche Speisen auf dem Tische stehen? Man nennt ihr die Personen, welche von diesem und welche von jenem Gericht

gegessen haben. Darauf ruft sie es durch sein Hörrohr dem Präsidenten zu. Jeder Bissen wird gleichsam ausgerufen wie jeder Verstoß gegen die französische Grammatik, den ich absichtlich oder unfreiwillig begehe. Einen wird der Präsident heute der Königin mitteilen. Im übrigen wurde von nichts anderm als von den herrschenden Krankheiten gesprochen. Von der des Dauphins mit einer Fülle ekelhafter Einzelheiten. Die Marquise wußte die besonders schmutzigen zu erzählen. Und das alles bei Tisch, in der Gegenwart der Herzogin von La Vallière, die trotz ihrer dreiundfünfzig Jahre noch ein Wunder von Schönheit ist, der hübschen Frau von Forcalquier und anderer Damen."

Die Meinung Horaz Walpoles sollte bald einen Umschwung zu Gunsten der Marquise erfahren, allein seine Schilderung, ein Augenblicksbild, ohne Voreingenommenheit und ohne Nachbesserung, spricht für sich selbst und läßt keinen Zweifel an ihrer Treue zu. Indem die Marquise die Jugend und den Scherz von sich verbannt hatte, schien sie dem Alter, der Blindheit, dem Verdruß und der Langenweile rettungslos zu verfallen, in der Umgebung von Freunden, die alt, taub und hustengeplagt waren. In dieser Not und Traurigkeit entdeckte sie auf dem Grunde ihres Herzens die Liebe, die jugendliche, schwärmerische, überschwängliche, alberne, so oft von ihr verspottete romantische Liebe. Sie verliebte sich allen Ernstes wie ein sechzehnjähriges Mädchen in den etwas frostigen, höflichen, aber kalten und selbstsüchtigen Engländer, der damals achtundvierzig Jahre zählte, den sie nicht sehen konnte, über dessen Aussprache des Französischen sie lachte. Eine in ihrer Tiefe unerklärliche Leidenschaft, wenn man auch den starken Eindruck zugiebt, den Walpoles Freundschaft und Teilnahme auf die alte verlassene Frau ausüben mußten. Als ob sie einem Zauber erlegen wäre, dem Ton seiner Stimme, dem Hauch seines Mundes, der Berührung seiner Hand, und

sich nun in ihm ein Ideal von Männlichkeit und Ritterlichkeit vorstellte, das sie sich um so glänzender ausmalte, da es immer unsichtbar für sie blieb. Uns erscheint es halbwegs lächerlich und geziert, wenn sie ihn „mein Vormund" anredet und mit ihm schmollt, sobald er sie nicht „seine Kleine", sein Patenkind nennt — aber es bezeichnet den Charakter dieser Liebesleidenschaft einer Siebzigjährigen, sie schillert ins Kindische.

Horaz Walpole war in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bis zu den ersten Zuckungen der Revolution hin der vollkommene englische Gentleman. Durch seine Geburt und seine ererbten Glücksgüter über jede Tagesarbeit und Nahrungssorge hinweggehoben, frei in seinen Bewegungen und seinen Launen, voll von schrullenhaften und absonderlichen Neigungen in der Kunst wie im Leben, von einem starken litterarischen Ehrgeiz beseelt, den er hinter der Maske weltmännischer Gleichgiltigkeit und Überlegenheit zu verbergen suchte, aber ein feiner Geist, mit originalen Gedanken und Einfällen, humoristisch angehaucht, ein Stück von Shakespeares Mercutio oder Benedikt im Rokokokostüm, von dem Markte zu Verona in den Salon von St. Joseph, aus einem sizilianischen Garten in den Park von Strawberry-Hill verschlagen. Am 5. Oktober 1717 zu London geboren und am 2. März 1797 gestorben, ist er fast achtzig Jahre alt geworden und hat die Wandlungen des Jahrhunderts wie ein Panoramabild vor sich abrollen sehen, nie mitspielend, weder in der Politik, noch in der Litteratur, sondern nur ein Zuschauer im Welttheater. Dennoch schien er zu einer größeren politischen Rolle bestimmt, als der dritte Sohn Robert Walpoles, der als erster Minister die englische Politik über zwanzig Jahre lang, von 1720 bis 1742, geleitet hatte und der Ruhm und der Stern der Whigs gewesen war. In Eton und in Cambridge empfing Horaz seine Erziehung, die bekannte große

Tour, die damals für einen Gentleman unerläßlich war, durch Frankreich und Italien machte er in Begleitung des Dichters Grey, um seine Studien zu vollenden, im Jahre 1740. Durch den Einfluß seines Vaters kam er in das Unterhaus und saß viele Jahre, stets von neuem gewählt, darin, ohne Bedeutung. Er gab seine Stimme immer im Sinne der Whigs ab, denn an der einen Seite seines Bettes hatte er die Magna Charta, an der andern den Befehl zur Hinrichtung Karls I., mit der Unterschrift „Charta major", aufgehängt; er sprach öfters, nicht ohne Talent, und war einer der ersten, die den Negerhandel bekämpften, aber er blieb ein politischer Dilettant, dem die Ehrsucht, und ein dilettantischer Redner, dem die Leidenschaft fehlte. Unverheiratet und sorglos lebte er seinen Vergnügungen und gesellschaftlichen Nichtigkeiten, seinen künstlerischen Launen und litterarischen Studien. In einer Abhandlung über Richard III., Shakespeares Richard, hat er eine moralische Rettung des Königs unternommen. Sein Roman „Das Schloß von Otranto" ist der erste Versuch, die malerische und phantastische Seite des Mittelalters in die moderne Litteratur einzuführen, den „gotischen Stil", in dem er auch sein Schloß zu Strawberry-Hill errichten ließ: natürlich, so weit man um das Jahr 1770 litterarisch und architektonisch von der Gotik etwas wußte und sie nachzuempfinden vermochte. Das Ungeheuerliche, Groteske, zuweilen Kindische in den Schilderungen des Romans gemahnt hier und dort an Victor Hugos Erstlingswerke, an Han von Island und Bug Jargal. Auch Walter Scott ist von dem „Schloß von Otranto" nicht unbeeinflußt geblieben. Nur daß in Victor Hugo und Walter Scott „wahre Prinzen aus Genieland" und zugleich gründliche Kenner sich des mittelalterlichen Stoffes bemächtigten, während in Horaz Walpole weder Talent noch Wissen zu dem Unternehmen ausreichten und die grillenhafte Einbildung die mangelnde Anschauung ersetzen mußte. Walpoles litterarische

Stärke, Wert und Bedeutung liegen in seiner Korrespondenz. Wie die Dichter an ihren Versen, feilte er an seinen Briefen. Die Frau von Sévigné nannte er seine Heilige, ihre Briefe schwebten ihm als vollkommene Muster der Gattung vor. Freilich mußte er sich die Natürlichkeit, die ungezwungene Anmut, die sie als freie Gabe der Natur besaß, künstlich erarbeiten, dafür fehlte ihr sein englischer Humor und seine ungewöhnliche Belesenheit. Wie andere sich durch die Lektüre zu einer geistreichen Unterhaltung vorbereiten, so las Walpole, um mit seinen Lesefrüchten seinen Briefen ein glänzenderes Kolorit zu verleihen. Wie in seinen Briefen ein Denkmal für immer, gründete er sich in seinem Hause zu Strawberry-Hill, bei Twickenham, in der Nähe der Themse und der großen von London südwestlich nach Hamptoncourt führenden Straße, einen beneidenswerten Aufenthaltsort. Daß die Franzosen über die Wunderlichkeit der Anlage, den barbarischen Stil und die geringe Symmetrie der einzelnen Teile zu einander spotteten, rührte ihn nicht. Dies Haus, an dem er fünfundzwanzig Jahre lang gebaut, in dem er alle seine „gotischen" Einfälle verkörpert hatte, war seine Leidenschaft, die Landschaft, Baumgruppen, Wiesen, in einiger Entfernung die Hügel von Richmond, entzückten ihn.

Als er zum zweitenmale in seinem Leben im Herbst 1765 nach Paris kam, war mit der Vollendung seines Schlößchens eine gewisse Leere in seinem Herzen eingetreten, ein Raum war da, der ausgefüllt werden konnte. Seine Geschäftigkeit wie seine springenden Launen bedurften eines Gegenstandes, an dem er sie auslassen konnte. Gerade in dieser Zeit lernte er die Marquise du Deffand kennen. Diderot hat einmal gesagt: „in mir und in der Marquise gab es keine Atome, die sich an einanderketten mochten"; Horaz Walpole aber und die Marquise schienen auf den Zufall, der sie zusammenführte, nur gewartet zu haben, um sich für immer an einander an-

zuklammern. Sie, die alte, blinde Frau mit der letzten Kraft ihres Empfindens, er kühler und abwehrender: der Eiche gleich, die sich gegen die Umschlingung des Epheus sträubt und doch ihrem Schicksal nicht entgehen kann. Beide hatten dieselbe Sucht, in Geist zu machen, dieselbe Koketterie, dasselbe Gefallen an gesellschaftlichem Verkehr und Geschwätz. Der schmächtige, etwas bleiche Gentleman mit feurigen schwarzen Augen und einem halb schwermütigen, halb spöttischen Lächeln um den Mund, immer in gewählter tadelloser Kleidung und voll ritterlicher Höflichkeit, dem sein mangelhaftes Französisch und die Steifigkeit und Langsamkeit seiner Bewegungen — eine Folge der Gicht — noch einen besonderen Reiz gaben, wurde von der französischen vornehmen Welt auf das liebenswürdigste aufgenommen. Der gute Eindruck war ein gegenseitiger. Eine nahe Verwandte der Marquise, die junge Frau des damals noch allmächtigen Ministers Choiseul, hatte es ihm besonders angethan. „Hübsch ist sie nicht", schreibt er, „aber sie hat schöne Augen und einen ausdrucksvollen Ton der Stimme. Sie ist das zierlichste, das liebenswürdigste, das sittsamste kleine Persönchen, das je aus einem verzauberten Ei hervorgegangen. So sauber und reinlich in ihren Gedanken und Ausdrücken, von einer so aufmerksamen Güte des Charakters. Jedermann liebt sie." Die Herzogin ihrerseits schreibt noch am 22. August 1775, zehn Jahre nach ihrer ersten Begegnung mit Walpole, an die Marquise: „Danken Sie ihm, daß er mich noch immer liebt. Sagen Sie ihm, daß er immer mein Horaz sein wird. Ich ziehe ihn dem Schützling des Mäcenas und dem Schmeichler des Augustus vor, weil er weder der Schützling noch der Schmeichler irgend eines Menschen ist und ebensoviel Talente und viel mehr Philosophie als der alte Horaz besitzt." An Höflichkeiten und Schmeicheleien blieben sich die Herrschaften, wie man sieht, gegenseitig nichts schuldig, und das gute Einvernehmen zwischen

ihnen wurde durch keine Mißverständnisse und keinen Zusammenstoß der Interessen gestört, da Walpole nach kürzerem oder längerem Aufenthalt Paris wieder verließ und an den Gegensätzen, den politischen wie den litterarischen, der französischen Gesellschaft keinen direkten Anteil nahm. Er war nicht nach Paris gekommen, um sich mit der Politik oder der Philosophie zu beschäftigen, sondern um sich zu unterhalten, Menschen kennen zu lernen, die Theater zu besuchen und die Läden sich anzusehen. Damals nun verweilte er sieben Monate, bis in den April 1766, in der Stadt, meist im Verkehr mit dem Kreise der Marquise. Ihre unerschöpfliche Geisteskraft, Regsamkeit und Vergnügungssucht setzte ihn in Erstaunen, ihre witzigen und satirischen Bemerkungen zogen ihn an, ihre Aufmerksamkeiten und der Vorzug, den sie ihm vor allen ihren Bekannten bald in auffälligster Weise gab, schmeichelten ihm. Für sie waren die Regelmäßigkeit und Häufigkeit seiner Besuche, die Teilnahme, die er ihr erwies, die Rücksicht, mit der er ihre herrische Laune ertrug, eben so viele Gründe zur Freundschaft.

Täusche ich mich nicht, so hat erst der Briefwechsel, der sich nach Walpoles Abreise nach London zwischen beiden anknüpfte, diese Freundschaft bei der Marquise in eine wunderliche Liebesleidenschaft verwandelt. Sie schwärmte sich beim Schreiben, anfänglich vielleicht nur aus Gefallsucht, um interessant zu erscheinen, in diese Empfindung hinein und wurde immer hitziger, je frostiger er ihre Ergüsse erwiderte. Denn er hatte, als er auf diesen brieflichen Verkehr einging, von seiner Freundin unterhaltende Berichte, eine Art Pariser Chronik, nicht sentimentalische Auseinandersetzungen über Freundschaft und Liebe, halbversteckte Zärtlichkeiten, Süßlichkeiten und Zierereien erwartet. Da er nichts so sehr fürchtete, wie die Lächerlichkeit, quälte ihn diese verspätete Leidenschaft. Der Gedanke, daß die Briefe der Marquise an ihn

auf der französischen Post geöffnet werden würden, wie es denn auch in der That geschah, daß ihre unbedachten Äußerungen von Mund zu Mund gehen und ihn heute am Hofe zu Versailles, morgen in den Salons von Paris zur Zielscheibe schlechter Witze machen könnten, erbitterte ihn. Vermutlich war seine Besorgnis übertrieben, und die Marquise hatte recht, wenn sie ihn einmal in einer scharfen Antwort auf die Thorheit seiner Furcht und ihre siebenzig Jahre hinwies, die sie vor solcher Beschuldigung sicherten, aber es ärgerte ihn, daß sie trotz seiner Vorwürfe und Bitten, einen andern Ton anzuschlagen, in dieser gesuchten Kindlichkeit, Verliebtheit und Koketterie verharrte, und daß seine Landsleute, die Paris besuchten, ihn bei ihrer Rückkehr mit der Leidenschaft, die er der Marquise eingeflößt hätte, neckten. Je mehr er abwehrte, desto zudringlicher wurde sie, die Rücksichtslosigkeit seiner Briefe, die zuweilen sein Gichtleiden verschärfen mochte, statt ihren Stolz zu erwecken, erwirkte meist nur zärtlichere und demütigere Beteuerungen ihrer Freundschaft. Eine Weile hat dies Schauspiel als Variante in dem ewigen Streit zwischen Mann und Weib einen gewissen Reiz. Die blinde Frau, die sich mit dem Rest ihrer Gefühle an den letzten Freund, die Planke im Schiffbruch, klammert, flößt in ihrer körperlichen Hinfälligkeit und in der Erregung ihres Herzens, das zum erstenmale alle Schmerzen einer echten Liebe erleidet, dem furchtbaren Zu spät! gegenüber, das sie aus den Briefen Walpoles zwischen den Zeilen herausliest, Mitleid, Trauer und Rührung ein. Aber dieser Eindruck hält auf die Dauer nicht vor. Eine solche Irrung der Natur läßt sich eben nur auf eine kurze Zeit ertragen. Nachher tritt in dem Leser die Ermüdung ein und das Mißvergnügen, daß diese so geistreiche Frau sich nicht in den Geist ihres Alters zu finden vermag. Daß sie ihrer Jahre und ihrer Kränklichkeit wiederholt gedenkt und sich doch beständig als die kleine Pate auf-

spielt. Gerade wie man jetzt durch Hypnose und Suggestion hysterische Frauen aus dem vierzigsten in das sechste Lebensjahr zu versetzen versucht. Das Geschraubte und Gezierte des ganzen Wesens überwuchert die ursprünglich echte Empfindung. Dem Franzosen mag das Prickelnde und Schillernde des Stils über die Eintönigkeit und die Sentimentalität des Stoffes hinweghelfen, aber ich begreife die Ungeduld und den Überdruß Walpoles, der in jedem neuen Briefe die Marquise immer wieder zu der Metaphysik der Freundschaft und der Liebe zurückkehren sieht.

Daß er den Briefwechsel nicht abbrach oder höflicher einschlafen ließ, sondern, wenn er auch ein und ein anderesmal im bittersten Ärger Wochen lang keine Antwort auf die flehenden Schreiben der Marquise gegeben hatte, sich zuletzt stets zur Fortsetzung entschloß, beweist, daß er wie sie aus dem Zauberkreise nicht mehr herauskonnte. Zweifellos wäre der Bann leicht gebrochen worden, wenn beide neben einander gelebt und in fortwährender Berührung gestanden hätten. So aber lag der Raum und die Zeit zwischen ihnen. So oft Walpole nach Paris kam, weilte er nur wenige Monate als Gast dort, Jahre trennten die eine Reise von der andern. Die Marquise war dadurch immer im stande, ihm neue Menschen, neue Vergnügungen vorzuführen. Wenn er sich langweilte oder der Spleen ihn ergriff, reiste er ab. Dadurch erhielt sich die Freundschaft und jede Zusammenkunft frischte sie wieder auf. Trotz der harten Sprache mancher seiner Briefe, der Vorwürfe, mit denen er die Freundin überhäuft, der schulmeisterlichen Gebote und Verbote, die er ihr erteilt, widmet er ihr eine herzliche, warme, ja zarte Neigung. Genau weiß er das Gefühl ihres Herzens, das ihn rührt und seiner Eigenliebe schmeichelt, von dem Ausdruck zu trennen, den sie ihm giebt und der ihn verletzt. Im großen wie im kleinen ist er ihr dienstbereit, willfährig, rücksichtsvoll, weder an Gefällig-

keiten und Aufmerksamkeiten, welche die Freundschaft erhalten, läßt er es fehlen, noch schreckt er vor Opfern zurück. Die ersten Bücher, Grammonts Memoiren, die aus seiner Buchdruckerei in Strawberry-Hill hervorgehen — denn auch das ist eine seiner Liebhabereien — sendet er ihr zum Geschenk, die Jugenddichtung des Präsidenten Hénault, das fast schon verschollene Trauerspiel „Cornelia die Vestalin" läßt er ihr zu Gefallen dort drucken. Wer von seinen Freunden nach Paris reist, muß die Marquise besuchen und sich in ihrem Salon zeigen. Dringend bittet er sie dagegen, Fräulein Lespinasse zu meiden, es würde seine alte Freundin bitter kränken, wenn sie hörte, daß seine Freunde jene Dame aufsuchten. Als der Abbé Terray, der im Jahre 1770 mit der Verwaltung der französischen Finanzen beauftragt wurde, Ersparnisse einzuführen und vor allem die überflüssigen Pensionen zu verringern beschloß, drohte dies Geschick auch der Pension der Marquise, die sie aus der königlichen Kasse erhielt. Obgleich ihr Einkommen sich damals auf fünfunddreißigtausend Livres belief — sie hatte einige Ersparnisse gut angelegt und der Präsident Hénault zahlte ihr großmütig seit einer längeren Reihe von Jahren eine Rente von sechstausend Livres — erschrickt sie doch vor dem Verlust von dreitausend Livres, der ihr nach Terrays Reform für das Jahr bevorstand, und setzt Freunde und Gönner in Bewegung, ihn abzuwenden. In ihren Briefen an Walpole in dieser Angelegenheit spricht sie sogar von Einschränkungen, die sie in ihrem Haushalte vornehmen will. Nun war dieser Haushalt mit ihrer zahlreichen Dienerschaft, die sie gut bezahlte und freundlich behandelte, mit ihrer breiten Geselligkeit und den Ausgaben, zu denen sie Alter und Kränklichkeit nötigten, kostspielig genug — „aber wo wollen Sie sparen?" antwortet ihr Walpole. „Sie könnten es nur bei Ihren Wohlthaten. Doch ich will überhaupt nicht, daß Sie sich einschränken. Sprechen Sie mir nicht mehr davon. Es

thut mir weh, daß Sie um dreitausend Livres willen eine Bittschrift einreichen. Haben Sie so viel Freundschaft für mich, sie von mir anzunehmen. Ich wollte, daß die Summe für mich nicht so gleichgiltig wäre, als sie es ist, auf keine meiner Liebhabereien müßte ich ihretwegen verzichten. Seien Sie gut und bewilligen Sie mir die Huld, um die ich Sie fußfällig bitte. Lassen Sie mich die reinste Freude genießen, Ihnen Ihre Behaglichkeit erhalten zu haben, eine Freude, die ein tiefes Geheimnis zwischen uns bleiben wird." Die Marquise brauchte das Anerbieten des Freundes nicht in Anspruch zu nehmen, da ihr die königliche Pension ungeschmälert erhalten blieb, aber man begreift, wie entzückt sie davon war.

Ein ungleich größeres Opfer, als dreitausend Livres es für ihn waren, brachte ihr Walpole durch seine wiederholten Reisen nach Paris. Er scheute die lange verdrießliche Fahrt, die schlechten Straßen und Wagen in Frankreich, die Gasthöfe und die anderen Beschwerlichkeiten der Reise nicht und kam noch viermal nach Paris, 1767, 1769, 1771 und 1775, einzig der alten Frau willen, der er so derbe Wahrheiten sagte und die es ihm doch für das Leben angethan hatte. Einmal in Paris, verfiel er ohne Gnade ihrer eifersüchtigen Liebe und ihrem unbezähmbaren Drang nach Unterhaltung und Zerstreuung. Von dem Augenblick seiner Ankunft an legte sie Beschlag auf ihn. Sie geht entweder selbst zu seinem Empfang nach dem Gasthofe, in dem er abzusteigen pflegte, oder sendet Briefe und Diener dahin. „Am 23. August 1767 traf ich ein Viertel vor sieben Uhr abends in Paris ein", bemerkt er in seinem Reisetagebuch, „um acht Uhr war ich bei der Marquise, bei der ich Fräulein Clairon traf, die einige Szenen aus der Phädra und der Agrippina spielte." Von welch' wunderbarer Beweglichkeit und Frische die Marquise war, freilich unter dem belebenden Einfluß, den die Anwesenheit des Freundes ihren Nerven gab, beweist der

Brief, den Walpole am 7. September 1769 seinem Freunde Georges Montagu schrieb: „Sie fühlt keinen Unterschied zwischen der Lebhaftigkeit ihrer dreiundsiebenzig und ihrer dreiundzwanzig Jahre. Wenn sie nicht blind wäre, würde sie nichts daran hindern, mich in Strawberry-Hill zu besuchen. Sie macht Couplets und singt sie. An alles erinnert sie sich, was sie in ihrem langen Leben erfahren hat. Sie spricht über alles mit den verschiedensten Personen und ist niemals im Irrtum. Für jeden findet sie eine passende Unterhaltung und demütigt den Stolz der Pedanten. Trotz ihrer zarten Gesundheit führt sie ein bewegtes Leben, das mich töten würde, bliebe ich hier. Wenn wir um ein Uhr morgens von einem Souper aus der Umgegend heimkehren, will sie noch auf den Boulevard oder zu den Schaubuden des Jahrmarkts gehen, weil es noch zu früh sei, sich zu Bett zu legen. Gestern war sie nicht wohl und doch hatte ich die größte Mühe sie zu überreden, nicht bis zwei oder drei Uhr in der Nacht aufzubleiben, um den Kometen zu sehen. Sie hatte einen Astronomen aufgefordert, mit seinem Teleskop zu dem Präsidenten Hénault zu kommen, in der Hoffnung, daß mir dies Vergnügen machen würde. Ihre außerordentliche Güte für mich läßt die Scham in mir nicht groß werden, meine ausgetrocknete Figur in Vergnügungen und Zerstreuungen bloßzustellen, denen ich für England längst entsagt habe. Ich seufze nach meinem stillen Schlosse und empfinde doch einen Stich im Herzen bei dem Gedanken, daß ich vermutlich nicht mehr die Kraft und den Entschluß zu einer neuen Reise haben werde, um die teuere und aufrichtige Freundin wiederzusehen, die mich liebt, wie mich meine Mutter allein geliebt hat.“

Die ersten siebziger Jahre brachten der Marquise manchen Verlust. Zwar den Tod des Präsidenten am Sonnabend, den 24. November 1770, verschmerzte sie leicht. „Mein Schmerz ist mäßig,“ schreibt sie Walpole. „Ich hatte so viele

Beweise von seiner geringen Freundschaft für mich, daß ich nur eine Bekanntschaft verloren zu haben glaube." In dem Briefe an Voltaire bricht sogar der Ärger aus, daß er sie nicht in seinem Testamente bedacht habe. „Von seinen Freunden spricht er nicht darin." Man kann sich nicht undankbarer und herzloser über einen Mann äußern, dessen Wohlthaten man Jahrzehnte genossen hat und noch genießt, denn die Erben Hénaults fuhren fort, der Marquise die Leibrente ohne Anstand, in demselben Geheimnis wie er, zu zahlen. Grimm erzählt eine Anekdote, die, wenn sie wahr wäre, die Herzlosigkeit der Marquise erklären möchte. Eines Tages, kurz vor Hénaults Tode, erschien sie an seinem Bette. Verwandte und Freunde waren um den in halber Betäubung Dahindämmernden versammelt. Plötzlich schreit ihm die Marquise ins Ohr: „Erinnern Sie sich noch der Frau von Castelmoron?" — „Wie sollte ich nicht!" erwidert er aus seinem Halbschlaf auffahrend. „Haben Sie", fragt sie weiter, „Frau von Castelmoron oder die Marquise du Deffand mehr geliebt?" — Und der Sterbende darauf: „Welch eine Frage!" und er ergeht sich gerührt in Lobsprüchen auf die Liebenswürdigkeit und die Tugenden der Frau von Castelmoron, denen er die Schwächen und Fehler der Marquise scharf und bitter gegenüberstellt. „Zum Glück", schließt der Erzähler, „starb der Präsident, ohne zu erfahren, an wen er seinen Schwanengesang gerichtet hatte." Näher und schmerzlicher als Hénaults Tod berührte sie einen Monat darauf die Ungnade des Herzogs von Choiseul und seine Verbannung nach seinem prachtvollen Landsitz Chanteloup zwischen Amboise und Tours. Der Hochmut und die Rücksichtslosigkeit der Damen seiner Familie der letzten Geliebten Ludwigs XV., der Gräfin Dubarry, gegenüber, die Kälte, mit der er selbst ihr Entgegenkommen zurückwies, hatten diese so erbittert, daß sie den Minister, der bis dahin für unerschütterlich gegolten, in der Meinung und Gunst

des Königs stürzte. Am 24. Dezember 1770 entließ ihn Ludwig XV. in einem ungnädigen Handschreiben und befahl ihm, innerhalb vierundzwanzig Stunden Paris zu verlassen und nach Chanteloup zu gehen. „Ohne die besondere Hochachtung, die ich für die Frau Herzogin von Choiseul hege, deren Gesundheit mir am Herzen liegt,“ heißt es darin, „würde ich Sie nach einem weit entfernteren Orte verbannen.“

Dies Ereignis beraubte die Marquise nicht nur des beständigen Umgangs mit der Herzogin, der aufmerksamen täglichen Sorge, die ihr diese widmete, des Ansehens und des Einflusses, die ihr die Verwandtschaft mit dem mächtigen Minister gegeben hatte — ihre mütterliche Großmutter war in einer zweiten Ehe Choiseuls Mutter geworden — sondern entzweite ihre eigene Gesellschaft. Die einen nahmen leidenschaftlich für Choiseul Partei, die andern hielten zu den Aiguillons und den Richelieus, die jetzt das Ohr des Königs und das Steuerruder Frankreichs hatten. Die Frauen waren am eifrigsten im Für und Wider. Vorlaut und vorschnell, wie es die Marquise war, legte sie ihrer Zunge keinen Zügel an. Vergebens riet ihr Walpole, erst sanft, dann hart, zur Vorsicht und Zurückhaltung. Er billigte das Benehmen des Herzogs und der Herzogin von Choiseul in keiner Weise. Da beide mit der Marquise von Pompadour auf dem vertrautesten Fuße gestanden, hatten sie im Grunde kein Recht, der Gräfin Dubarry mit moralischer Entrüstung zu begegnen. Für die Marquise fand er schon in der Pension, die sie aus der königlichen Schatulle bezog, einen ausreichenden Grund, sich jede Kritik zu versagen. Aber in der vornehmen Gesellschaft gehörte es aus Opposition gegen den Hof zum guten Ton, eine Wallfahrt nach Chanteloup zu den Verbannten anzutreten. Die Marquise brannte auch ihrerseits auf diese Pilgerschaft und während sie Walpole versicherte, daß sie den Gedanken daran aufgegeben habe, suchte sie eifrig nach einem

Reisebegleiter, da sie wegen ihrer Blindheit und Kränklichkeit die Fahrt nicht allein zu unternehmen wagte. In Walpoles Briefen, die er ihr im Frühjahr 1772 auf diese Veranlassung hin schrieb, finden sich einige Stellen, die von seiner vortrefflichen Beobachtung zeugen und den Charakter der Marquise auf das feinste schildern. „Welche Thorheit, nach Chanteloup gehen zu wollen, um der Langenweile zu entfliehen", sagt er. „Es ist eine Art Tollhäuslerei, wie Sie von der Langenweile sprechen. Als ob Sie ein sechzehnjähriges Mädchen wären, das in Verzweiflung gerät, weil man ihr ein Vergnügen verweigert. Was suchen Sie eigentlich? Sie sehen so viele Menschen und wissen noch immer nicht, daß die Welt nicht vollkommen ist, daß es Dummköpfe, Langweilige und Verräter darin giebt? Sie erheben ein Wehgeschrei, als wären Sie bei Ihrer ersten Entdeckung der Falschheit und des Leichtsinns. Nehmen Sie doch endlich die Welt, wie sie ist, und geben Sie es auf, sie nach Ihrem Wunsche neu gestalten zu wollen. In einem persischen Märchen tritt ein Prinz auf, der die Erde durchwandert, um die Prinzessin zu finden, die einem Porträt im Schatzhause seines Vaters gleicht. Endlich erfährt er, daß dies Bild die längst verstorbene Geliebte Salomos darstellt. Wahrhaftig, Sie werden die Geliebte Salomos in Chanteloup nicht finden. Sie wollen ja auch nur dorthin gehen, um sich umschmeicheln und hofieren zu lassen". Und ein anderes Mal: „Sie sind auf der Jagd nach einem Wesen, das nicht existiert und das, wie Ihnen Ihre Kenntnis der Gesellschaft sagen müßte, auch nicht existieren kann: nämlich ein Geschöpf, das einzig und ausschließlich Ihnen anhinge und nur einen Gegenstand der Unterhaltung liebte. Dieser Jemand müßte alle Eigenschaften und Aufmerksamkeiten eines Liebhabers haben, ohne Liebe natürlich, alle Tugenden eines Freundes, aber weder Sinn noch Geschmack für irgend etwas, da er sich allein mit Ihren Liebhabereien

und Vergnügungen beschäftigen dürfte." Ihm fing offenbar diese Rolle an lästig zu werden und als sie trotz ihres Versprechens, nicht zu den Choiseuls zu reisen, doch am 15. Mai 1772 nach Chanteloup ging und bis zum 19. Juni dort verweilte, ergriff er diese Gelegenheit, den Briefwechsel einzustellen. Erst ihre demütigen Bitten um Verzeihung, ihre Selbstanklagen wegen eines bitterbösen Briefes, mit dem sie eines seiner groben Schreiben beantwortet hatte, führten wieder eine Annäherung herbei. Als Pont de Veyle am 3. September 1774 gestorben war, hatte sie keinen Freund mehr als Walpole und keine Freundin als die Herzogin von Choiseul.

Er hat sie dann noch einmal, zum letztenmal, im Sommer und Herbst 1775 in Paris gesehen, leidend, gebrochen, aber geistig unverwüstlich und von einer verzehrenden Unruhe: „ihre Seele ist unsterblich und zwingt den Körper, mit ihr Schritt zu halten". Sie empfing ihn schon bei seiner Ankunft im Gasthause am 20. August und blieb bei ihm sitzen, während er sich aus- und umzog. „Da sie blind ist, konnte sie es ohne Unschicklichkeit", meldet er einer englischen Bekannten. Unaufhörlich wechselten Landpartien, Gesellschaften, Theaterbesuche, „ich, Walpole, müßte die Beweglichkeit eines Eichhörnchens und die Kräfte des Herkules besitzen, um solch ein Leben auszuhalten". Die Marquise aber, wie leidend sie auch oft war, überstand alles. In den Tagen, in denen er sich zur Abreise rüstete, befand sie sich wegen einer Unmäßigkeit im Essen — des Abends hatte sie Erdbeeren mit Schlagsahne gegessen — besonders schlecht und konnte vor Schwindel und Erschöpfung den Kopf nicht von den Kissen erheben. Dennoch gab sie am 6. Oktober ein großes Abendessen zu Ehren des Herzogs von Choiseul. Und nun höre man Walpoles Brief vom 7. Oktober: „Die Marquise blieb bis um ein Uhr nachts wach, sie lag auf ihrem Ruhebett, Herren und Damen um

sie her, und war eine der muntersten von allen. Dann hat sie vortrefflich geschlafen und ist heute völlig gesund."

Sie hat dies Leben noch bis in den Sommer des Jahres 1780 fortgesetzt. Immer im Kampf mit der Langenweile und der Schlaflosigkeit, immer auf der Jagd nach neuen Menschen und Zerstreuungen. Zuweilen, in Stunden schmerzlichster Einkehr, dichtete sie melancholische Verse. Sie stellt das Dasein des Seidenwurms dem des Menschen gegenüber. „In meinen Augen ist der Seidenwurm das glücklichste Geschöpf; er arbeitet in seiner Jugend, er schläft in seiner Reife und stirbt endlich im Alter in seliger Wollust. Wie verschieden ist das Schicksal des Menschen! Es verschlechtert sich von Jahr zu Jahr. Einige Freuden in der Jugend, Sorgen in der Vollkraft des Lebens, jedes Unglück im Alter und die Furcht vor der Ewigkeit." Ihr treuer Wiart und ihre Gesellschafterin Fräulein Sanadon waren die einzigen Zeugen solcher Niedergeschlagenheit, wenn auch ihr Geist der irdischen Hinfälligkeit den Tribut bezahlte. Vor den andern fuhr sie fort zu glänzen und zu blenden und Scherze und Bosheiten aus ihrem Füllhorn zu schütten. Sie sah den Ausgang Ludwigs XV. und die verheißungsvolle Morgenröte Ludwigs XVI. Voltaire besuchte sie, als er im Frühjahr 1778 nach Paris zurückkehrte, und es wäre drollig, wenn es mehr als eine hübsche Erfindung wäre, daß die über den Besuch dieses Luzifers in ihrem Kloster entrüsteten Nonnen von St. Joseph der Marquise am Abend darauf eine furchtbare Katzenmusik gebracht hätten. Sie sah ihn und Rousseau sterben und es schien, als ob sie allein ihr Jahrhundert überleben sollte. Doch allmählich ließen auch ihre Kräfte nach, seit dem Anfang des Jahres 1780 fließt ihre Korrespondenz nur noch spärlich. Am 22. August schrieb sie an Walpole ihren letzten Brief. Unter dem Schatten des Todes schon. „Ich habe kein Fieber, aber ich bin von der äußersten Schwäche und Niedergeschlagen-

heit, meine Stimme ist erloschen, ich kann nicht mehr auf meinen Beinen stehen, mein Herz ist wie eingehüllt. Ich glaube, daß mir dieser Zustand ein nahes Ende verkündet, und ich habe nicht mehr die Kraft, darüber erschrocken zu sein. Da ich Sie in diesem Leben nicht mehr wiedersehen soll, habe ich nichts zu bedauern. Zerstreuen Sie sich, teuerster Freund, so viel Sie können, betrüben Sie sich nicht über meinen Zustand. Da wir uns niemals wiedersehen sollen, waren wir beinahe schon für einander verloren. Sie werden mich bedauern, weil es so süß ist, sich geliebt zu wissen". Sie erlosch langsam wie ein Licht. Die Herzogin von Choiseul und die Marschallinnen von Luxemburg und Mirepoix umgaben sie mit zarter Freundschaft und Sorge bis zu ihrem Tode. Sie starb am 24. September 1780 in ihrem vierundachtzigsten Jahre. „Wenn Sie noch den letzten Brief besitzen", schrieb Wiart danach an Walpole, „den die Marquise am 22. August an Sie richtete, lesen Sie ihn noch einmal. Sie sagt Ihnen darin ein ewiges Lebewohl. Sie hatte damals noch kein Fieber, aber sie fühlte, daß sich ihr Ende nahe. Ich kann Ihnen den Schmerz nicht schildern, den ich empfand, als ich diesen Brief unter ihrem Diktat schrieb. Nur mühsam, von Schluchzen unterbrochen, konnte ich ihn ihr noch einmal vorlesen. Sie lieben mich also? sagte sie. Diese Scene war für mich trauriger als das erschütterndste Trauerspiel, ihre Wahrheit zerriß mir das Herz. Ihr Tod ist eine Folge ihres hohen Alters. Sie hat keine eigentliche Krankheit gehabt, wenigstens keine Schmerzen. Ihre letzten acht Tage verbrachte sie in völliger Betäubung und Schlafsucht. Sie hatte keine Empfindung mehr und ist den sanftesten Tod gestorben." Sie wurde in der Kirche St. Sulpice begraben, nach ihrem Wunsche in der einfachsten Weise. In derselben Kirche war am 23. Mai 1776 Julie Lespinasse bestattet worden, „wie die Armen", hatte sie in ihrem Testamente bestimmt.

Außer einigen Gedichten, ernsten und spaßigen, und einer

großen Anzahl von Briefen besitzen wir nichts von der Marquise du Deffand. Die meisten derselben sind an Horaz Walpole, an Voltaire, an die Herzogin von Choiseul und den Hausgenossen der Choiseuls in Chanteloup, den Abbé Barthelemy, gerichtet. Für die genauere Kenntnis des Rokoko-Zeitalters, nicht nur in seinen Begebenheiten und Anekdoten, sondern auch in seinen Ansichten, Empfindungen und Gesinnungen, sind sie eines der kostbarsten Dokumente. Sympathisch berührt einen modernen Menschen die Schreiberin nur selten, in einigen Briefen an Walpole und an die Herzogin von Choiseul. Das Lebenskluge, Leichtfertige, das Geistschillernde und Selbstsüchtige herrschen vor. Das Gefühl der adligen Geburt und die Sicherheit eines reichlichen Einkommens verbinden sich mit dem Selbstbewußtsein der Bildung zu einer eigentümlichen Lebensauffassung, die außerhalb der Gesellschaft, des Hofes in Versailles und der Salons in Paris, der Theaterbesuche, der Landpartieen und der Abendessen nichts in und von der Welt kennt. Niemals hat das Wort „Souper" — die deutsche Übersetzung thut es nicht — eine solche Rolle gespielt wie in den Briefen der Marquise. Auf diesen Abend — Essen, Unterhaltung, das Feuer im Kamin, die Wachskerzen in den Armleuchtern und Kronleuchtern von Porzellan, das Menschengewirr und Geschwirr in eins verdichtet — spitzt sich das Leben, Denken und Empfinden zu. Wenn man eine Reihe dieser Briefe gelesen hat, gähnt uns eine herzbeklemmende Öde, Leere und Nichtigkeit an. Alle Anmut und Liebenswürdigkeit des Stils, die Scherze und Witze, die wie Irrlichter hin und her hüpfen, täuschen nicht darüber hinweg. Nirgends ein allgemeines, selbstloses Interesse, eine nützliche Arbeit oder auch nur ein Drang nach Wahrheit und Thätigkeit, nirgends eine tiefere, großmütigere, uneigennützige Gesinnung. Daher kommt es, daß Handlungen, die uns selbstverständlich dünken, wie Walpoles Anerbieten, der Marquise die gekürzte Pension voll zu

zahlen, die Gemessenheit und Würde, mit der sich die verbannten Choiseuls benehmen, die Rührung Ludwigs XV. bei dem Tode der Königin, ein übermäßiges Lob erfahren. Sind wir moralisch besser als jene Menschen? Nur pharisäischer Hochmut könnte das behaupten. Ihr Gesichtskreis war ein anderer, sie lebten in einer andern geistigen Atmosphäre. Was uns Flitter, Firlefanz, Hohlheit und Seifenblase scheint, bedeutete ihnen eine Welt. Es ist nicht unser Verdienst, sondern die allgemeine Strömung, daß der Gedanke an die Wohlfahrt aller, das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Elend und der Not, der Wunsch, die Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen zu verbessern, sich in das Dasein eines jeden drängen und ihm, er mag wollen oder nicht, den Weg aus der Ichsucht zur Menschlichkeit weisen. Vielleicht war es das Unglück der Marquise, der eigentliche Grund für die Zerfahrenheit ihres Lebens und die Armut ihres Herzens, daß sie diesen Zusammenhang des einzelnen und der Menschheit nie erkannt, daß es nie für sie eine Arbeit und eine Pflicht gegeben hat. Freilich wäre unter dem Zeichen der Pflicht und der Aufopferung eine so glänzende Erscheinung, ein solches Sichausleben im Schein und Leichtsinn und damit ein so vollkommener Abdruck des Zeitalters nicht möglich gewesen, der Schimmer der tugendhaften Marie du Deffand wäre mit ihr erloschen und nie zu uns gedrungen. Die von ihren reformatorischen Bestrebungen ganz erfüllten, wissensdurstigen und neuerungslustigen Frauen am Ende unseres Jahrhunderts wenden sich von den Eitelkeiten, denen die Marquise nachjagte, halb mitleidig, halb verächtlich ab, aber sind sie in Wahrheit glücklicher, zufriedener und ruhiger, weil sie ernsthafter geworden sind? Das ist der feinste Betrug dieser Welt, daß jeder seine Illusion für die vorzüglichste und die dauerhafteste hält.



Louise von Epinay.

Wenn die Franzosen ein wenig spöttisch und von obenher auf die deutsche Gesellschaft und Geselligkeit herabsehen und am liebsten unserer Hauptstadt jenes schwer zu umschreibende und zu erklärende, schillernde Etwas, das wir „Gesellschaft“ nennen, ganz absprechen möchten, so haben sie als Maßstab und Ideal ihrer Behauptungen und Vorstellungen von Geselligkeit und geselliger Unterhaltung immer die Glanzzeit der Pariser Salons, die sechzig Jahre des vergangenen Jahrhunderts, von 1730—1790, bewußt oder unbewußt, vor den Augen und im Sinn. Daß sie es seit dem Revolutionssturm ebenfalls nicht mehr zu einem „Salon“ in diesen Formen gebracht haben, daß seit 1815 auch in ihre Gesellschaft das zersetzende Element, die Politik, eingedrungen, die Lebensweise eine andere und die Klasse der Müßigen und Unbeschäftigten zu einer in der Millionenstadt verschwindenden Minderheit geworden ist, pflegen sie dabei völlig zu übersehen. Was dem Pariser Salon des achtzehnten Jahrhunderts seine Anmut und seinen Duft, seinen Reiz und seine Eigentümlichkeit verleiht, ist das

scheinbar Zwecklose und rein Spielerische des Ganzen, die Fernhaltung jedes tieferen oder leidenschaftlicheren Interesses. Vornehme oder doch reiche Herren und Damen kommen mit Schriftstellern und Schauspielern, mit Musikern und Künstlern zusammen, die schon damals in Paris beständige Fremdenflut führt jede Woche den einen und den andern berühmten oder erlauchten Mann hinzu: alle sind, nach dem Maße unserer Thätigkeit gemessen, unbeschäftigte Leute, denn keine Arbeit drängt wie in unserm Zeitalter, jede kann ohne Schaden auf den nächsten Tag verschoben werden. Immer haben sie Muße, sich zu unterhalten, in den Gärten spazieren zu gehen, Briefe zu schreiben, kleine Liebeshändel anzuknüpfen und zu lösen — Abenteuer, in denen das gegenseitige flüchtige Wohlgefallen, aber beinahe niemals die Leidenschaft eine Rolle spielt — dann wird gezeichnet, auf dem Klavier oder der Geige musiziert, geplaudert und geklatscht, wenn es hoch hergeht, ein Konzert veranstaltet oder ein Liebhabertheater aufgeschlagen. Das ganze Leben gipfelt in diesem Verkehr. Trotz der ernsthafteren Fragen, die zuweilen hier aufgeworfen werden, trotz der Händel, in denen ein und ein anderes Mal wohl auch zum Degen gegriffen wird, trotz des Hintergrundes prächtig ausgestatteter Schlösser, großer und wohlgehaltener Gärten und Parks — selbst trotz der Reichtümer, die hier verschwendet und in die Leere verpufft wurden, behält dies Treiben, von unserem jetzigen Standpunkt aus, den Zug des Idyllischen. In den Briefen Diderots an Sophie Volland aus Holbachs Schlosse Grandval, in denen Voltaires aus Ferney tritt uns dieser Zug gerade so lebhaft und so harmlos entgegen, wie aus den Memoiren und Briefen der Frau von Epinay. Man begreift die Schwärmerei aller für die Schäfer- und Gartenscenen auf Bildern und Fächern, für die Geßnerschen Idyllen: sie sind eben der Widerschein der Wirklichkeit.

Seit dem Erscheinen von Rousseaus „Bekenntnissen“ ist

der Name und die Persönlichkeit Louisens weltberühmt geworden. Wenn Rousseau geschwiegen hätte, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach von Louise von Epinay nicht viel mehr als ein unbestimmtes, form- und farbloses Schattenbild, eine flüchtige Erinnerung und Erwähnung hier und dort in Briefen und Memoiren übrig geblieben. Die Nachwelt würde kaum eine Veranlassung gehabt haben, aus dem unermeßlichen und unerschöpflichen Briefverkehr der Menschen des vergangenen Jahrhunderts — ihnen mußte der Brief die Zeitung und die telegraphische Depesche ersetzen — gerade ihre Briefe und Aufzeichnungen mit besonderer Vorliebe hervorzusuchen und bekannt zu machen. Aber die Freundin Rousseaus, die ihm die Einsiedelei im Walde von Montmorency, auf ihrem Grund und Boden, in der Nähe ihres Schlosses La Chevrette einrichtete — jene Eremitage und jener Wald, in denen die „neue Heloise" gedichtet wurde und Rousseaus letzte Liebe aufflammte, loderte und verlosch — die Frau, die der eigentliche Angelpunkt des unheilbaren Zerwürfnisses zwischen Rousseau und Diderot wurde: sie war, als Rousseau uneingedenk der Pflichten der Freundschaft und der Dankbarkeit im gehässigen Tone die traurige Geschichte erzählt hatte, die den Bruch mit seiner Wohlthäterin und seinen Freunden herbeiführte, gleichsam eine öffentliche Person geworden und aus ihrem Hause, ihren Familienbeziehungen und dem engen Kreise ihrer Freunde auf den Markt des Lebens herausgerissen worden. Schwerlich sind Rousseaus „Bekenntnisse" für Louise die einzig bestimmende Ursache gewesen, die Dokumente und Erinnerungsblätter ihrer Jugend zu sammeln und die Geschichte ihrer Irrungen, Freundschaften und Geschicke niederzuschreiben — sie empfand schon als junge Frau Drang und Neigung, sich schriftstellerisch zu versuchen, aber es ist klar, daß die Kunde von Rousseaus Erzählungen ihren Eifer in dieser Hinsicht anspornte. Auch sie mußte nun wünschen, ihre eigenen Erinnerungen und Erfah-

rungen aus jenen Tagen festzuhalten und das Schiefe und Falsche der Rousseauschen Darstellung durch die schlichte und kunstlose Mitteilung der Thatsachen, zunächst wenigstens ihren Freunden gegenüber, darzuthun.

Lange nach ihrem Tode erst, im Jahre 1818, sind die Memoiren Louisens von Brunet und Parison veröffentlicht worden; außer dem Manuskript, welches die Herausgeber besaßen, giebt es noch ein anderes, welches während der Revolution unter den Papieren Grimms, des treuesten Freundes der Frau von Epinay, mit Beschlag belegt wurde und seitdem in den Archiven aufbewahrt wird. Dieses Manuskript haben neuerdings Lucien Perey und Gaston Maugras eingesehen und dabei die Entdeckung gemacht, daß die „Memoiren“, wie sie uns gedruckt vorliegen, nicht viel mehr als ein Auszug daraus im großen Stil sind. Nicht nur haben die Herausgeber die ersten Hefte des Manuskripts vollständig unberücksichtigt gelassen, auch in den Briefen, die sie mitteilen, haben sie sich mancherlei, oft sehr einschneidende Kürzungen erlaubt. Perey und Maugras haben schon im Jahre 1881 den Briefwechsel des Abbé Galiani, eines der witzigsten Köpfe und vielleicht der boshaftesten Zunge des achtzehnten Jahrhunderts, in zwei Bänden veröffentlicht und bei dieser Arbeit für Frau von Epinay, die langjährige Freundin und Korrespondentin des Abbé nach Neapel hin, eine lebhafte Teilnahme gewonnen. Es drängte sie, über das, was uns die „Memoiren“ und die Briefe mitteilen, hinaus in das innerste Leben und die Seele dieser liebenswürdigen, geistvollen und anziehenden Frau einen Einblick zu thun, die Voltaire „einen Adler in einem Käfig von Gaze“ genannt hatte und die nach den verschiedensten Seiten hin etwas wie das weibliche Ideal der Rokokozeit darstellt. Ihre Bemühungen sind vom Erfolge gekrönt worden. Mit freundlicher Bereitwilligkeit haben ihnen die Nachkommen Louisens, Herr Eduard von Epinay auf Schloß Grandfey bei

Freiburg in der Schweiz und der Graf von Bueil, ihr Familienarchiv eröffnet; aus der Fülle von Briefen und Dokumenten, die dasselbe enthält, ist nun im engsten Anschluß an das ursprüngliche Manuskript der Aufzeichnungen Louisens ein Werk hervorgegangen: „La jeunesse de Madame d'Epinay“ (Paris, Calmann Levy), das uns in anregendster und anschaulichster Weise in die Mitte einer reichen bürgerlichen Familie in dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts, in ihre Beziehungen zu der Kunst und Litteratur der Zeit einführt, ihre Männer und ihre Frauen gleichsam greifbar vor uns hinstellt, in ihren eigenen Äußerungen, in der Unmittelbarkeit und Unbewußtheit des Augenblicks. Die Herausgeber haben in diesem Buche Louisens Lebenslauf von ihrer Geburt bis zu ihrer Reise nach Genf, um den dortigen berühmten Arzt Tronchin zu konsultieren, verfolgt (1726—1757), sie gedenken in einem zweiten Bande Louisens Alter und Ende zu schildern: sie werden dann, im Verein mit ihrer Ausgabe der Korrespondenz Galianis, diese charakteristische Gruppe der französischen Gesellschaft uns nach allen Seiten hin, urkundlich und doch zugleich malerisch und lebensvoll, zur Kenntnis gebracht haben.

Vor Jahren, 1858, hatte ich in meiner ersten Sammlung „Dichter und Frauen“ eine Studie über Louise von Epinay und Rousseau veröffentlicht: diese Episode ihres Lebens ist offenbar für uns die anziehendste; wenn man Menschen und Dinge nur vom Standpunkt der Litteratur und der Kunst aus betrachtet, sogar die einzige in diesem Lebenslaufe, die der Erwähnung und Teilnahme wert ist. Aber es ist doch noch eine andere Betrachtung möglich, die kulturhistorische, in der nicht nur der dramatische Moment, die Krisis des Lebens, sondern sein Verlauf die gerechte Würdigung findet. Zu dieser giebt das Werk Pereys und Maugras' unvergleichlich mehr Anlaß und Stoff, als die eigentlichen „Memoiren“

Louisens, die nicht sowohl auf die Schilderung des Zuständlichen als auf die Darstellung leidenschaftlicher oder doch wenigstens dramatisch bewegter Vorfälle und Scenen ausgehen. Schon die Veränderung der Namen und Stellungen, des Alters und dieser und jener Äußerlichkeit mancher der in den Memoiren auftretenden Persönlichkeiten, die sich Louise erlaubte, deuten auf ihre Absicht hin, der Wahrheit die Dichtung beizumischen und ihrem Werk einen gewissen, wenn auch durchsichtigen, romantischen Schleier zu verleihen; wir wissen, daß sie sich lange mit der Idee eines Romans getragen hat; die Erzählung ihres Lebens erhielt von dieser Neigung und der Beweglichkeit ihrer Phantasie die bestimmende Färbung. Umgekehrt sprechen in dem vorliegenden Buche nur die Thatsachen, die Briefe, die Dokumente, die notariellen Akte.

Louise von Epinay ist keine so hervorragende originale Persönlichkeit, wie die Marquise du Deffand, sie besitzt auch nicht die tiefe verschlossene Leidenschaft der Julie Lespinasse: nach Tugenden und Fehlern, in Vorzügen und Schwächen kann sie in keiner Weise das Vorrecht des Außerordentlichen beanspruchen, es ist nichts Genialisches in ihr. Von der Anmut und dem Reiz ihrer Erscheinung vermögen wir uns nur durch die Wirkung, die sie auf ihre Umgebung ausübte, eine Vorstellung zu machen. Ohne daß sie jemals eine Schönheit gewesen wäre — „ich bin nicht hübsch, aber auch nicht häßlich“, so entwirft sie ihr Selbstporträt in ihrem dreißigsten Jahre, „klein, mager, gut gewachsen, von lebendigem, jugendlichem, vornehmem, aber nicht frischem Aussehen“ — konnte sie sich doch mit ihren sanften Augen und schönen Haaren einer großen Zahl von Eroberungen rühmen: ihr Gatte hatte sie aus Liebe geheiratet, aus einer leidenschaftlich tollen Liebe, die alle ihr entgegengestellten Hindernisse überwunden und sogar über seine Flatterhaftigkeit und Treulosigkeit triumphiert hatte; ihr Schwager, ein Herr von Lucé, huldigte ihr;

Francueil, Duclos, Grimm lagen in ihren Banden, selbst Rousseau widerstand anfangs dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht. Die Freundschaft, die ihr später Diderot, Voltaire, Galiani widmeten, erwuchs dagegen rein und ganz aus Louisens geistigen und seelischen Eigenschaften. Hierüber steht auch uns noch das Urteil zu: abgesehen von ihren Memoiren und ihrem pädagogischen Werke, den Unterhaltungen mit ihrer Enkelin, enthüllt sich uns Louisens Wesen in einer Fülle von Briefen. Das Musikalische und Sentimentale herrscht vor, eine leicht bestimmbare, bewegliche, zu Thränen und Entzückungen gleich geneigte Frauennatur, mit einem rührenden und zärtlichen Zug des Leidens, die Rokoko-Muse der Elegie, eine echte und liebenswürdige Offenbarung des ewig Weiblichen: dies ist der Eindruck, den wir von ihr erhalten.

In ihrer Jugend, in ihrer Ehe, beinahe während ihres ganzen Lebens ist Louise unglücklich gewesen: wahres Glück hat sie nur in der Freundschaft und in der Entsagung des Alters genossen. Louise ist am 11. März 1726 in Valenciennes geboren, die Tochter eines alten Soldaten, des Barons Tardieu d'Esclavelles und Angelikas Prouveur de Preux. In ihrem elften Jahre verlor sie ihren Vater, dieser Tod ließ sie und ihre Mutter in Dürftigkeit zurück. Von ihren Verwandten waren die einen, ihre Großtante die Marquise von Roncherolles und ihr Oheim, ein Landbaron, Herr von Preux, vornehm, aber nicht wohlhabend, die andern bürgerlich, aber reich. Eine Schwester ihrer Mutter hatte nämlich den Generalpächter Herrn von Bellegarde geheiratet. Zwischen diesen beiden Gegensätzen wird das Kind, ohne rechte Heimat und Erziehung, hin und her geworfen, bald ist es unter der Obhut der alten Marquise, die mit zweitausend Livres Rente in einem Kloster lebte, bald in dem prächtigen Hause seiner Tante, der Frau von Bellegarde, in der Straße St. Honoré. So adelsstolz die Marquise, so hochmütig ist die Frau von

Bellegarde auf ihr Geld. Aber mit all' ihren Vorurteilen und Schrullen ist die Marquise die edlere Natur; während sie sich Louisens mit mütterlicher Liebe und Sorge annimmt, läßt die Tante Bellegarde sie nur zu oft ihre Armut und die Abhängigkeit fühlen, in der sie sich in ihrem Hause befindet. Dabei ist sie geizig und gerät in Zorn, wenn die Gouvernante, die ihre eigene Tochter Elisabeth und Louise erzieht, einmal die Spirituslampe zu lange brennen läßt. Zuweilen erschien die Marquise im Hause, um sich nach ihrem Pfleglinge zu erkundigen, und wußte dann durch ihr entschiedenes Auftreten Ordnung zu schaffen. Louisens Mutter hatte sich, nach dem Tode ihres Mannes, nach Valenciennes, wo er die Stelle des Gouverneurs bekleidet hatte, der Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten wegen, begeben; als sie nach Paris zurückkehrte, beschloß sie ihre Tochter in dem Kloster, das die Marquise bewohnte, erziehen zu lassen; das Anerbieten ihres Bruders, des Herrn von Preux, der, ein alter jovialer Hagestolz, auf seinem Gute in der Provinz lebte, sie und Louise zu sich zu nehmen, hatte sie ausgeschlagen und er ihr zum Ersatz dafür eine jährliche Summe von hundert Louisd'or zugesichert. Das Bild dieses wackeren Landedelmanns, dessen Verstand so klar wie sein Herz gutmütig ist, der alle Dinge und Verhältnisse richtig zu schätzen weiß und immer den Nagel auf den Kopf trifft, enthüllt sich in seinen Briefen in seiner ganzen Originalität und Liebenswürdigkeit: ein Charakterkopf, für dessen Kenntnis man den Herausgebern um so dankbarer ist, je dürftiger wir im allgemeinen über die Zustände, das Dichten und Trachten des französischen Landadels im achtzehnten Jahrhundert unterrichtet sind.

Eine regelrechte Erziehung und Schulbildung hat Louise in den drei Jahren, die sie im Kloster zubrachte, nicht erhalten: Schreiben und Lesen, ein wenig Klavier, eine oberflächliche Kenntnis der Litteratur unter Ludwig XIV., etwas

Zeichnen, ein paar feine Handarbeiten, das ist alles, was sie von nützlichen Dingen gelernt hat. Ein größerer Wert als auf Kenntnisse wird auch im Kloster auf gute Haltung und schickliche Bewegung in der Gesellschaft gelegt. Zwei Eigenschaften machen sich schon bei dem zur Jungfrau heranwachsenden Mädchen geltend: eine große Schüchternheit im Verkehr mit anderen, die sie in der Unterhaltung stumm und verlegen erscheinen läßt, und eine eben so große Neigung, in vertrauten Briefen und Tagebuchblättern sich über alle Vorfälle und die Stimmungen ihres Herzens zu äußern. Bald sind es ihre Freundinnen, bald ist es ihr Vormund, der Graf d'Affry, dem sie in allen Lagen ihres Lebens ein rückhaltloses Vertrauen bewahrte, denen sie ihre Freuden und kleinen Kümmernisse mitteilt. Der Tod ihrer Tante Bellegarde, im Juni 1740, im Schlosse La Chevrette zwischen St. Denis und Montmorency, entschied über Louisens Zukunft: er räumte das stärkste Hindernis dessen, was sie ein Jahrzehnt hindurch für das höchste Glück ihres Lebens halten sollte, aus dem Wege. Die Bellegardes hatten sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Die älteste, Charlotte, wurde noch vor dem Tode der Mutter mit einem Herrn von Lucé verheiratet: er nennt sich einen alten Edelmann, spottet Herr von Preux, und ist doch der Sohn eines reichen Tuchhändlers; die jüngere, Elisabeth — Mimi hieß sie in der Familie, nachmals jene häßliche und doch bezaubernde Marquise d'Houdetot, für die Rousseau entbrannte — wurde im Hause erzogen. Von den Söhnen war der erstgeborene, wegen Kränklichkeit und schwachen Verstandes, in ein Kloster getreten, der zweite, Denis, mit dem Zunamen de la Live, vermutlich von einem Besitztum der Familie, zwei oder drei Jahre älter als seine Cousine Louise, war der Gegenstand ihrer ersten zärtlichen Neigung. Anfänglich eine Kinder- und Schülerliebe, der Knabe nimmt sich der armen Cousine, die von seiner Mutter und seiner

Schwester Charlotte zurückgesetzt und hochmütig behandelt wird, ritterlich und artig an; wenn er nach seinem Kolleg oder sie in ihr Kloster zurückkehrt, trennen sie sich mit zärtlichen Worten, mit verstohlenen Händedrücken und Thränen. Als die Mutter, die für ihren Sohn eine vornehme Heirat träumt, einmal der vierzehnjährigen Louise einen Brief entreißt, den Denis ihr in die Hand gespielt hat, schlägt sie Lärm und in den Auseinandersetzungen, Warnungen, Drohungen und Strafen, die dem Kinderstreich folgen, befestigt sich natürlich in den jungen Herzen die Liebe durch den Trotz nur um so stärker. Noch auf dem Sterbebette beschäftigte und ängstigte sie das Schreckgespenst der Verbindung ihres Sohnes mit der armen Verwandten; sie bittet ihren Gatten, den Sohn auf Reisen zu schicken. Das geschah nun wohl; aber ihre Absicht ging doch nicht in Erfüllung. Herr von Bellegarde war ein wohlwollender, sanftmütiger Mann, der aus seiner Vorliebe für Louise niemals ein Hehl gemacht hatte, wie wenig auch seine Pläne mit der Neigung seines Sohnes übereinstimmen mochten. Ohne Eingriff ließ er zunächst die Dinge ihren Lauf gehen. Louise selber wurde mit jedem Jahre zurückhaltender und vorsichtiger; die Vorstellungen ihrer Mutter blieben nicht ohne Einfluß auf sie. Nach dem Tode ihrer Schwester hatte sie ihr Schwager als Verwalterin seines großen Hausstandes, als Mutter seiner jüngeren Kinder zu sich genommen und im voraus in freigebigster Weise für ihre Zukunft gesorgt. Diese Güte aber wurde für das Ehrgefühl Louisens und ihrer Mutter zu einer Verpflichtung, ihrerseits der Liebe des Sohnes weder durch Worte noch Blicke Vorschub zu leisten.

Aus dem Hin und Her dieser Leiden und Freuden, dem Auf und Nieder zärtlicher und trauriger Gefühle schildere ich eine Scene, die nicht nur die Liebenden, sondern die Zeit und ihre Umgebung charakteristisch malt, wie ein Auftritt aus

den „larmoyanten" Komödien La Chaussées, die damals Mode wurden. Es ist im Hause der Straße St. Honoré im ersten Stockwerk, im Gesellschaftszimmer; die Wände sind zwischen vergoldeten Holzleisten mit grünem Brocat bezogen, die Lehnsessel und das Kanapee rot mit Blumen und Rankenwerk in verschiedenen Farben, die Thür- und Fenstervorhänge von grünem Mohr mit roten Streifen. Auf dem Kamin eine Uhr von Marqueterie, mit Zierraten von vergoldetem Kupfer. Ein hübsches Klavier von schwarzem Holz auf Bronzefüßen, drei große Spiegel, über den Spiegeln und über den Thüren befinden sich Bilder, die Geschichte Armidas und Rinaldos darstellend. Es ist Nachmittag, der alte Herr von Bellegarde sitzt in seinem Lehnstuhl am Feuer, Frau von Esclavelles und Mimi sind bei ihm. Denis schlägt seiner Cousine Louise vor, eine Arie zu singen. Die beiden jungen Leute setzen sich an das Klavier, mit dem Rücken gegen die Gruppe um den Kamin. Während Louise eine Arie aus „Thetis und Peleus", einer Oper von Fontenelle und Collasse singt, sagt ihr Denis leise: „Endlich ein Augenblick, um mit Ihnen zu sprechen. Ich wette, Sie sind sehr ungerecht gegen mich gewesen." — Ich? Und worin? — „Sie haben mein Schweigen meiner Gleichgültigkeit zugeschrieben." — Welches Schweigen? — „O! wenn Sie wüßten, was ich Ihretwegen gelitten habe; Ihr Bild ist nie aus meinem Herzen entschwunden. Aber ich bin noch nicht am Ende meiner Bekümmernisse — ich reise in vierzehn Tage ab, auf sechs Monate, vielleicht auf länger." — „Ich war über diese Nachricht so erschrocken," schreibt Louise ihrer Freundin, „daß mir der Schmerz mitten im Gesange ein Ach! erpreßte. Es war zu lächerlich. Zum Kuckuck, rief mein Onkel, das ist falsch, singe richtig. ‚Wir haben zwei Notenblätter umgeschlagen, Papa,‘ sagte wie zur Entschuldigung mein Vetter." Die Arie wird noch einmal angefangen und die Liebenden setzen ihr Flüstergespräch fort. „Was mich am

tiefsten bei meiner Abwesenheit bekümmert," sagte er, „ist der Gedanke, daß meine Schwester Charlotte Sie kränken wird und daß Sie niemand haben werden, Sie darüber zu trösten." — Wenn Sie meinen Kummer teilten ... „Schreiben Sie mir Ihr Leid, Ihre Sorgen" — Nur unter der Bedingung, daß meine Mutter es billigt, ich zeige ihr alle meine Briefe. — „Auch die meinigen?" — Gewiß! — „Wirklich, alle?" Leider endete hier die Arie und somit auch die Unterhaltung.

Endlich wurde die Liebe beider gekrönt. Denis, der inzwischen von dem Schlosse Epinay den Namen d'Epinay angenommen hatte, wußte alle, auch verwerfliche Mittel in Bewegung zu setzen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Nicht nur gelang es ihm, seinen Reisebegleiter, Plimont, einen alten, in Steuersachen erfahrenen Geschäftsmann, der das Vertrauen seines Vaters besaß, mit seiner gefälligen und bestechenden Weise für sich einzunehmen und für seine Pläne günstig zu stimmen, er entblödete sich auch nicht, den Kranken, ja den Tollen zu spielen: in St. Quentin ließ er sich einschließen, sprang dann aus dem Fenster und erklärte, daß er nach La Trappe gehen wolle, um Mönch zu werden. Als der Vater diese Nachrichten von seinen Geschäftsfreunden erfuhr, ließ er selbstverständlich jedes Bedenken fahren; die Gesundheit, vielleicht das Leben seines Sohnes, den er trotz aller seiner Thorenstreiche auf das Innigste liebte, waren ihm teurer als das Wort, das er seiner sterbenden Frau gegeben, nicht in Denis' Heirat mit Louisen zu willigen. Dennoch hatte er Mühe, den Stolz der Frau von Esclavelles zu besiegen: man sollte ihr nicht nachsagen können, daß sie ihre Stellung im Hause Bellegarde benutzt habe, ihrer Tochter eine so reiche und vielumworbene Verbindung zu sichern. Ganz im Stil und Kolorit der Zeit gab es zwischen dem Schwager und der Schwägerin, zwischen Louisen und ihrem Oheim eine rührselige Scene: selbst der Vertraute Epinays, Herr von St. Flour,

war davon bis zu Thränen gerührt. „Wenn Sie nicht entschlossen sind,“ schrieb er ihm, „in dieser Ehe alles für Fräulein von Esclavelles zu thun, um Sie glücklich zu machen, werde ich mein Leben lang von Gewissensbissen gequält werden, das Meinige zu dieser Verbindung beigetragen zu haben.“ Ende gut, alles gut, Denis erreichte das Ziel seiner Wünsche. Am 23. Dezember 1745 ward er in der Kirche St. Roch mit Louisen vermählt, zugleich eröffnete ihm der Minister, doch wohl in Rücksicht auf diese Verbindung mit der Tochter eines alten wohlverdienten Soldaten, daß er nach dem Tode seines Vaters in dessen Generalpacht eintreten würde.

Die Ehe zwischen Louise und ihrem Vetter war trotz der Neigung, die sie zusammengeführt, keine glückliche: eine ihrer Freundinnen, Frau von Maupeou, hatte es ihr vorausgesagt. Anfänglich nahm sich alles goldig und rosig aus. Epinay war nicht ohne leichte künstlerische Bildung, er liebte die Musik und spielte leidlich Klavier. Wenn die jung Vermählten einmal in einem Buche, in den Abenteuern des Theogenes und der Chariklea, eine Stelle finden, die ihre Gefühle besonders wahr und lebendig auszudrücken scheint — „betrachteten wir uns gegenseitig und die Thränen kamen uns in die Augen; das Buch fiel ihm aus der Hand, er nahm mich in seine Arme und drückte mich an sein Herz.“ Aber für einen jungen, verschwenderischen, vergnügungssüchtigen Mann wie Epinay hatte dies Schäferglück auf die Dauer keinen Reiz, nach seinem Wunsche sollte Louise eine Weltdame werden. Zwischen dem Hofe und dem Adel in Versailles und dem Bürgerstande in Paris fängt sich eine mittlere Gesellschaftsschicht der reichen Leute, der Generalpächter, der Banquiers, der in den Parlamenten zum Wohlstand gekommenen Richter und Advokaten zu bilden an: Epinay ist ein Vertreter derselben. Mit dem vornehmsten Hofadel hat diese Schicht zunächst nur eine flüchtige Berührung, aber der Generalpächter

macht doch schon diesem Herzog und jenem Marquis irgend eine Schöne des Theaters oder der Oper abspenstig, ein und der andere Edelmann mit erlauchtem Namen und dünner Börse verschmäht es nicht mehr, sich an der Tafel eines Banquiers gütlich zu thun. Epinays Bestreben geht darauf aus, ein Haus zu machen, in der sich die „Gesellschaft“ gern zusammenfindet: ein Gedanke, den sein Vater bei all' seinem Gelde nie gehabt hatte.

Der erste Schritt in die Welt ist ein Ball, den die jungen Leute geben: Louise ist außer sich vor Entzücken. Zwar hat sie mit ihrer Mutter schon einen harten Strauß aushalten müssen über die Frage: ob sie sich wie alle Frauen der Gesellschaft schminken soll, ob nicht? allein zuletzt ist die Schminke und der Gatte, der es wünscht, Sieger geblieben: Louise legt Rot auf. Auch zu dem Balle wird endlich die Zustimmung erteilt und nun sind Frau von Esclavelles und Herr von Bellegarde die eifrigsten bei den Zurüstungen. Der Ball verläuft glänzend, doch was ist ein solcher Familienball gegen einen öffentlichen Maskenball im Opernhause? Epinay führte seine Frau dorthin. Ein herrliches Vergnügen. Selbstverständlich fehlt es der hübschen Maske nicht an Verehrern. Einer der eifrigsten ist der Chevalier von Canaples, der beste Freund und, nach Louisens Meinung, der böse Engel Epinays. Louise weist ihn in seine Schranken zurück, kann sich indessen doch nicht enthalten, ihren Mann von diesem Betragen seines Freundes zu unterrichten. Epinay will sich vor Lachen darüber ausschütten und nennt es einen vortrefflichen Spaß. Denn allmählich hat er die Weise seines Junggesellenlebens wieder aufgenommen, speist des Abends mit seinen Freunden, spielt und trinkt und kehrt spät in der Nacht heim. Machtlos bleiben die Vorstellungen, Bitten, Thränen Louisens, die eigene Mutter tadelt sie wegen der Heftigkeit ihres Wesens: eine gewisse Freiheit müsse sie ihrem Gatten lassen, und ihr

Schwager Jully sagt ihr gar, in der besten Absicht sie zu trösten: Und wenn er im schlimmsten Falle eine vorübergehende Liebschaft hätte, ist das ein Grund, Dich zu bekümmern? Wird er Dich darum weniger lieben? Ein stärkerer Kopf und ein festerer Wille, als Louise sie besaß, würde unter diesen Eindrücken und in dieser Umgebung auf Irrwege geraten sein: sie mit ihrem leicht bestimmbaren Herzen, ihrer Schüchternheit und Unbesonnenheit konnte nicht auf der geraden Straße der Mittelmäßigkeit und Leidenschaftslosigkeit bleiben.

Louise schenkte ihrem Manne drei Kinder, einen Sohn Ludwig, der am 25. September 1746, und zwei Töchter, Franziska Therese und Pauline, die 1747 und 1750 geboren wurden. Aber bei der Geburt des zweiten Kindes war das Verhältnis zwischen den beiden Gatten schon ein halb zerstörtes. Die Verschwendungen und Schulden Epinays stiegen von Monat zu Monat, wiederholt hatte die junge Frau die peinlichsten Auseinandersetzungen mit den Gläubigern. Auch über seine Treulosigkeiten konnte sie nicht länger in Zweifel sein. Bei einem Juwelier fand sie einmal sein Medaillonbild in Perlen gefaßt: es war für eine der Schwestern Verrière bestimmt, die mehr noch in der Halbwelt als auf der Bühne damals eine Rolle spielten. Während seiner Geschäftsreisen, die ihn Monate lang von Hause entfernt hielten, führte er das wüsteste Leben. Zurückgekehrt, erzählte er dann wohl seiner Frau seine Abenteuer, immer behauptend, daß er sie bei alledem einzig und allein liebe. Zwischen Zorn, Unwillen und den leisen Regungen einer noch nicht ganz erstorbenen Neigung schwankte Louise hin und her, bald in gesellschaftlichem Verkehr, bald auf einsamen Spaziergängen, in langen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen Trost und Ruhe suchend. Endlich wurden der tollen, stadtkundigen Streiche Epinays, seiner Rücksichtslosigkeiten und Unwürdigkeiten gegen seine Gattin zu viele; eine Trennung fand statt. „Gut, meine teuere

Freundin," erwidert er auf ihre Vorwürfe, nachdem er sich ihres Stillschweigens über seine letzte Schändlichkeit, die sie in eine große körperliche Gefahr gestürzt, versichert hat, „leben wir friedlich, jeder für sich. Ich werde alles gut finden, was Du thust, und erwarte von Dir dieselbe Freiheit. Wenn wir uns sehen, werden wir immer glücklich und zufrieden sein. Der Unruhe, den Vorwürfen folgen Vertrauen und Fröhlichkeit. So leben wir glücklich, das macht in Wahrheit eine friedliche Ehe, eine gute Wirtschaft." Und mit dem heitersten Gesicht verbeugt er sich zweimal vor ihr: „Ich fahre in die Stadt, wenn ich ein paar lustige Geschichten erfahren, komme ich den Abend wieder, um die Gesellschaft Papas zu erheitern. Im übrigen, wenn Du willst, Dein zärtlicher Gatte, wenn nicht, Dein getreuer Freund und Diener." Ein bodenloser Leichtsinn, ein Schelm, ohne jede Spur edlerer Empfindung, ein frecher Schlingel, aber voll Witz, Grazie und Gutmütigkeit.

Zwei Männer haben nach ihm den entscheidenden Einfluß auf Louise ausgeübt: Francueil und Grimm; mit dem ersten hat sie alle Stürme und Irrungen der Leidenschaft durchgemacht, mit dem andern die Ruhe und Zärtlichkeit einer festen und wandellosen Freundschaft genossen. Die Umgebung Louisens war eine wunderlich gemischte: auf der einen Seite ihre fromme, strenge und pedantische Mutter, ihr freundlicher, nachsichtiger Schwiegervater, einige alte Damen und Herren, die in keiner Weise zu ihrer Jugend paßten; auf der anderen ein Strudelkopf, wie es ihre Cousine, Frau von Maupeou war; Frau von Arty, eine liebenswürdige, immer heitere Weltdame, die erklärte Geliebte des Prinzen Conti; ein Fräulein d'Ette, die schlimmste und gefährlichste aller ihrer Freundinnen. Epinay selber hatte dieses boshafte, ränkesüchtige, arme und habsüchtige Mädchen seiner Frau vorgestellt; leicht wußte sich das Fräulein der schwachen und unschlüssigen Seele Louisens zu bemächtigen, ihr Vertrauen zu gewinnen, sich ihr unent-

behrlich zu machen, ihren Willen zu leiten. Für ihre Armut war es ein großes Glück, sich in dem reichen Hause eine Stellung als Vertraute der Hausfrau zu sichern. Sie lebte in dem Kloster der Nonnen des heiligen Thomas zu Paris, da wo sich jetzt die Börse erhebt, jedermann wußte, daß sie die Geliebte des Chevalier Valory war, aber niemand fand einen Anstoß daran. Sie war eine Flamänderin; „man merkt es an ihrer Haut und ihren Farben," schreibt Diderot, „ihr Gesicht gleicht einer großen Satte voll Milch, auf die man Rosenblätter gestreut hat." Mit der Anstelligkeit, Geschicklichkeit und List einer welterfahrenen Frau verband sie einen gewissen Cynismus der Rede, der Louise zugleich erschreckte und anzog. Sie vor allen hat das Liebesverhältnis zwischen Louisen und Francueil befördert und unterstützt; sie war die erste, die Francueils Leidenschaft für ihre Freundin bemerkte und sogleich berechnete, von wie großem Vorteil es für sie sein würde, Louise in die Gefährlichkeiten und Irrungen einer schuldvollen Liebe zu verstricken.

In Francueil begegnen wir einem zweiten Vertreter jener Gesellschaftsklasse, von der ich oben sprach, nur daß er im Vergleich mit Epinay die edlere Natur, der an Haltung vornehmere und im Benehmen liebenswürdigere Mann war. Wie Epinay gehörte er zur goldenen Jugend als Sohn des Generalpächters Dupin, der in der Touraine das herrliche Schloß von Chenonceaux besaß, mit fünfundzwanzig Jahren war er schon Generaleinnehmer. Vortrefflich spielte er die Violine, noch vortrefflicher war er als Schauspieler auf dem Liebhabertheater. In allen körperlichen Übungen, Reiten und Fechten, Tanzen und Schwimmen, ein vollkommener Edelmann, hatte er vor den Adligen noch wissenschaftliche Neigungen und Liebhabereien voraus, er beschäftigte sich mit Chemie und Naturwissenschaften. Er nahm mich zu seinem Schreiber, erzählt Rousseau, der hier zuerst an der Peripherie des Kreises der

Frau von Epinay auftaucht, weil er sich mit der Absicht trug, ein Buch zu schreiben, daß ihm die Pforte der Akademie der Wissenschaften öffnen sollte. Bei seiner Stiefmutter, im Hotel St. Lambert zu Paris, fand sich der höchste Adel mit den hervorragendsten Schriftstellern und Künstlern zusammen: Frau Louise Maria Magdalena Dupin war noch mit vierzig Jahren eine der schönsten Frauen der Stadt, deren Witz und Anmut nicht weniger berühmt waren als ihre Tafel. Mit ihrem Stiefsohn und seiner Frau lebte sie in ungetrübter Eintracht; desto geringer war die Harmonie zwischen Francueil und seiner Frau, er war flatterhaft und von jedem hübschen Gesicht eine Weile gefesselt. Der alte Herr Bellegarde liebte ihn wegen seines Geigenspiels und seiner Unterhaltung; er ist es denn auch gewesen, der ihn, während einer der langen Abwesenheiten Epinays, nach dem Schlosse La Chevrette einlud, ihm und seiner schwermütigen und kränklichen Schwiegertochter die Zeit auf dem Landsitz zu vertreiben. Vereinigte sich so nicht alles, ihr Temperament, die leichte Sitte der Zeit, ihre ganze Umgebung, die junge Frau zu verderben? Der erste Eindruck, den Francueil auf sie ausgeübt, war nicht allzu günstig für ihn gewesen: „Er ist mir zu gepudert und trägt das Kinn zu sehr in die Luft hinein, ich werde Mühe haben, mich an ihn zu gewöhnen.“ Doch hatte ihr Fräulein d'Ette schon damals vorausgesagt, daß Louise ihn lieben würde. Die Einsamkeit und Zwanglosigkeit des Landlebens brachte beide einander näher, die gleiche Neigung zur Musik, die gemeinsame Schwärmerei für die Natur verband sie bald auf das innigste. La Chevrette lag auf dem Höhenzuge, der von Enghien nach Montmorency zieht, fast am Saume des Waldes, ein schön eingerichtetes Schloß mit großem Garten und weitem Ausblick nach Paris zu. Die Spaziergänge dehnen sich bis in die Nacht aus, Abendrot, Mondenschein und Sternenlicht geben dem zärtlichen Geflüster eine sanfte Beleuchtung. Francueil

unterrichtet Louise in der Harmonie- und Kompositionslehre. Wohl wehrt sich Louise nach Kräften gegen die Leidenschaft, die sie zu erfassen droht, sie will ihn nicht wiedersehen, sie schreibt ihm in diesem Sinne; Thränen, Abschied, Verzweiflung und Versöhnung folgen sich rasch: das Ende war, wie es Fräulein d'Ette mit ihrem mephistophelischen Blicke von vornherein erkannt und wozu sie dann das Ihrige beigetragen hatte: Louise wurde die Geliebte Francueils. Aber die besiegte Tugend rächte sich. Mitten in ihrem Liebesglück bemächtigte sich eine tiefe Melancholie Louisens. Unter den Mitteln, die Francueil ersann, die Geliebte zu erheitern, war das erfolgreichste das Komödienspiel. Bellegarde und Frau von Esclavelles scheinen dem Zauber seines Wesens ebenso erlegen zu sein, wie Louise; nicht nur, daß sie von dem Verhältnis beider nichts ahnten, sie willigten ohne Zögern in die Errichtung eines kleinen Theaters in La Chevrette ein. Francueil war ein geborener Schauspieler und Regisseur, seine Truppe bestand aus Frau von Epinay, ihrer Schwägerin Mimi, die am 10. Februar 1747 den Marquis d'Houdetot geheiratet hatte, der Frau von Maupeou, dem jungen Herrn von Jully und ihm selber. Zur ersten Aufführung hatte man ein neues, noch auf keiner Bühne aufgeführtes Stück gewählt: „Die gefährliche Verbindung." Eine allerliebste Vorstellung, schreibt Fräulein d'Ette an den Chevalier Valory. „Louise hat einen Ton in der Stimme, eine Natürlichkeit, Augen und ein Lächeln, die trotz alledem die Seele süß verwirren, Frau von Maupeou ist von einer Tollheit und einer Flinkheit zum totlachen. Nach der Vorstellung hat Francueil den armen Teufel, den Dichter, vorgestellt, er ist arm wie Hiob, aber besitzt Geist und Eitelkeit für Viere. Seiner Armut wegen ist er Schreiber bei Frau Dupin geworden. Seine Geschichte soll ebenso seltsam sein wie seine Person" . . . Der arme Teufel ist Jean Jacques Rousseau, der in dieser etwas fragwürdigen Gestalt,

zum erstenmale, im Sommer 1749, in La Chevrette und vor Louisens Angesicht erscheint.

In den nächsten Jahren, bis zu ihrem Bruche mit Francueil, hat Louise ein vielzerstreutes, unruhiges, hin und hergeworfenes Gesellschaftsleben geführt. Haltlos, läßt sie sich erst von Fräulein d'Ette, nachher von Duclos, der damals einen berühmten Namen trug, Akademiker und Historiograph von Frankreich war, eine große und breite Rolle in der Pariser Gesellschaft spielte und jetzt ein vergessener Schriftsteller ist, in den Strudel einer oft genug zweideutigen Geselligkeit hinabziehen. Wieder ist es ihr eigener Mann, der ihr Duclos, dessen Bekanntschaft sie zufällig gemacht, lebhaft empfiehlt. Duclos war der erste Mann von schriftstellerischem Rufe, den Louise kennen lernte: herrschsüchtig, rücksichtslos, immer mit dem derbsten Wort auf der Zunge, unterwarf er sich bald den schwankenden Charakter Louisens. Eine nicht minder gefährliche Bekanntschaft für sie war die der Schauspielerin Johanna Franziska Quinault. „Mademoiselle Quinault," schreibt Louise entzückt nach der ersten Begegnung, „ist die erste wahrhaft geistreiche Person, die es der Mühe für wert gehalten hat, ein wenig mit mir zu plaudern, in ihrem Hause wird man mich nicht mitleidig von oben herab betrachten." Im Gegenteil, sie wurde bald, unter dem Spitznamen Griseldis, eine beständige Teilnehmerin der Diners, die Franzika Quinault einmal in der Woche gab. Obgleich sie seit dem Jahre 1741 die Comédie française, wo sie die Kammerzofen gespielt, verlassen hatte, war sie immer noch ihres Witzes wegen eine vielbesuchte und vielbewunderte Dame. Die Gesellschaft, die sich bei ihr zusammenfand, war vielleicht die geistreichste, gewiß aber die in Reden zügelloseste von Paris. Man mochte die Unterhaltungen, die hier gepflogen wurden, eine Schule des Witzes, zuweilen eine Schule der Grazien nennen, eine Schule der guten Sitten waren sie nie.

Allein thun wir, von unserem heutigen Standpunkt aus, nicht all' diesen Männern und Frauen Unrecht, wenn wir von ihnen eine Auffassung des Lebens, eine moralische Richtung, ein Puritanertum in Äußerlichkeiten verlangen, die niemand in seinem Gesichtskreise hatte? Wir werden durch ihre Briefe und Aufzeichnungen, an deren Veröffentlichung die Schreiber und Schreiberinnen nie gedacht, in das Innere einer Pariser Familie des höheren Bürgerstandes eingeführt und was sehen wir? Überall den gleichen Leichtsinn, dieselbe Treulosigkeit, Männer wie Frauen haben offen eingestandene Liebesverhältnisse. Kein Schleier bedeckt sie; es genügt, daß ein gewisser Anstand gewahrt wird. Bleibt eine Frau ihrem Liebhaber getreu, so gilt sie als tugendhaft, und das Verhältnis erhält eine Art Glorienschein, auch in den Augen des Mannes, der es nicht anzutasten wagt. Die Zweikämpfe zwischen dem Gatten und dem Liebhaber, das Lösungsmittel der modernen französischen Ehebruchsdramen, würden den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts lächerlich erschienen sein, das „Töte sie!" das Alexander Dumas dem Gatten der treulosen Frau zuruft, eine ungeheuerliche Barbarei. Es giebt hier und da einen Ausbruch der Leidenschaft und der Eifersucht, eine und die andere schwere That, aber es sind Ausnahmen. Ich glaube nicht, daß die Menschen damals in der Theorie über die Beziehungen zwischen Mann und Weib grundsätzlich anders dachten, als wir, in der praktischen Lebensführung jedoch nehmen sie diese Dinge ungleich leichter und lässiger, als wir. Sind wir besser und reiner, unsere Zustände schuldloser und wahrhaftiger? Ich bezweifle es sehr, das moralische Niveau eines Volkes ist nur leisen Schwankungen ausgesetzt. Der scheinbar geringe und doch so entscheidende Unterschied zwischen uns und jenen ist nur, daß wir die moralischen Dinge in der tragischen Beleuchtung sehen, während sie durch Temperament und Geistesströmung gewöhnt waren, die Welt als eine Komödie

zu betrachten. Jedem, der in den Briefen des vorigen Jahrhunderts liest — und nicht bloß in französischen, meinetwegen auch in Goethes Briefen an die Stein, in Chesterfields Briefen an seinen Sohn — werden ähnliche Gedanken kommen. Unabweislich führt die Geschichte Louisens dazu. Ich erwähnte schon, daß ihre Schwägerin Mimi, ein geistvolles, häßliches, aber lebensprühendes Mädchen, den Marquis d'Houdetot geheiratet hatte: der Marquis warb um sie ihres Geldes wegen und der alte Bellegarde ließ sich beschwatzen. Der Marquis machte seine Frau sehr unglücklich, nicht allein liebte er vor der Ehe eine andere Dame und fuhr fort, sie nachher zu lieben, er war überdies ein Spieler, roh in seinem Betragen, falsch von Herzen, der den größeren Teil des Vermögens seiner Frau verschwendete. Niemand tadelte darum die junge Frau, die ein besseres Los verdient hatte, als sie sich in St. Lambert einen treueren Freund wählte. Die andere Schwägerin Louisens handelte ebenso, obgleich sie in keiner Weise dieselben Entschuldigungen wie die Marquise für sich anführen konnte. Dieses Abenteuer ist zu charakteristisch, um es nicht zu schildern.

Lorenz de la Live, Herr von Jully, ein jüngerer Sohn Bellegardes, hatte sich sterblich in ein Fräulein Chambon, die Tochter eines Generalpächters, verliebt. Allein der Vater war von geringer Herkunft gewesen, man wollte wissen, daß er als Lakai seine Laufbahn begonnen. Bellegarde, der seinen Dünkel hatte, widersetzte sich darum dieser Verbindung seines Sohnes mit den „kleinen“ Leuten, obgleich die Töchter, wie Louise bemerkt, die schönsten Spitzen und die schönsten Diamanten trugen. Zuletzt gab er den Bitten Jullys und Louisens, die sich ihres Schwagers eifrig annahm, nach: Jully und Fräulein Chambon wurden am 30. Juni 1749 in der Schloßkapelle von La Chevrette vermählt. Anfänglich war die Ehe eine ungewöhnlich glückliche: Frau von Jully war eine

schmachtende Schönheit, von lässiger kühler Haltung; Louise mit ihrer Leidenschaft für Francueil fürchtete sich vor ihr und ihrer Unnahbarkeit. Einmal jedoch, bei einer Abendgesellschaft, mußte sie ihre Zuflucht zu ihr nehmen. Francueil hatte im Weinrausch einen Brief, den Louise ihm heimlich zugesteckt, aus der Tasche fallen lassen, halbwegs unter den Augen ihres Mannes, in größter Angst bat sie ihre Schwägerin sich des Papiers zu versichern — eine Rettung, die Frau von Jully geschickt vollführte. Von diesem Abend an näherten sich die beiden Schwägerinnen und Louise eröffnete der jüngeren ihr Herz. Um so bereitwilliger, da sie damals, 1752, schon gerechten Grund hatte, über Francueil zu klagen und auf die Huldigungen, die er einer Frau von Courval darbrachte, eifersüchtig zu sein. Auf einem Spaziergang wird das unerschöpfliche Thema von der Treulosigkeit der Männer von beiden Frauen erörtert, „wenigstens werde ich ihm treu sterben," seufzt die schwärmerische Louise, „dann wird er erkennen, was er verloren hat." „Gewiß, aber vorher," erwidert Frau von Jully, „wirst Du häßlich und mürrisch und langweilig werden," und als wäre sie des elegischen Tones satt, fährt sie fort: „Ich liebe auch, ich muß Dir alles sagen, Du wirst meinem Geliebten meine Briefe zukommen lassen, ich werde ihn bei Dir sehen." . . . „Deinen Geliebten?" Louise ist wie aus den Wolken gefallen. „Warum nicht? Glaubst Du, weil Du den älteren Sohn geheiratet hast, allein in der Familie das Vorrecht zu haben, Deinen Mann zu betrügen?" „Aber der Deinige liebt und vergöttert Dich!" „Nun ja, er ist ein gutes Kind, sanft, gefällig, ohne Feuer, aber auch ohne Laster; er wird seine Rolle in aller Schicklichkeit spielen, und ich weiß ihm Dank dafür. Wenn er mir aber jeden Tag Schmucksachen schenkt, die ich nicht mag, Kleider, die er immer gegen meinen Geschmack wählt, wenn er gerade an dem Abend eine Loge im Theater für mich nimmt, wo

ich zu Hause bleiben will — siehst Du nicht, daß es seine Launen sind, die er liebkost, nicht die meinigen?" Allein wer ist der Geliebte dieser Frau, die durch ihr lässiges Wesen, eine Mischung von Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit, ihre Umgebung so gut zu täuschen verstanden hatte? Neues Erstaunen, ja Erschrecken Louisens: es ist Jelyotte, ein Opernsänger. „Er war nicht schön, nicht einmal gut gewachsen," schildert ihn Marmontel, „doch brauchte er nur zu singen, um alle Herzen zu gewinnen. Die jungen Frauen waren toll in ihn verliebt, weit über bogen sie sich aus ihren Logen, wenn er sang, und gaben unbekümmert in dem Übermaß ihrer Erregung sich selbst den Zuschauern zum Schauspiel." Alles Einreden, Ermahnen, Warnen Louisens gegen diese Neigung die ihr unpassend erscheint, ist vergeblich. „Ich habe Dich um Deinen Beistand gebeten," sagt ihr Frau von Jully, „nicht um Deine Meinung über meinen Geliebten, die Gesellschaft ist ein Haufen von Thoren, derjenige, der sie auf Kosten seines Glückes hört, ist noch thörichter, als sie." Und Louise wird die Vertraute und Vermittlerin dieses Liebesverhältnisses.

Es war ebensowenig von Dauer, wie ihr eigenes mit Francueil. Nur daß in diesem Falle nicht Jelyotte, sondern Frau von Jully die Treulose war. Sie verließ ihn um des Chevaliers von Vergennes wegen. Zu ihrem Unglück nahm Jelyotte die Sache tragisch. Es kommt in ihrem Zimmer zwischen ihm und dem Chevalier zu einer heftigen Auseinandersetzung; Jelyotte vergißt sich so weit, den Chevalier herauszufordern, und dieser antwortet hochmütig, einem Opernsänger gegenüber kenne er keine anderen Waffen, als den Stock. In ihrer Gutmütigkeit beging Louise eine ihrer unverzeihlichen Unvorsichtigkeiten, sie ging zu Jelyotte, um ihn zu beschwichtigen und zu bitten, ihre Schwägerin zu schonen und die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Frau von Jully machte die Geschichte „um zehn Jahre älter", denn einige

Monate nach dem Zusammentreffen beider Nebenbuhler ward der Chevalier Vergennes als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Von dem Augenblick seiner Abreise an veränderte sie ihre Lebensweise, entsagte den Gesellschaften, besuchte nur noch ihre Mutter und Louise und las und arbeitete viel. Sie hatte nur noch eine kurze Zeit zu leben; am 10. Dezember 1752 ist sie, in ihrem dreiundzwanzigsten Jahre, an den Pocken gestorben. Ein seltener Fall, ohne Beichte! Man hatte selbstverständlich den Pfarrer gerufen: „Höre ihn eine Sekunde an," bat Louise die im Fieber Liegende, „sage ihm, was Du willst." „Das würde nicht so schnell gehen," antwortete sie; „er würde mit meinen Antworten nicht zufrieden sein. Wenn ich an all' seine Versicherungen glaubte, könnte ich ja in Wahrheit beichten; aber ich glaube nichts, und die letzte Handlung meines Lebens soll keine Falschheit sein." So ist sie gestorben. Der Pfarrer, fährt Louise in ihrer Erzählung fort, war ein geistreicher Mann; er verstand mich beim halben Wort, als ich ihm sagte, daß sie ohne Besinnung wäre, daß er aber, wenn er wollte, eine Weile mit ihr allein bleiben könnte. Er trat in das Sterbezimmer, verharrte eine Viertelstunde darin und zog sich darauf mit der Bemerkung zurück, die Arme läge zu stark im Fieber, als daß er mit ihr hätte reden können.

Sterbend hatte Frau von Jully Louisen den Schlüssel zu dem geheimen Fache ihres Schreibschranks gegeben; unmittelbar nach ihrem Tode benutzte sie einen Augenblick des Alleinseins, öffnete das Fach und warf alle Briefe, die darin waren, ohne sie anzusehen, ins Feuer — sie vermutete, es wären die Liebesbriefe des Chevaliers von Vergennes — und lieferte dann erst den Schlüssel ihrem Schwager aus. Wie groß war ihr Schrecken, als sie hörte, daß dieser unter den Papieren seiner Frau einen Schuldschein ihres eigenen Mannes, seines Bruders, über 50000 Thaler suchte und nicht fand! Frau von Jully, die nicht ohne Geschäftserfahrung war, hatte

diesen Schuldschein von ihrem Manne erhalten und Louise stand unter dem Verdacht, diesen Schein absichtlich oder unabsichtlich vernichtet zu haben. Die Verwandten, die Bekannten des Hauses sahen sie mit mißtrauischen Blicken an, das Gerücht verbreitete und erweiterte die Geschichte, Epinay, statt sich seiner Frau anzunehmen, lachte und schmunzelte: „Bewußt oder unbewußt, hat sie da einen ausgezeichneten Streich gemacht!" Dies ist vielleicht der unseligste Moment ihres Lebens gewesen: Francueil hatte sie nicht nur als Liebhaber verlassen, er war auch, durch den Tod seiner Frau zur Zurückgezogenheit gezwungen, außer stande, als Freund für sie einzutreten, alles wandte sich von ihr ab. Da hörte sie plötzlich, daß der Baron Melchior Grimm, der einigemal in ihrem Hause verkehrt, ihre Unschuld in dieser peinlichen Geschichte verteidigt, sich deswegen mit einem andern geschlagen habe und leicht am Arm verwundet worden sei: es war die Krisis und der Umschwung ihres Daseins. Was den Schuldschein betraf, so fand er sich bald nachher in den Händen eines Advokaten, dem Frau von Jully ihre Wertpapiere anvertraut hatte. Die ganze Familie kam zusammen und machte Louisen ihre Entschuldigungen. „Aber, meine teure Schwägerin," fragte sie darauf Herr von Jully, „was für Papiere meiner armen Frau hast Du nur verbrennen können? Hattest Du einen Argwohn? Sollte sie ein Liebesverhältnis gehabt haben? Es ist nicht wahrscheinlich, nicht?" — Deine Frau that so viel Gutes, wenn sie die Spuren ihrer Wohlthaten hätte vernichten wollen — „Ja, ja! das wird es gewesen sein. Du glaubst es?" — Meiner Überzeugung nach ist es die einzige Meinung, die wir uns erlauben dürfen. — Herr von Jully seufzte und ging hinaus.

Der alte Herr von Bellegarde war einundsiebzig Jahre alt, am 3. Juli 1751 in Paris, mit Hinterlassung eines beträchtlichen Vermögens — seine fünf Kinder erbten acht

Millionen Franken — gestorben. Epinays Anteil belief sich auf 1700000 Franken, aber der Vater, der den unüberwindlichen Leichtsinn und die zügellose Verschwendung seines ältesten Sohnes kannte, hatte ihm die Verfügung über das Kapital zu Gunsten seiner beiden Kinder Ludwig und Pauline — Franziska war im ersten Kindesalter gestorben — entzogen und ihm nur den Nießbrauch gelassen. Vielleicht hatte er gehofft, daß diese fühlbare Lehre Epinay zu einem geregelteren und verständigeren Leben zurückführen würde. Allein dieser Mann war in seinen schlechten Gewohnheiten verhärtet und in seiner Verschwendung unheilbar. Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters fing er an das Schloß La Chevrette auf das prächtigste auszubauen, nur aus dem Vergnügen, zu ändern, verkaufte er die schöne Orangerie und legte dafür Blumenparterres an; seine Ställe füllte er mit vierundzwanzig Reitpferden, acht dänischen Wagenpferden, mit Kaleschen von jeder Größe. Die Ermahnungen und Besorgnisse seiner Frau und seiner Verwandten schlug er in den Wind, er schien seine Hilfsquellen für unerschöpflich zu halten. Die beste Wirtin war offenbar Louise in der damaligen Zeit auch nicht; sie hatte von ihrem Schwiegervater eine jährliche Rente von 13000 Franken und für jedes ihrer Kinder obenein 500 Franken jährlich an Zuschuß empfangen und von ihrem Oheim, de Preux, etwa 100000 Franken geerbt; nichtsdestoweniger fehlte es in dem Schlosse zuweilen an der Summe, auch nur den Lebensunterhalt des nächsten Tages zu bestreiten. Die Kinder müssen ihre Sparbüchsen leeren, Louise giebt ihren letzten Louisd'or, ihre Mutter zwölf Franken, um Bäcker und Schlächter zu befriedigen. Erscheint dann Epinay einmal im Hause, bricht der Sturm aus. Frau und Schwiegermutter werfen ihm seine Rücksichtslosigkeit, sie solchen Verlegenheiten auszusetzen, vor, die Kinder weinen, er zankt und flucht mit den Dienern, beruhigt sich dann, legt hundert Goldstücke auf

den Tisch, schreibt ein Billet über 11000 Franken an seine Kasse in Paris und geht pfeifend und lustig, als wäre alles in schönster Ordnung, auf die Jagd. Um die Ausgaben ein wenig einzuschränken, vermietete Louise im Jahre 1757 das große Schloß La Chevrette an den Baron Holbach und begnügte sich mit dem kleineren, daneben gelegenen Schlößchen La Briche.

Und wie diese äußeren Zustände haltlos, so verworren waren auch die seelischen Louisens. Die vielfachen Treulosigkeiten Francueils hatten endlich ihre Neigung erkalten lassen, aber ihr empfindsames Herz, das eines Anhalts, einer sanften Erwärmung bedurfte, vermochte diesen Verlust nicht zu verschmerzen. Die Welt um sie her war farb- und lichtlos geworden, ihre Kränklichkeit steigerte ihre Melancholie. Nach wie vor suchte sie in einem bewegten gesellschaftlichen Verkehr, im Komödienspiel, in Konzerten Zerstreuung und Trost, ohne sie zu finden; nach wie vor übten Duclos und Fräulein d'Ette eine unbeschränkte Herrschaft über sie aus. In dieser Lage und Stimmung traf sie mit Grimm zusammen, die Ritterlichkeit, mit der er sich ihrer angenommen hatte, mußte den tiefsten Eindruck auf sie machen. Mit ihm trat ein Mann in ihren Kreis, der, was auch seine Schwächen und Fehler sein mochten, ihr gegenüber stets als ein wahrer, treuer und entschlossener Freund gehandelt hat. Der erste Vermittler zwischen beiden war Rousseau gewesen, er hatte Grimm Louisen vorgestellt, und da ihr seine Unterhaltung und sein Benehmen gefiel, hatte sie ihn zu den Konzerten, die sie einmal in der Woche zu geben pflegte, eingeladen. Wie groß ist doch die Macht des Genius! Das gehässige Bild, das Rousseau, nach ihrem Bruche, von seinem ehemaligen Freunde Grimm — „Tyran den Weißen," nannte er ihn halb scherzhaft, halb spöttisch, weil Grimm zuweilen weiße Schminke auflegte — entworfen hat, wirkt noch jetzt nach und läßt uns unwillkürlich

in den Briefen, Schriften und Handlungen des Mannes nach offenen oder heimlichen Zeugnissen jener Bosheit, Ränkesucht, Eitelkeit und Hinterhaltigkeit suchen, die Rousseau ihm zuschreibt. Die Achtung, die ihm die Kaiserin Katharina II. bewies, die unverbrüchliche Freundschaft, die Diderot mit ihm verband, die Zärtlichkeit Louisens für ihn vermögen für die Nachkommen das Mißtrauen nicht völlig zu beseitigen, das Rousseaus Schilderungen in uns erregt. Wie schon früher Ste. Beuve, treten jetzt auch Perey und Maugras für die Rechtschaffenheit seines Charakters, für die Redlichkeit seiner Gesinnungen und die Wärme seiner Freundschaften ein. „Wenn ich mich über mein Schicksal beklagen wollte," ruft der schwärmende Diderot aus, „würde die Vorsehung das Recht haben mir zu antworten: ich habe Dir Grimm zum Freunde gegeben!" Zwischen Rousseaus Anklagen und Verdächtigungen und dieser Verherrlichung wird der Mensch Grimm in der Mitte gestanden haben. Wir finden in seinen Briefen und Thaten nicht die Bosheiten, die ihm Rousseau andichtet, aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß Grimms Persönlichkeit wenigstens für Rousseau keine angenehme war, daß er ihn, nicht mit einer nachweisbaren Handlung, vielleicht nicht einmal mit Vorbedacht und Absicht, sondern einzig durch sein Dasein, sein Betragen, das Übergewicht seines Wesens aus der Gesellschaft Louisens, Diderots, Holbachs, beinahe aus allen Pariser Salons verdrängt hat. Ohne Rousseaus einsiedlerische Laune, seinen Mißmut, seine Diogenes-Grobheit und Diogenes-Eitelkeit, seinen Hang im Bettlermantel zu stolzieren wäre dies nicht möglich gewesen, denn das Genie Rousseaus und das bescheidene kritische Talent Grimms können nicht auf derselben Wage gewogen werden: so aber, wie sie einmal waren, mußte der geschmeidige, gut erzogene, sich sicher bewegende Baron Grimm, mit seinem beinahe künstlerischen Takte für das Schickliche und Schöne, der ohne das Fran-

zösische gut zu sprechen, doch die Gabe besaß, sich immer Zuhörer zu verschaffen, mit seiner Leichtigkeit, die Gedanken und Kenntnisse anderer aufzunehmen und mit seinem Stempel zu versehen, diese eigentümliche und anziehende Mischung von einem Schriftsteller, politischen Streber und Abenteurer, dem ersten Muster des allgewandten, in allen Sätteln gerechten modernen Journalisten, über den genialischen Murrkopf den Sieg davontragen, der in seinem Hochmut alle Menschen verachtete und doch vor Begierde brannte, von ihnen bewundert zu werden.

Friedrich Melchior Baron von Grimm war am 26. Dezember 1723 zu Regensburg geboren, der Sohn eines lutherischen Geistlichen, und hatte seine Universitätsstudien in Philosophie und Rechtswissenschaft in Leipzig gemacht. Auf das innigste hatte er sich an Gottsched angeschlossen, dem er schon von Regensburg aus allerlei litterarische Versuche geschickt. Gleich im Beginn seiner Laufbahn suchte er Litteratur und Politik, den Journalisten und den diplomatischen Agenten zu verbinden. Als Sekretär des kursächsischen Reichstagsgesandten, des Grafen Schönberg, war er 1745 bei der Wahl des Herzogs Franz von Toskana, des Gemahls der Maria Theresia, zum deutschen Kaiser in Frankfurt. Mit einem Sohne des Grafen kam er im Anfang des Jahres 1749 nach Paris, wurde Vorleser bei dem Herzog von Sachsen-Gotha und nach dessen Abreise Geheimschreiber bei dem Grafen Friesen, dem Neffen und Erben des Marschalls von Sachsen, der im französischen Heere diente. Aus diesen seinen Anfängen in Paris schrieb sich seine Bekanntschaft mit Rousseau her: der Prediger des Herzogs von Gotha, Klüpfel, hatte sie vermittelt. Zwei Dinge gaben ihm in der Gesellschaft plötzlich Glanz und Relief und machten den deutschen Fremdling zu einer der bekanntesten und gesuchtesten Personen in den Salons und den litterarischen Kreisen: eine Broschüre und ein

Abenteuer. Grimm war ein feiner Musikkenner, in dem Streite, der damals für und gegen die italienische Oper die Pariser in zwei Parteien spaltete, veröffentlichte er eine Schrift: „Der kleine Prophet von Böhmischbroda," zu Gunsten der italienischen Musik. „Was fällt diesem Zigeuner ein, mehr Geist und Witz zu haben, als wir?" rief Voltaire bei der Lektüre aus. Wie die Broschüre von seinem Witz, zeugte das Abenteuer von seiner Empfindsamkeit. Er hatte sich in eine Sängerin, Fräulein Fel, verliebt und war, von ihr zurückgewiesen, in einen lethargischen Zustand verfallen, der seine Freunde das Schlimmste befürchten ließ, mehrere Tage aß und trank er nicht. In Rousseaus satirischer Schilderung schimmert die Absicht durch, Grimm als einen verschmitzten Komödianten darzustellen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Grimm seinen Schmerz übertrieb, aber nach außen hin trug er den Ruf eines romantischen Liebhabers davon. Auch sein Eintreten für Frau von Epinay, dessen für ihn günstige Folgen er nicht voraussehen konnte, hatte etwas von einem irrenden Ritter.

Daß die Dankbarkeit, die sie ihm schuldete, die Freundschaft, die er ihr einflößte, sich bald in zärtliche Neigung verwandelte, ist bei Louisens anschlußsehnsüchtigem Herzen leicht begreiflich. Grimm erwiderte diese Liebe nicht leidenschaftlich, aber er betrog die vielgetäuschte Frau niemals und blieb ihr bis zu ihrem Tode in gleicher Achtung und nie gebrochener Freundschaft zugethan. Herrisch, wie er von Natur war, bestand er darauf, daß sie Duclos und Fräulein d'Ette aus ihrem Hause entferne. Es konnte ihm nicht schwer fallen, bei der Bosheit und der Klatschsucht beider, Beweise ihrer Treulosigkeiten und der üblen Nachrede, mit der sie Louise bedachten, beizubringen. Seinerseits that Duclos das Möglichste, Grimm bei Louisen und Louise bei Grimms Freunde Diderot anzuschwärzen. Das Ende war, wie es sein mußte:

die neue Liebe siegte über die alten Beziehungen. Nach den Schilderungen, die Duclos von Louisens Charakter Diderot gemacht und die dieser in seiner stürmischen und offenen Weise unmittelbar darauf Grimm mitgeteilt hatte, war es für Duclos eine Unmöglichkeit geworden, ferner in Louisens Hause zu erscheinen. Fräulein d'Ette ging, weil Frau von Epinay dem Chevalier Valory, der seine langjährige Verbindung mit dem Fräulein gelöst hatte und von dieser vor die Thür gesetzt worden war, in ihrem Hause eine Wohnung gegeben hatte. Peinlicher war es für Louise, daß Grimm von ihr auch eine endgültige Trennung von Francueil verlangte. Trotzdem, daß er sie nicht mehr liebte, war Francueil in der letzten Zeit wieder häufiger zu ihr gekommen und beide Männer begegneten sich oft in ihren Zimmern. Merkwürdig genug, während Louise die Zweideutigkeit ihrer Stellung zwischen dem alten und dem neuen Liebhaber nicht zu fühlen schien, empfand Grimm mit richtigem Takt, daß einer von ihnen hier zu viel sei und Louise ihre Wahl treffen müsse. „Ich habe Grimm lange seine Härte nicht vergessen können," schrieb sie, als sie endlich Francueil verabschiedet hatte. Grimm war damals, nach dem Tode des Grafen Friesen, am 29. März 1755, in eine unsichere Lage geraten, seine einzige Einnahmequelle war die litterarische und politische Korrespondenz, die er seit 1753 für den Herzog von Gotha schrieb und die erst später, als sich Friedrich der Große und Katharina II., daran beteiligten, zur vollen Bedeutung und Entwicklung gelangte, allein der Herzog von Orleans nahm sich wohlwollend seiner an und bewilligte ihm eine jährliche Pension von zweitausend Franken. Von diesen Tagen an bis zum Ausbruch der Revolution hat Grimm eine leitende Rolle in der Pariser Gesellschaft gespielt, er ist einer der Hauptschauspieler in der Rokokokomödie.

In all' den Jahren, seit Francueil ihn zuerst im Schlosse

La Chevrette vorgestellt hatte, waren Louisens Beziehungen zu Rousseau keine innigeren geworden. Oft genug war er bei ihren Konzerten und in ihrem Salon anwesend, so lange aber Duclos und Fräulein d'Ette im Hause regierten, hatte er sich stets im Hintergrunde gehalten. Für Herrn von Epinay schrieb er Noten ab. Erst seit es einsamer um Louise wurde, nahm sein Verhältnis einen wärmeren Ton an, ihre Schwermut begegnete sich mit der seinigen, ihre Klagen über die Welt und die Menschen vermischten sich mit seinen Bitternissen. Einmal, um seinen Wunsch, aus Paris entfliehen und in ländlicher Abgeschiedenheit sich selbst leben zu können, zu erfüllen, und dann in der verzeihlichen Absicht, sich in der größeren Nähe seines Umgangs reicher zu erfreuen, bot sie ihm die eine halbe Stunde von ihrem Schlosse gelegene Eremitage zur Wohnung an. Da, wo der Wald von Montmorency hügeliger wird, hatte sich im Jahre 1659 ein Einsiedler Leroi eine kleine Kapelle und eine Zelle gebaut; Herr von Bellegarde hatte die liebliche Wildnis, die eine wasserreiche Quelle durchrieselte, zusammen mit La Chevrette gekauft. Das Ganze ließ jetzt Louise zu einer einfachen, aber behaglichen Gartenwohnung einrichten. Anfänglich weigerte sich Rousseau, das Anerbieten anzunehmen, „wollen Sie mich zu Ihrem Bedienten machen?“ schrieb er ihr hochmütig. Allmählich jedoch ließ er sich erweichen oder besser, er fing an, die Vorteile der freien Wohnung in dem schönen Waldthale einzusehen. Am 9. April 1756 verließ er Paris, Frau von Epinay führte ihn selbst, seine Geliebte, die unangenehme Therese Levasseur und deren Mutter, mit denen er zusammen lebte, in ihrem eigenen Wagen nach der Eremitage. Rousseau war von der Schönheit und Einsamkeit der Gegend hingerissen: „sie ist wie für mich gemacht, hier glaube ich am Ende der Welt zu sein!“ rief er aus. Allein nur zu bald gingen Grimms Prophezeiungen in Erfüllung; „Sie leisten sich einen schlechten Dienst und

Rousseau noch einen schlimmeren, wenn Sie ihm die Eremitage zur Wohnung geben," hatte er ihr geschrieben. Als im Sommer Louise mit ihrer Mutter, ihrem Manne und ihren Kindern das Schloß bezog, ein Kreis von Bekannten und Verwandten, ihre „Bären" Grimm, Herr von Jully, Desmahis, St. Lambert, der alte, immer heitere und immer verliebte Herr von Gauffecourt sich um sie sammelten, fand sich Rousseau in dieser zahlreichen Gesellschaft öfters nicht an seinem Platz, und als Louise, die sein Mißvergnügen bemerkt hatte, ihn benachrichtigte, wann sie allein sei, nahm er diese Einladung ebenfalls übel, weil er nun nicht zu seiner Stunde, sondern zu der ihrigen sie besuchen müßte. Zweierlei bedrückte und beengte ihn, die Dankbarkeit, die er Louisen schuldete, und die Gegenwart Grimms. Wenn er Grimm nicht im Schlosse wußte, war er immer zur Stelle. Die Abreise desselben, im Frühjahr 1757, zur Armee in Deutschland, wo ihm der Herzog von Orleans bei dem Marschall d'Estrées die Stelle eines Geheimsekretärs verschafft hatte, erfüllte ihn mit der größten, freilich verschwiegenen Freude. „Ich beglückwünsche meinen alten Freund Grimm," schrieb er Louisen, „die Gunst der Großen zieht zwar immer Unbequemlichkeiten nach sich, aber er wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach gut vorgesehen haben." Den Winter hatte er trotz aller Vorstellungen seiner Freunde in der Eremitage zugebracht. Mit rührender Sorge war Louise bemüht gewesen, ihm den Aufenthalt erträglich zu machen. Damals schenkte sie ihm jenen berühmten Unterrock von englischem Flanell, über den Rousseau in seinen „Bekenntnissen" Thränen vergießt: „Mir war es, als hätte sie sich selbst beraubt, um mich zu kleiden! Zwanzigmal küßte ich weinend den Rock und den Brief." Mit allerlei anderen guten Dingen hatte ihm Louise auch einen Unterrock geschickt: „er ist neu, wenigstens habe ich ihn noch nicht getragen," für Frau Levasseur oder für ihn selber, „sich eine warme Weste"

daraus machen zu lassen. Noch im Laufe des Jahres 1757 sollte indessen nicht nur der Unterrock und der Brief, sondern die ganze Freundschaft in Stücke gehen.

Wenige Tage nach Grimms Abreise aus Paris kehrte Louise nach La Chevrette zurück, ihre Cousine, die Marquise d'Houdetot, wohnte in ihrer nächsten Nähe, in dem Dorfe Eaubonne, zwischen dem Schlosse und der Eremitage: ihr Mann, der im Heere diente, hatte ihr dort für fünfhundert Franken ein Haus gemietet. „So klein und schlecht ausgestattet es auch ist, sie ist außer sich vor Freude über die Abreise ihres Mannes." St. Lambert verweilte einige Wochen bei ihr und wie immer ging es um Louise, trotz aller Geldverlegenheiten, lustig und gastlich her. Ihr Freundeskreis hatte sich durch den des Barons Holbach, seiner Gattin und seiner Bekannten vergrößert, Diderot war der einzige, der sich noch von ihr fern hielt. Umsonst hatte sie von seinem Drama „Der natürliche Sohn," das er damals veröffentlichte, dreihundert Exemplare verkauft, er ließ ihr durch Grimm seinen Dank sagen, aber war nicht zu bewegen, sie zu besuchen. Auch nicht, als sie mit ihm am Krankenbette ihres gemeinsamen Freundes Gauffecourt zusammengetroffen war. Es waren nicht allein Duclos' Verleumdungen, die ihn gegen sie eingenommen, auch Rousseau malte sie ihm in den häßlichen Farben einer koketten und ränkevollen Frau ab. „Um so schlimmer für Diderot, wenn er Sie nicht schätzt," tröstete Grimm, „Sie werden auch ohne seine Achtung leben können und nicht weniger darum gelten." Die Seltsamkeiten, Launen und Wahnvorstellungen Rousseaus sollten diese Verhältnisse von Grund aus umkehren. Seit dem Winter dichtete er an seiner Julie — das war der erste Titel der „Neuen Heloise" — und befand sich in einem beständigen Fieber. Schon hatte er Diderot und Louisen einige dieser leidenschaftlichen Kapitel vorgelesen, als sich zu der dichterischen Erregung ein wilderes Feuer gesellte:

er faßte die heftigste Liebe zu der Marquise d'Houdetot, fünfundvierzigjährig, war er gerade in dem gefährlichsten Alter für die Liebesleidenschaft. „Ich war trunken vor Liebe ohne Gegenstand; als sie erschien, sah ich meine Julie in ihr, ich schmückte sie mit all' den Vollkommenheiten aus, mit denen ich das Idol meines Herzens ausgestattet hatte." Elisabeth d'Houdetot zählte siebenundzwanzig Jahre, hübsch war sie nicht, aber munter, geistvoll und anmutig. Die Gewohnheiten des Landlebens, der leichte Verkehr zwischen ihrem Hause in Eaubonne und der Eremitage — eine schwärmerische Verehrerin Rousseaus, eine Frau von Verdelin, hatte ihm überdies den Schlüssel zu ihrem Garten gegeben, so daß er durch denselben auf dem kürzesten Wege zu seiner „Göttin" gelangen konnte — die Schwärmerei für die Natur und die einsamen Waldspaziergänge, die Rousseau und Elisabeth teilten, brachten sie rasch einander näher, ein eifriger Briefwechsel knüpfte sich an, wochenlang ließ sich Rousseau weder in La Chevrette, noch in La Briche sehen, er ging in seiner Leidenschaft auf. „Eines Abends saßen wir unter einer blühenden Akazie auf einer Rasenbank, Hand in Hand, ich fand Worte für mein tiefes Gefühl, ich war erhaben, wenn man so alles das nennen kann, was die zärtlichste und feurigste Leidenschaft Liebenswürdiges und Verführerisches in das Herz eines Mannes zu legen vermag." Die Geschichte hatte nur einen häßlichen Fleck: Elisabeth liebte ihren St. Lambert und Rousseau nannte St. Lambert seinen besten und treuesten Freund. Leicht möglich, daß sich die Marquise, der ohne Zweifel Rousseaus Liebe schmeichelte, der seine Beredsamkeit den Kopf verwirrte, zu einer unbedachten Gunstbezeugung hat hinreißen lassen, obgleich Louise in ihren Briefen an Grimm für die vollkommene Unschuld und Harmlosigkeit ihrer Cousine eintritt; möglich auch, daß nur die eigene Tollheit, denn diese ganze Liebe wurzelte eben so tief in der Phantasie, wie im Gemüt, Rousseau

jede Vorsicht und schuldige Rücksicht vergessen ließ — bald wußten nicht nur die Bäume des Gartens der Eremitage und des Waldes von Montmorency um dies Abenteuer, es war ein durchsichtiges Geheimnis für alle geworden: nicht zuletzt für Therese Levasseur, die mit begreiflicher Eifersucht diese neue Untreue ihres Liebhabers entdeckte. Ein anonymer Brief ward an St. Lambert, der bei dem Heere in Deutschland stand, geschickt und darin das Verhältnis zwischen Rousseau und der Marquise in anklagendster Weise geschildert. Uns, den fernab Stehenden, erscheint das Ganze als eine jämmerliche und lächerliche Klatscherei, für die Beteiligten war es etwas wie ein Erdbeben. Erzürnte Briefe St. Lamberts erpreßten der Marquise, die nie daran gedacht hatte, mit ihm zu brechen, Thränen der Verzweiflung und versetzten Rousseau in einen unbeschreiblichen Zustand der Furcht und der Wut. Das Unwürdige seines Benehmens war nicht zu verschleiern; er, der stoische Philosoph, der gegen den Ehebruch und die unerlaubten Liebesverhältnisse so oft geeifert, hatte die Abwesenheit seines Freundes benutzt, ihm die Geliebte zu verführen. Während Louise, von ihrer Cousine wie von St. Lambert darum ersucht, zwischen beiden vermittelte und die Versöhnung herbeiführen half, klagte Rousseau plötzlich sie des Treubruchs an: erst in dunklen, dann in den deutlichsten Worten bezüchtigte er sie, den anonymen Brief an St. Lambert geschrieben zu haben. Statt ihm auf diese Frechheit — er hatte nicht den geringsten Beweis für seine Verleumdung angegeben — ihre Thür zu verschließen, schrieb ihm Louise einen scharfen Brief, der ihm aber doch in den Worten: „Kommen Sie, wenn Sie wollen, Sie sollen besser empfangen werden, als Ihr Verdacht es verdiente" — die Möglichkeit einer Auseinandersetzung und Wiederannäherung gestattete. Trotz seiner Eitelkeit besaß Rousseau nicht einen Funken wahren Stolzes; jeder Mann würde das Haus einer

Frau verlassen haben, die er einer solchen Schändlichkeit für fähig hielt, er blieb nicht nur in der Eremitage, er kam sogar in Louisens Schloß, warf sich ihr zu Füßen und wollte ihr sein Abenteuer mit der Marquise des breiteren erzählen — ein Bekenntnis, das sie mit klugem Takte ablehnte. Nach ihrem wie nach seinem Berichte über diese Begegnung wurde die Briefgeschichte nicht aufgeklärt. „Da im Grunde sie allein die Beleidigte war," schreibt er, „schien es mir nicht meine Sache zu sein, eine Aufklärung zu suchen; ich kehrte zurück, wie ich gekommen war, und fuhr übrigens fort, mit ihr wie früher zu verkehren." Wie recht hat doch Grimm mit seinem Unwillen über die Schwäche und Gutmütigkeit Louisens, die solche Beleidigungen nicht ahndete! Welch' eine klägliche Rolle spielt Rousseau, der nach wie vor ihre Wohlthaten als etwas Selbstverständliches hinnimmt! Wer jenen anonymen Brief hat schreiben lassen? Man weiß es nicht, aber ich vermute, daß es Therese Levasseur gewesen, der die Leidenschaft Rousseaus am widerwärtigsten sein mußte, und die seinen Argwohn, wenn er uns nicht auch hierin belogen hat, zuerst auf Louise als die Verräterin hingelenkt hat.

Scheinbar war also der Friede wieder hergestellt, allein das Mißtrauen hatte alle Mitglieder des Kreises ergriffen. Diderot, St. Lambert, die Marquise, Louise, Grimm — alle standen vereint gegen Rousseau, alle glaubten sich von ihm gekränkt, hintergangen und betrogen. Er sah sich seinerseits von allen Seiten gehetzt, zu allerlei Falschheiten und Ausflüchten gezwungen und, je mehr er sich bemühte, das Gewebe seiner eigenen Thorheit zu zerreißen, nur um so tiefer darin verstrickt. Die Bombe mußte platzen, als Grimm aus dem Heerlager über Aachen, wohin er dem Marschall d'Estrées nach der siegreichen Schlacht bei Hastenbeck gefolgt war, zurückkehrte. Zwar hatten die beiden Cousinen, Louise bei Grimm, die Marquise bei Rousseau, das Möglichste gethan,

dem ersten Zusammenstoß der beiden Männer etwas von seiner Heftigkeit zu nehmen, und in der That wußte Grimm an sich zu halten und Rousseau sich zu einer Bitte, das Vergangene zu vergessen, herabzulassen. Aber in seinem Innern loderte der Zorn: „Grimm empfing mich wie ein römischer Kaiser," erzählt er, „mit einem Hochmut, wie ich ihn nie bei einem Menschen gesehen habe, er hielt mir eine Rede, wie der Lehrer dem Schüler, dem er die verdienten Schläge schenkt." Zu Diderot sagte er, daß ihn Grimm schändlicherweise um seine Kundschaft, für die er Noten abschrieb, gebracht habe.

In dieser gereizten Stimmung beider beschloß Louise nach Genf zu reisen. Während des ganzen Sommers hatte sie gekränkelt und auf Grimms Bitten den Rat Tronchins in Genf, der damals die erste medizinische Berühmtheit Europas für Herz- und Brustkrankheiten war, eingeholt. Die ausführliche Schilderung ihres Zustandes hatte Tronchin dahin beantwortet, daß er sie sehen und untersuchen müsse, ehe er ihr eine Kur empfehlen könne. Louise fürchtete sich vor der Reise und hatte überdies kein rechtes Vertrauen zu den Ärzten; nun aber schrieb ihr Herr von Jully, ihr Schwager, der seit einiger Zeit in Genf die Stelle eines französischen Ministerresidenten bekleidete, Briefe über Briefe von Tronchins Wunderkuren und drang in sie, zu kommen. Grimm erschrak über das blasse Aussehen, die Magerkeit und die Erschöpfung seiner Freundin; er, alle ihre Verwandten drangen in sie, die Reise zu unternehmen. So oft hatte Rousseau von seiner Sehnsucht, sein Vaterland, die Ufer seines vielgeliebten Sees wieder zu sehen, gesprochen, so oft sein Schicksal, das ihn in der Ferne hielt, verwünscht, daß die Umgebung Louisens, vielleicht sie selber, obgleich sie ihm ihren Wunsch niemals ausgesprochen hat, es für schicklich und natürlich erachten mußte, wenn er sich zum Reisebegleiter anböte. Angenehmer als in dem Reisewagen einer reichen Frau, mit ihrem Sohn und dessen

Erzieher konnte er sicherlich nicht nach Genf zurückkehren. Die Marquise d'Houdetot mochte freilich, wenn sie ihn dazu aufforderte, ihre guten Gründe dafür haben: sie konnte nur wünschen, jetzt, wo St. Lambert wieder in Paris weilte, Rousseau, dessen Leidenschaft sie in eine so schmerzliche und peinliche Verlegenheit gestürzt hatte, aus ihrer Nähe in die Ferne zu verbannen. Was Diderot bestimmte, sich in demselben Sinne zu äußern, ist mir unerfindlich, aber er that es in einem Briefe, der um so wunderlicher ist, wenn man erwägt, daß er nichts weniger als ein Freund Louisens war. „Ich bin da, Sie zu lieben und Sie zu ärgern"; schrieb er Rousseau. „Ich höre, daß Frau von Epinay nach Genf geht und ich höre nichts davon, daß Sie ihr Begleiter sind. Wenn Sie mit ihr zufrieden sind, müssen Sie mit ihr reisen; unzufrieden, noch um so mehr. Sind Sie erdrückt von dem Gewicht der Verpflichtungen, welche Sie ihr schulden, hier ist eine Gelegenheit sich desselben in etwas zu entledigen. Werden Sie in Ihrem Leben eine andere Gelegenheit finden, dieser Frau Ihre Dankbarkeit zu beweisen? Schützen Sie nicht Ihre Gesundheit vor; sind Sie heute kränker, als Sie es vor einem Monate waren, als Sie es im Frühling sein werden? Ich gestehe Ihnen, wenn ich die Reise im Wagen nicht aushalten könnte, würde ich den Pilgerstab ergreifen und ihr zu Fuße folgen. Und fürchten Sie denn nicht, daß man Ihr Benehmen im schlimmen Sinne auslegen wird? Entweder wird man Sie für undankbar halten oder hinter Ihrer Weigerung einen geheimen Grund suchen." Dieser Brief wurde Rousseau in Louisens Gegenwart übergeben. Er las ihn, geriet in Wut und warf ihn fluchend zur Erde. Louise, die eine Unglücksbotschaft besorgte, hob ihn auf und überflog ihn. Die Wirkung kann man sich ausmalen.

Als Freund, als Ehrenmann hätte Rousseau unzweifel-

haft aus freien Stücken, wie widerwärtig ihm auch die Reise nach Genf sein mochte, selbst wenn er an das Märchen, das er uns in seinen „Bekenntnissen" aufgetischt hat, von dem Fehltritt Louisens, den zu verbergen, sie nach Genf gegangen sei, geglaubt hat, sich seiner Wohlthäterin zum Begleiter anbieten müssen; da er es nicht gethan, verschlimmerte er nur noch seine Lage, als er bald den einen und bald den anderen seiner Freunde, zuletzt sogar Grimm mit der Frage: was denn in diesem Falle seine Pflicht sei? quälte. Der Brief, den er Grimm schrieb, ist charakteristisch für die Mischung von Stolz und Niedrigkeit, die sein Wesen und das Elend seines Lebens ausmacht. „Was kann mich verpflichten, Frau von Epinay zu folgen? Die Freundschaft, die Dankbarkeit, der Nutzen, den sie von mir ziehen kann? Wenn sie mir Freundschaft erwiesen, ich habe es auch gethan, und mehr als sie; da wir beide krank sind, bin ich ihr nichts weiter schuldig, als sie mir, es müßte denn der, welcher am meisten leidet, verpflichtet sein, für den andern zu sorgen. Und was die Wohlthaten betrifft, so liebe ich sie nicht und kenne keinen Dank für diejenigen, die man mir gewaltsam aufzwingt. Frau von Epinay, die auf dem Lande oft allein war, wünschte meine Gesellschaft, darum hat sie mich in der Eremitage festgehalten. Erst mußte ich der Freundschaft und darauf der Dankbarkeit ein Opfer bringen. Man muß arm sein, ohne Diener, jeden Zwang hassen und meine Seele haben, um zu wissen, was es für mich bedeutet, in dem Hause eines andern zu leben. Dennoch habe ich zwei Jahre in dem ihrigen gelebt, beständig ein Sklave trotz aller schönen Reden von Freiheit, von zwanzig Lakaien bedient und jeden Morgen selber meine Schuhe putzend, von Verdauungsbeschwerden gequält und stets nach meiner einfachen Kost seufzend." Grimm war nicht der Mann der schwärmerischen Phrase, er antwortete kurz und schneidig: „Ich bin nie der Meinung gewesen, daß Sie mit Frau von Epinay

nach Genf reisen müßten; im Gegenteil, wenn Sie ihr dies Anerbieten gemacht, hätte sie es ablehnen müssen. Freilich, Sie hatten so oft von Ihrer Absicht nach Genf zu reisen gesprochen, daß mich das Erstaunen meiner Freunde nicht überrascht hat, die Sie bleiben sehen, wo Sie eine so natürliche und schickliche Gelegenheit zur Abreise hatten. Ich erkenne nur zu wohl Ihre Falschheit und Doppelzüngigkeit. Sie wagen mir von Ihrer Sklaverei zu sprechen, mir, der ich seit zwei Jahren der tägliche Zeuge all' der Freundschaftsbeweise gewesen bin, die Sie von dieser Frau empfangen haben! Wenn ich Ihnen verzeihen könnte, würde ich mich für unwert halten, einen Freund zu haben. Ich werde Sie nie wiedersehen und mich glücklich schätzen, wenn ich aus meinem Gedächtnis jede Erinnerung an Ihr Betragen auslöschen kann: ich bitte Sie mich zu vergessen und meine Seele nicht mehr zu beunruhigen."

Wenige Tage darauf reiste Frau von Epinay nach Genf; alle seine ehemaligen Freunde, Diderot, Holbach, St. Lambert wandten sich von Rousseau ab und stellten sich auf die Seite der von ihm so schmählich verläumdeten Frau. In seiner erregten Weise hat Diderot, der von blinder Liebe zu blindem Hasse gegen Rousseau übergegangen war, eine lange Schrift über die sieben Bosheiten Rousseaus in dieser tragikomischen Geschichte aufgesetzt. Wir sind jetzt, von seinem Genie geblendet, zu einer milderen Beurteilung Rousseaus geneigt und verzeihen seinem eingewurzelten Mißtrauen, dem Verfolgungswahn, der ihn peinigte, seiner Kränklichkeit und der Verwirrung seiner Leidenschaft vieles: was mir immer unverzeihlich erschienen, ist weder seine Undankbarkeit, noch seine Falschheit, sondern seine Feigheit und Unmännlichkeit. Er ist kein aufrichtiger, sondern ein versteckter Sünder, er genießt alle Wohlthaten, die ihm die Freundschaft gewährt, mit der Absicht, zu gelegener Zeit der Freundschaft in die Ferse zu stechen. Nach

seinem Bruche mit Louisen, nach Grimms Briefe sollte man meinen, hätte er in derselben Stunde die Eremitage räumen müssen. Statt dessen schreibt er an Frau von Epinay nach Genf: „Wenn man vor Schmerz stürbe, lebte ich nicht mehr; aber gleichviel, ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ist auch die Freundschaft zwischen uns erloschen, so bewahrt sie doch noch gewisse Rechte, die ich zu achten weiß. Ich habe Ihre Güte für mich nicht vergessen und Sie können von meiner Seite auf die ganze Dankbarkeit rechnen, die man für jemand haben kann, den man nicht mehr liebt. Jede andere Auseinandersetzung würde vergeblich sein. Ich habe mein Gewissen zum Richter und überlasse Sie dem Ihrigen. Ich wollte die Eremitage verlassen und es wäre meine Pflicht, es zu thun, aber man behauptet, daß ich bis zum Frühjahr bleiben müsse, und da meine Freunde es wollen, werde ich mit Ihrer Einwilligung hier bleiben." Und in seinen „Bekenntnissen" erzählt er: „nach der Absendung dieses Briefes dachte ich nur daran, mich ruhig in der Eremitage einzurichten und meine Gesundheit zu pflegen." Diesmal aber hatte er in seiner unverschämten Selbstsucht doch zu sicher auf Louisens Gutmütigkeit gerechnet. „Da Sie die Eremitage verlassen wollen," antwortete sie ihm, „und da Sie es müssen, wundere ich mich, daß Ihre Freunde Sie dort festgehalten haben, ich wenigstens frage niemals die meinigen wegen meiner Pflicht um Rat und habe Ihnen über die Ihrige nichts zu sagen." Frau von Epinay und Rousseau haben sich niemals wiedergesehen; als er plötzlich im Winter von 1770 zu 1771 in dem von ihm so vielfach geschmähten und verfluchten Paris auftauchte und aus einer Gesellschaft in die andere eilte, Abschnitte aus seinen „Bekenntnissen" und besonders die, welche sein Verhältnis zu Grimm und Diderot, zur Frau von Epinay und ihrer Gesellschaft betrafen, vorzulesen — Kapitel, in denen sie in der unritterlichsten Weise angegriffen wurde — wandte

sich die gereizte und waffenlose Frau an den Polizeiminister Sartine, der kurzer Hand Rousseau seine Vorlesungen verbot.

Wohl ist der Strom der Ereignisse unermeßlich und ewig, aber er eilt dafür auch unaufhaltsam in die Vergessenheit. Nur weniges ist wert, behalten zu werden: eine typische Geschichte, eine typische Figur, die nicht nur sich, sondern eine ganze Epoche zu einem so nie wieder dagewesenen Ausdruck bringen. Es ist, als hätte dann das Leben selbst einen Roman vollendet, der den höchsten Ansprüchen an diese Dichtungsform genügt — nämlich ein vollkommenes Abbild von dem Sein und Wesen einer bestimmten Zeit und Wirklichkeit zu geben. Solche Thatsachen und Gestalten prägen sich unserm Gedächtnis unverlöschlich ein, weil sie in ihrer scharfen und besonderen Eigenart zugleich als die Verkörperungen allgemeiner Ideen erscheinen und ihre Persönlichkeit sich für uns unmerklich zu einem Begriffe erweitert.

Wie leicht und angenehm ist es, das Leben und die Abenteuer einer jungen geistreichen Frau zu erzählen! Wie sie sich aus der Mädchenknospe entfaltet, welche Rolle sie in der Gesellschaft gespielt, welche Erfahrungen sie über die anderen und ihr eigenes Herz gemacht hat, an welchen Klippen sie gescheitert ist! Der Duft und Reiz, der einst die Lebendige umwehte, strömt unwillkürlich auf den Erzähler über, gern lauscht man — nicht ihm, sondern dem lieblichen Schatten, den er heraufbeschworen hat. Wie anders, wenn man für eine kränkliche, alternde Frau dies Interesse zu erwecken sucht, wenn man nicht einen aufsteigenden, sondern einen langsam hinuntergleitenden Lebenslauf zu schildern hat. Auch der schönste Sonnenuntergang ist ein melancholisches Schauspiel, wie viel mehr, wenn er sich an einem grauen Herbsthimmel mit schwer daniederhängenden Wolken vollzieht. Nur mit diesem aber lassen sich die letzten fünfundzwanzig Jahre und der Ausgang Louisens von Epinay vergleichen.

Bisher waren wir über die zweite Hälfte des Lebens dieser Frau nur obenhin und ungenügend unterrichtet. Ihre eigenen Memoiren enden bei dem Jahre 1763, mit der Absetzung ihres Gemahls, den der Finanzminister Bertin wegen seiner unheilbaren Verschwendung und seiner Schuldenlast von der Liste der Generalpächter 1762 strich, und der Ungnade, in die ihr Freund der Baron Grimm wegen einiger Äußerungen über den Grafen Broglie an einen Genfer Freund bei der französischen Regierung fiel: er wurde dadurch gezwungen, seine Stelle als Resident der Stadt Frankfurt bei dem Versailler Hofe niederzulegen. Die wichtigsten Quellen über Louisens fernere Schicksale waren für uns daher die Briefe des Abbé Galiani, der von Neapel aus seit dem Jahre 1769 bis zu ihrem Tode die lebhafteste Korrespondenz mit ihr unterhielt, unter den vielen Briefwechseln der Zeit einen der geistvollsten, wenn auch an Thatsachen nicht allzureichen, und die Briefe Diderots an seine Freundin Sophie Volland, in denen er wiederholt Louise und ihre Gesellschaft, ihre Wohnungen, ihr Treiben in Genrebildern, die mit denen Greuzes und Chardins an Reiz und anmutiger Wahrheit wetteifern, geschildert hat. Aber das alles waren doch nur einzelne Teile und Vorfälle, Mosaikstifte, der Zusammenhang zwischen ihnen, die Ausfüllung der leeren Zwischenräume, der vereinigende Rahmen fehlte. Den Bemühungen Lucien Pereys und Gaston Maugras', denen wir die Darstellung der Jugend Louisens verdanken, ist es, zum teil durch einen Hinweis Maurice Tourneuxs, gelungen, den bisher für verloren gehaltenen letzten Teil der Memoiren Louisens aufzufinden: in den Manuskripten des Arsenals, unter den dort bewahrten Papieren Diderots. Das Manuskript beginnt mit dem Heft 141, während das Manuskript in dem Archiv, das einzig bisher bekannte, mit dem Heft 140 schließt: es sind dieselben kleinen Hefte, dieselbe Handschrift, das gleiche schmale Bändchen von blauer Seide das

die Blätter zusammenhält, hier wie dort. Von dem Heft 141 reicht das Manuskript des Arsenals bis zum Heft 187; es führt den Titel: Madame de Rambures, Romanfragment. Wie und warum das Manuskript zerrissen wurde, wie ein Teil sich in das Archiv verirrte, der andere in das Arsenal, ist nicht mehr zu entscheiden. Das Ganze befand sich in Grimms Hause, als dasselbe 1793 von den Jakobinern geplündert wurde.

Auf dieser Grundlage ruht im wesentlichen das neue Buch, daß die beiden Schriftsteller Louisen gewidmet haben: Dernières années de madame d'Epinay (Paris, Calmann Levy): der Briefwechsel zwischen Grimm und Louisen während ihres Aufenthaltes in Genf, die zahlreichen Briefe, die Louise ihrem Sohn Louis schrieb und die sie von ihm erhielt, eine Fülle anderer Privatpapiere standen ihnen überdies zu Gebote und haben ihrem Werke nicht nur die Mannigfaltigkeit der Töne und der Lichter, sondern zugleich einen Schein der Wahrheit und der Wirklichkeit gegeben, der es zu einem ebenso reizvollen wie wertvollen Dokument des achtzehnten Jahrhunderts macht. Alles, was die Brüder Goncourt mit ihrem Bienenfleiß, ihrem Scharfblick für das Charakteristische, ihrer Versenkung in den Kleinkram des Lebens über die Gesellschaft des Rokoko-Zeitalters in Frankreich zusammengetragen haben, tritt uns hier gleichsam in einer Reihe lebender Bilder entgegen. Diese Gestalten sind keine Schatten, sie sprechen nicht eine von dem Dichter oder dem Kritiker ihnen geliehene Sprache: es sind Menschen wie wir, jeder mit seiner eigenen Zunge, bald in Tagebüchern, bald in Briefen, in Monologen, in Gesprächen. Auf den denkbar kleinsten Raum haben die Verfasser ihr Urteil, ihre Erzählung beschränkt, beide bilden für sie nur die Bindestriche, um die Original-Dokumente und Äußerungen schicklich miteinander zu verknüpfen. Ihre Absicht, die Vergangenheit für sich selbst

eintreten zu lassen, ist ihnen gelungen, sie haben Louise und ihre Familie, ihre Freunde, den Saal im Schloß La Chevrette und den verwilderten Garten von La Briche zu neuem Leben erweckt; diese Schilderungen sind so malerisch und anschaulich wie die Schilderungen Rousseaus und haben vor denselben den Vorzug der Natürlichkeit voraus. Sei es mir gestattet, aus dem Reichtum der hier gebotenen Mitteilungen einige Dinge und Geschichten hervorzuheben, die, über die bloße litterarische Neigung und Vorliebe hinaus, eine allgemeine Teilnahme beanspruchen dürfen. Die Formen der Gesellschaft, in denen wir uns bewegen, sind der letzte Ausklang des Rokoko: wir fühlen alle, daß sie unrettbar verloren sind. Das vordringende amerikanische Wesen weht zugleich die Aristokratie der Geburt wie die Aristokratie der Bildung hinweg. Wie diese beiden Elemente sich in der Rokoko-Gesellschaft mischten und durchdrangen und sie zu einer in sich harmonisch abgerundeten und vollkommenen Schöpfung machten, das zu betrachten wird für uns, die wir zwischen dem Winter dieser Menschheitsepoche und den Frühlingsstürmen einer neuen stehen, immer einen schwermütigen Zauber haben.

Louisens Reise und Aufenthalt in Genf teilte nicht nur ihr Leben in zwei an Inhalt und Farbe verschiedene, an Jahren beinahe gleiche Hälften, sondern verwandelte auch ihr Wesen. Die leichtsinnige, vielumschwärmte, unbedacht sich hingebende, in ihren Neigungen rasch wechselnde Weltdame machte einer ernsten, gehaltvollen, sorgenden Frau Platz. Das zunehmende Alter, schwere Schicksalsschläge, die Einkehr in sich selbst, die Abkehr von dem Lärm und Glanz der Gesellschaft trugen vereint zu dieser Wandlung bei. In Genf vollzog sich der Umschwung. Die Kränklichkeit Louisens, deren Ursache die Pariser Ärzte nicht erklären konnten, die der Bosheit Rousseaus den willkommenen Grund zu Verläumdungen bot, hatte sie bestimmt, sich an Tronchin in Genf zu wenden. Er

hatte sie eingeladen, nach Genf zu kommen und sich dort seiner Kur zu unterziehen. Louise litt an einem Magenkrebs: heftige Krampfanfälle und Koliken untergruben ihre schwächliche Natur. Beinahe zwei Jahre lang hielt sie Tronchin in Genf fest; sie verließ Paris am Dienstag den 30. Oktober 1757 und kehrte in den Nachmittagsstunden des 9. Oktober 1759, an einem Sonnabend, wieder dahin zurück. Diese Zeit war, wenn die Ruhe und das Stillleben, die Sorglosigkeit in einer schönen Natur das höchste, dem Menschen auf eine längere Reihe von Tagen erreichbare Glück ist, die sonnigste ihres Daseins. Denn sie fand in Genf nicht nur Linderung und Heilung ihrer körperlichen Leiden — sie nannte fortan Tronchin ihren Retter — auch ihre Seele badete sich, im Anblick und Genuß einer großartigen Landschaft, im Verkehr und Umgang mit ernsten Freunden und Freundinnen, von manchen Flecken und Schwächen rein. Ihr Gemahl hatte sie nach Genf gebracht, ihr Sohn Ludwig, sein Erzieher Linant, ein paar erprobte Diener und Dienerinnen blieben in ihrem Dienst, ihr Schwager Herr von Jully, der französischer Resident in Genf war, führte sie in die Gesellschaft ein, Voltaire, der mit seiner Nichte Frau Denis damals das Schloß Les Delices, eine Viertelstunde vor den Thoren Genfs, bewohnte, war ihr bei ihrer Ankunft schon entgegengefahren und bewies ihr während ihres Aufenthaltes die zarteste Aufmerksamkeit, eine nie nachlassende Teilnahme und Freundschaft. „Meine Philosophin," redet er sie gern an, er ist entzückt von ihren großen schwarzen Augen, die ihm viel mehr sagen, als die Weisheit des Confucius. Tronchins Behandlung that ihr wohl, sie wohnte während des Winters in dem vornehmsten Viertel der Stadt, in der Straße Grand Mezel, in einem Hause, das eine herrliche Terrasse nach dem Volksgarten hatte, und bezog im Frühling und Sommer eine kleine, geschmackvoll eingerichtete Villa für hundert Franken Miete den Monat, machte

täglich ihren Spaziergang ohne Diener zu Fuß, sammelte seltene Steine und Pflanzen, aß um ein Uhr, sah zwischen zwei und sechs Uhr einen Kreis von Freunden, welche den Thee bei ihr einnahmen, und war nachher allein, mit ihrem Kinde, ihrer Lektüre, mit dem Schreiben ihrer Briefe beschäftigt.

Den Winter von 1757 auf 1758 brachte Voltaire in Lausanne zu und lud sie und Tronchin wiederholt in sein Haus ein. Seine Theaterleidenschaft erfüllte ihn wieder einmal mit unwiderstehlicher Gewalt. Er war der Direktor eines Liebhabertheaters geworden, und der Bann, den die Genfer Prediger über das gottlose Komödienspiel verhängten, entflammte seinen Eifer dafür noch mehr. Der Brief Rousseaus über die Schauspiele, in dem er sich gegen die Errichtung eines Theaters in Genf als einer Schule der Sittenlosigkeit erklärt, hatte ihn zu der heftigsten Entgegnung hingerissen. Ein Broschürenkrieg zwischen ihm und den Genfern, Predigern und Magistraten, war ausgebrochen: je eifriger jene alle Mittel spielen ließen, die gebildete Gesellschaft der Stadt von der Teilnahme, sogar von dem Besuche des Theaters in Lausanne und in dem Schloß Les Delices abzuhalten, um so hartnäckiger setzte Voltaire seinen Kopf darauf. Und schließlich trug er den Sieg davon, halb Genf eilte zu seinen Vorstellungen. Aber er hielt auch darauf, daß seine Freunde Farbe bekannten. Nicht ohne Bosheit wirft er Louisen, wenn sie seinen Einladungen nicht Folge leistet, Abfall zu den Feinden vor, er glaubt nicht an das Unwohlsein, das sie vorgeschützt. Seine Diener sahen ihn oft zu ihrem nicht geringen Erstaunen schon am Morgen im arabischen oder griechischen Kostüm, mit langem Bart, tragischen Schrittes in den Zimmern oder im Garten auf- und niedergehen, je nach der Rolle, die er am Abend zu spielen hatte. Fehlte es darum Louisen nicht an geistiger Mitteilung und Anregung, an dem gefälligen

Wechsel von Arbeit und Unterhaltung, so war sie doch von jeder aufreibenden Geselligkeit, von dem Wirbel des Pariser Lebens befreit. Möglich, daß die zerrütteten Geldverhältnisse Epinays, die peinlichen Verhandlungen mit seinen Gläubigern, die Unmöglichkeit, in dieser Verlegenheit ihr Haus auf dem früheren Fuß zu erhalten, ein Grund mehr für Louise waren, ihren Aufenthalt in Genf länger, als ursprünglich beabsichtigt war, auszudehnen. Während sie in Paris mit den zugleich peinlichsten und kleinlichsten Sorgen zu kämpfen hatte, führte sie in Genf das Leben und den Hausstand einer reichen Fremden, ohne beständig mit ihrem Gelde rechnen zu müssen. Ihre Tochter Pauline — eigentlich hieß sie Angelika, aber die Mutter wie die Freunde des Hauses nannten sie nie anders als Pauline — gedieh unter der Leitung einer trefflichen Erzieherin, des Fräuleins Drinvillé, im Hause der Großmutter, Frau von Esclavelles; ihr Sohn wurde unter ihren Augen erzogen; ihre Gesundheit besserte sich sichtlich. An dem heiteren Himmel, der sich über sie ausspannte, gab es nur einen dunklen Punkt: die Trennung von Grimm.

Oben habe ich erzählt, wie der Baron Friedrich Melchior von Grimm mit ihr bekannt geworden war: ihre reinste, wärmste und dauerndste Liebe hat Louise Grimm gewidmet. In gewissem Sinne ist sie ein Opfer dieser Liebe geworden. Denn wie unverbrüchlich und unzertrennlich auch beide, nachdem sie sich einmal gefunden, an einander gehangen, mit einander gelebt haben, Grimms zärtliche Neigung für sie währte nicht lange, viel zu schnell für Louisens Empfinden stimmte sich seine Leidenschaft zur Freundschaft herab. Alles, was Grimm geschrieben, alles, was wir von seinen Handlungen wissen, zeigt die Feinheit, Klarheit und Schärfe seines Urteils, eine verständig ruhige Lebensführung, ein vornehmes Wesen, den Adel und den Gleichmut der Seele. Aber man fühlt nirgends einen schnelleren Schlag des Herzens, es giebt

nie einen heftigeren Ausbruch in Liebe oder in Haß, nie sieht man ihn erröten oder erblassen. Selbst die Bewunderung und Begeisterung, die er für Katharina II. bekannte, ist eine Leidenschaft auf dem Papier und meist aus der Ferne. An einem solchen Manne hatte Louise den treuesten Freund, den sichersten und klügsten Ratgeber, der das wild umhergeschleuderte Fahrzeug ihres Lebens wider Erwarten in den Hafen der Ruhe brachte, aber ein feuriger oder sentimentaler Liebhaber war er nicht. Bald genug sollte es Louise erfahren. Sie hatte gehofft, daß er ihr, sobald es irgend die Schicklichkeit erlaubte, nach Genf folgen würde. „Tronchin hat entschieden, daß ich ein ganzes Jahr hier bleiben muß," schreibt sie ihm im Februar 1758, „ich rechne sicher darauf, daß Du kommen und den Sommer über bei mir bleiben wirst, antworte nicht, antworte nicht, komme nur!" In Genf würde niemand das Geringste gegen seinen Besuch zu sagen haben, schreibt sie ihm ein anderes Mal, und der übeln Nachrede der Pariser Gesellschaft entgingen sie doch nicht, er möge kommen oder nicht kommen. „Es handelt sich um das Glück unseres Lebens und wir sollten es einer Chimäre opfern? Was kümmert uns der Tadel, das Vorurteil der öffentlichen Meinung!" Trotz alledem beeilte Grimm seine Abreise nicht: im Gegenteil, er verschob sie von Woche zu Woche. Er ist Diderot verpflichtet, er sieht die Manuskripte und die Korrekturbogen der ersten Bände der Encyklopädie durch, er kann den Freund nicht allein in der Arbeit stecken lassen, er muß in Paris aushalten, bis das Geschäft zu Ende geführt ist — dann aber wird er nicht eine Stunde zögern. Was zuletzt seine Abreise bestimmte, war ein gefährlicher Rückfall Louisens, der sie in einen solchen Zustand der Schwäche und Hinfälligkeit versetzte, daß ihr Schwager Jully, das Äußerste befürchtend, an Grimm schrieb, wenn er sie noch einmal sehen wolle, möge er auf der Stelle kommen. Ein Brief Tronchins lautete

ein wenig tröstlicher, ohne diesen Brief, schreibt er ihr, wäre ich nicht mehr am Leben. Er reiste Tag und Nacht, im März 1759 kam er in Genf an, vor den Thoren der Stadt empfing ihn ihr Diener. Die Gewißheit seiner Ankunft war das beste Heilmittel für Louise gewesen, die Freude hatte sie gerettet. Frühling und Sommer, bis in den Herbst hinein haben dann beide in Genf zusammengelebt. Nichts störte den friedlichen Genuß ihres Glückes, nicht einmal der Besuch, den Fräulein Fel, die Opernsängerin, für die Grimm, ehe er Frau von Epinay kannte, geschwärmt, Voltaire in Les Delices machte: Grimm benahm sich ihr gegenüber in der schicklichsten und zurückhaltendsten Weise, die in Louisen trotz ihrem Hang zur Eifersucht keinen Schatten des Argwohns aufkommen ließ. Welche Reihe guter Tage waren darum diese sieben Monate des Zusammenseins für Louise. So süß, so entzückend ist mein hiesiges Dasein, schreibt sie ihrem früheren Vormunde, Herrn von Affry, daß es mir für immer jedes andere vergiften wird. An ihrem Leben mit Grimm nahmen weder ihr Schwager noch der strenge Moralist Tronchin Anstoß. Wenn eine Frau ihrem Geliebten treu blieb, stand die öffentliche Meinung auf ihrer Seite; bei der Unmöglichkeit der Scheidung verurteilte sie nicht den Ehebruch, sondern den Bruch eines freiwillig eingegangenen Liebesverhältnisses.

Am 5. Oktober 1759 schied Louise in Thränen und Schwermut von Genf, Jully und Grimm begleiteten sie; Voltaire gab ihnen allen am Tage der Reise ein Abschiedsmahl. Einige Meilen vor Paris kam ihnen Herr von Epinay entgegen, lustig, geschwätzig, zerstreut wie immer. Mit einer Unbekümmertheit, die einer besseren Sache wert gewesen, sah er sich am Rand des Abgrundes. Täglich wuchs seine Schuldenlast, die Reformen, die nach einander die Finanzminister Silhouette und Bertin in der Verwaltung der Generalpacht einführten, verringerten seine Einkünfte, aber seine Verschwen-

dungen in Festen und Bauten hörten darum nicht auf. Nach wie vor lebten er und Francueil mit den Schwestern Verrière: ungeheuere Summen verschlang der kostspielige Haushalt dieser Damen, das Liebhabertheater in ihrem Pariser Hause, die Pracht ihrer Kleidung. Stoßweise verfiel Epinay, wenn seine Verlegenheiten ihn zu arg bedrängten, oder der Minister ihm einen derben Verweis erteilt hatte, auf allerlei Ersparungsmaßregeln: er wollte die Zimmer, die sein Sohn mit seinem Erzieher bewohnte, in seinem Hause an dem Vendômeplatz vermieten und den Sohn in den vierten Stock hinaufschicken, einen alten Diener entlassen, seine englischen Pferde verkaufen. Sein eigenes Leben zu ändern, seine Verbindung mit den Verrières aufzugeben: daran dachte er nicht. Welch edelmütige Mädchen sind diese Schwestern; er erzählt es seiner Frau. Die Eine hat ihm ihre Diamanten, seine Geschenke, angeboten, um seine Gläubiger in einer großen Krise zu befriedigen, er soll ihr das Kapital mit zehn Prozent verzinsen! Dennoch galt Frau von Epinay während der nächsten Jahre, bis zur Absetzung ihres Mannes, immer noch für eine reiche Dame mit hunderttausend Franken Rente und führte im großen und ganzen auch das Leben und das Hauswesen einer solchen.

Der erste, der ihr in Paris entgegenkam, war Diderot. Grimms Einfluß war es endlich gelungen, das hartnäckige Vorurteil, das sein Freund gegen seine Geliebte, mehr aus der üblen Nachrede der anderen, als aus eigener Erfahrung gehegt, zu überwinden. Nach einer Begegnung im Hause des Barons Holbach ließ sich Diderot durch Grimm Frau von Esclavelles und Louisen vorstellen. Beide übten auf einander die größte Anziehungskraft aus. Das „transcendentale“ Genie Diderots ist für uns, aus seinen Schriften, nicht mehr genügend zu schätzen: sie sind nur die erkaltete Lava, die Lava im feurigen Fluß mußte man sehen. Da, wo diese Glut noch nicht ganz erloschen, diese fortreißende Bewegung noch

nicht völlig zum Stillstand gekommen ist, in seinem Dialog „Rameaus Neffe", in den „Salons", in den Briefen an Sophie Volland offenbart sich die ganze Schönheit und Originalität dieses einzigen Geistes. Diese Seiten kann niemand lesen, ohne von Bewunderung und Liebe für den hingerissen zu werden, der sie im Sturm einer — wie sag' ich nur, göttlichen oder dämonischen? — Eingebung niederschrieb. Est deus in nobis, agitante calescimus illo: er konnte den Vers mit Recht auf sich anwenden. In Louisens Seele war ein wahlverwandter Zug voll Melancholie und Schwärmerei. „Er ist es nicht," hat sie von ihm gesagt, „der mich glücklich macht, aber er hat meiner Seele einen Schwung gegeben, der sie in den Stand gesetzt hat, all' das Gute zu genießen, das mich umgiebt." In einem Briefe an Sophie Volland hat er uns ein reizendes Bild Louisens hinterlassen. „Frau von Epinay läßt sich malen, es wird ein Pendant zu meinem Bilde: wir schauen uns gegenseitig an, nun weißt Du, daß die beiden Bilder für Grimm bestimmt sind. Sie lehnt sich an einen Tisch, weich und lässig hält sie die Arme gekreuzt, den Kopf ein wenig zur Seite gewandt, ihre langen schwarzen Haare von einem blauen Bande, das ihre Stirn umgiebt, aufgeschürzt, einige Locken haben sich darunter hervorgedrängt und fallen ihr, die einen auf den Busen, die andern auf die Schultern, deren Weiße sie noch mehr hervortreten lassen. Ihr Anzug ist einfach und kunstlos. Halb offenen Mundes scheint sie zu atmen und hinschmachtende Sehnsucht blickt aus ihren Augen. Ein Bild der Zärtlichkeit und der Wollust." Während des Septembers 1760 wohnte er als ihr Gast einige Wochen in ihrem Schlosse La Chevrette, dessen Lage einen leichten Verkehr mit der Hauptstadt gestattete. Um Voltaires „Tancred", der am 3. September zum erstenmale in der Comédie française gespielt wurde, zu sehen, kam sie nach Paris. Die Zuschauer waren hingerissen, die Clairon und Lekain übertrafen sich selbst

als Amenaide und Tancred. Aber, sagte Diderot nachher, an der Tafel der Frau von Epinay, wenn ich dies Stück geschrieben, ich würde sie alle glücklich gemacht haben. Nur, entgegnete Saurin, daß es dann keine Tragödie gewesen wäre. Was hätte daran gelegen, meinte Grimm, das Stück wäre um so besser gewesen. Damilaville allein fand es thöricht, daß Tancred für eine Ungetreue den Tod sucht: er würde sich getröstet haben. Louise dagegen schreibt ihrer Freundin, dem Fräulein von Valory: „Haben Sie einen Geliebten, schicken Sie ihn morgen fort, wenn er kein Paladin ist, wie Tancred. Die Paladine allein machen uns Frauen Ehre, sind wir tugendhaft, so verkündigen sie es der Welt, sind wir es nicht, werden sie lieber Tausende töten, als es einzugestehen." In La Chevrette verfloß den Glücklichen die Zeit leicht und fröhlich. „Am Vormittage ist Grimm in seinem Zimmer und arbeitet. Frau von Epinay in dem ihrigen, um von ihm zu träumen, ich (Diderot) in dem meinen, um an Dich (Sophie Volland) zu schreiben. Vor dem Mittagessen sehen wir uns einen Augenblick. Wir essen zu Mittag. Nach dem Essen die Schachpartie, nach dem Schachspiel der Spaziergang. Dann ruhen wir ein wenig und plaudern darauf. Essen zur Nacht und plaudern wieder: und so endet ein unschuldiger, sanfter Tag, an dem man sich vergnügt und beschäftigt, an dem man gedacht, sich unterrichtet, geschätzt und geliebt hat." So still und einsam ist es jedoch nicht immer, ein Spätsommerfest wird gefeiert, am 15. September. Es giebt Tanz und Musik und einen Jahrmarkt unter den Bäumen der Allee, die zum Schlosse führt. Mit den hübschen geputzten Bäuerinnen der Umgegend mischen sich die vornehmen Damen, die aus Paris gekommen sind. „Wir andern aber waren in dem prächtigen und traurigen Saal des Schlosses vereinigt: an dem Fenster, das nach dem Garten sieht, ließ sich Grimm malen; Frau von Epinay stützte sich auf die Lehne des Stuhles, auf dem die junge Malerin

saß. Etwas niedriger, auf einem Sitz ohne Lehne, entwarf ein Zeichner mit Bleistift eine vortreffliche Profilskizze von ihm. Der Marquis von St. Lambert las in einer Ecke die jüngst erschienene Broschüre. Ich (Diderot) spielte Schach mit der Gräfin d'Houdetot. Die gute alte Frau von Esclavelles hatte ihre Enkelkinder um sich und plauderte mit ihnen und mit ihrem Erzieher. Zwei Schwestern der Malerin stickten, die eine am Rahmen, die andere eine Handstickerei, eine dritte spielte auf dem Klavier ein Stück von Scarlatti."

Der innige Verkehr Diderots mit Louisen, sein langes Verweilen in La Chevrette erregte die Eifersucht der gemeinschaftlichen Freunde, des Barons Holbach und seiner Frau, die ihn schon längst auf ihrem Landsitze Grandval erwarteten. Als er endlich im Oktober dort eintraf, neckte man ihn: ob er seinem Freunde vielleicht die Geliebte entrissen habe? Er konnte nur die Achseln darüber zucken; er wußte zu gut, wie ganz Louisens Herz von Grimm erfüllt war. Weinend hatte sie ihm einmal auf einem Spaziergange gesagt: „Seine Geschäfte nehmen ihn so sehr in Anspruch; wie beklagenswert sind wir beide!" Und da Diderot darauf schwieg, war sie ausgebrochen: „Glauben Sie, daß er mich nicht mehr liebt?" Konnte ich ihr die Wahrheit sagen? schreibt Diderot seiner Freundin. „Unmöglich; ich mußte wohl lügen und sie in ihrem Irrtum lassen. Der Augenblick, der sie enttäuschte, würde der letzte ihres Lebens sein."

Die Streichung des Herrn von Epinay im Anfang des Jahres 1762 von der Liste der Generalpächter änderte mit einem Schlage die bis dahin trotz aller heimlichen Schäden glänzende Lage Louisens. Allen Warnungen des Finanzministers Bertin war Epinay unzugänglich geblieben, im Vertrauen auf die Verbindungen, die er am Hofe hatte — sein Bruder Jully war inzwischen der Introdukteur der Gesandten geworden — und in der Überzeugung, daß der Minister seine

Drohung nicht wahr machen würde. Er fuhr in seinem Leichtsinn und seiner Verschwendung fort: seine Schulden sollen sich auf die Summe von 700000 Franken belaufen haben. Als er seine Absetzung erfuhr, tobte, jammerte, weinte er. Louise war längst auf diesen Ausgang gefaßt gewesen und auch ihre Mutter, Frau von Esclavelles, bewies dem Unglück gegenüber eine ernste und stille Seelenruhe. Wenn es Epinay endlich auf den Weg des Guten zurückführt, sagte sie, will ich Gott dafür danken und gern das geringe Vermögen daran geben, das mir bleibt. Warum weinst du, Papa? fragte ihn in ihrer Naivetät seine Tochter Pauline. Was könntest du mehr thun, wenn du dein Unglück verdient hättest? Jetzt hat dich eine Ungerechtigkeit betroffen, die der König bald wieder gut machen wird.

Epinays Absetzung beraubte ihn keineswegs aller Mittel; er ward zur Hälfte bei der Einnahme des an seine Stelle ernannten Generalpächters Tronchin, eines Verwandten des Genfer Arztes, beteiligt — ein Anteil, der etwa ein Kapital von 600000 Franken darstellte, von denen freilich, trotz seines Widerstrebens, 90000 Franken auf seine Frau und seine Schwiegermutter geschrieben wurden. Alles auf den ausdrücklichen Befehl des Ministers. Im Familienrat erklärte Louise, daß sie ihr Haus am Vendôme-Platz aufgeben, ihre zahlreiche Dienerschaft entlassen und sich mit ihrer Mutter und ihren Kindern nach einem zwischen Hof und Garten gelegenen kleinen Hause in der Vorstadt Monceau zurückziehen würde. Zwar schalt Epinay diese Sparsamkeit unanständig, er würde niemals seinen Fuß in das Häuschen setzen, aber Louise blieb in ihrem Entschlusse fest. Sein Bruder, Herr von Jully, und ihr Vormund, Herr von Affry, billigten denselben, und so zog sie sich denn unbehelligt in die Stille zurück. Vier Dienstboten und Fräulein Drinvillé, Paulinens Erzieherin, behielt sie bei sich, ihre jährlichen Einkünfte betrugen etwa 8—9000 Franken.

Der Leichtsinn und die Geschäftsunkenntnis Epinays müssen übrigens ebenso groß gewesen sein, wie seine Verschwendungssucht, denn seinem Bruder, der die Verwaltung seiner Geschäfte übernahm, gelang es in wenigen Jahren, seine Schulden zu bezahlen und ihn selbst auskömmlich auszustatten. Nach wie vor erscheint Epinay in der Gesellschaft der beiden Schwestern Verrière, bei ihren Festen, auf ihrem Liebhabertheater, nach wie vor treibt er leidenschaftlich Musik und schreibt allerliebste Verse, er ist immer noch ein Lebemann, mit 10—15000 Franken jährlicher Rente. Louise fühlte sich in ihrer Zurückgezogenheit glücklich, die Befreiung von dem Zwang des gesellschaftlichen Lebens that ihrer Gesundheit wohl, auf den Rat Tronchins gebrauchte sie eine Milchkur. Grimm und Diderot besuchten sie täglich, ab und zu kamen der Baron Holbach und seine Frau, Jully, Francueil. Nur einmal, bei einem Unwohlsein Paulinens, trat Epinay auf eine Viertelstunde bei ihr ein. Die Lage ihrer Wohnung, damals an dem nordwestlichen Ende von Paris, wo die Stadt in das Land überging, lud zu idyllischen Spaziergängen im beginnenden Frühling ein. In ihrem Hofe hielt sich Louise zu ihrem und der Kinder Vergnügen Hühner und Tauben, sie ging in Holzpantinen. Des Abends wurde Puff gespielt: sie verlor beinahe immer und verließ dann ärgerlich den Spieltisch. Aber wenn Diderot verlockend die Würfel im Becher klingen ließ, kehrte sie doch wieder zurück. „Wäre ich die Herrin meiner Zukunft, niemals würde ich mein jetziges Leben ändern," schreibt sie. Von dieser Zeit her beginnt ihre Mitarbeiterschaft an der „Litterarischen Korrespondenz." Der Abbé Raynal hatte im Jahre 1747 dieses Unternehmen begonnen: eine Art litterarischer und wissenschaftlicher Zeitung, in der alle neuen Erscheinungen, Bücher, Entdeckungen, Theater-Aufführungen, gesellschaftliche Vorfälle, die in Paris die Aufmerksamkeit auf sich zogen, besprochen wurden, einige deutsche

Fürsten waren die Abonnenten. Ruf und Ansehen nach außen, inneren Wert und Bedeutung erlangte die Korrespondenz, als Grimm ihr Redakteur wurde. Er hat sie vom Jahre 1753 bis zum Jahre 1790 fortgeführt. Seine Hauptmitarbeiter waren Diderot, Voltaire, der Abbé Galiani, Frau von Epinay und der Schweizer Heinrich Meister, der seit dem Jahre 1773, bei den häufigen Abwesenheiten Grimms von Paris, die Leitung übernahm. Der Herzog von Sachsen-Gotha, der Herzog von Zweibrücken, die Prinzen von Hessen-Darmstadt, der König von Polen, die Königin von Schweden, Katharina II. und Friedrich II. erhielten die ersten Hefte, reiche Privatleute — das Abonnement betrug jährlich 300 Franken — Kopien. Grimms Stellung in der Gesellschaft, seine Existenz beruhten auf dieser litterarischen Thätigkeit. Für die Nachwelt ist seine Korrespondenz, namentlich für die Jahre von 1760—1780, die zugleich ergiebigste und geistvollste Darstellung der litterarischen und socialen Bewegung der französischen Hauptstadt geworden. Zu ihrer Mitarbeiterschaft daran brachte Louise die Feinheit ihrer Beobachtung und die Leichtigkeit und Anmut ihrer Schreibweise mit.

Durch diese Thätigkeit, durch die Erziehung ihrer Kinder, den Umgang mit ihren Freunden, einen vielfachen Briefwechsel mit ihren Genfer Bekannten, mit Voltaire und später mit Galiani, mit ihrer Freundin Jeanne von Valory und Herrn von Affry war ihr Leben mannigfach heiter und gemütvoll ausgefüllt. Ihren Aufenthalt wechselte sie zwischen Paris und ihrem Landsitze La Briche. Das prächtige, aber eintönige Schloß La Chevrette, dessen Unterhaltung fortan weit über ihre Vermögensverhältnisse gegangen wäre, hatte Epinay im Jahre 1763 an Herrn Savalette von Magnanville, einen Freund der Familie, vermietet, der aus dem altfranzösischen Garten im Geschmack Le Nôtres, in aller Eile einen englischen Park schuf. La Briche, in der Nähe des Schlosses gelegen,

war ein kleines Haus in einem wenig gepflegten, romantisch verwilderten Garten. „Hier muß man wohnen," rief Diderot aus, „die ganze Umgebung hat einen wild malerischen Charakter. Große Teiche, von binsenbestandenen Ufern eingefaßt, Sumpfpflanzen umher, eine alte, moosbedeckte, halb zerbrochene Brücke darüber, Gebüsche, die das Gartenmesser noch nicht berührt hat, Bäume, die wachsen, wie es der Natur gefällt, ohne Regelmäßigkeit, Brunnen, die aus selbst gemachten Öffnungen hervorsprudeln, ein Raum, der nicht allzu groß ist, in dem man sich trotzdem aber nicht immer zurecht findet: das gefällt mir." Die Verpflegung, die Louise ihren Gästen bot, war nicht üppig, allein Heiterkeit und Witz würzten das Mahl. Neben den alten Freunden erschienen Saurin, der Verfasser eines damals gerühmten Trauerspiels „Spartacus", Suard, der „melancholische" Suard, der als Kritiker und Essayist eine uns jetzt schwer begreifliche große Rolle in der Litteratur wie in der Gesellschaft spielte, Sedaine, dessen Komödie „Der Philosoph ohne es zu wissen" bei ihrer ersten Aufführung am 2. Dezember 1765 die lebhafteste Teilnahme, die Rührung der Frauen, die Begeisterung der Männer erregt hatte, in dem Landhause Louisens. Sie war immerhin noch eine anmutige, verführerische Frau, die Krankheit, die sie langsam untergrub, war noch nicht in ihr gefährliches Stadium vorgeschritten und ließ ihr zwischen den heftigeren Anfällen Pausen der Ruhe und des Wohlseins. Mehr oder minder auffällig huldigten ihr die Männer, und es fehlte je zuweilen nicht an kleinen Eifersüchteleien und Sticheleien zwischen ihr und der Baronin Holbach: dieselben Männer verkehrten bei ihnen und trotz aller Freundschaft bestand im Sommer und im Herbst eines jeden Jahres zwischen La Briche und Grandval ein heimlicher Krieg, wer von ihnen beiden bald Diderot, bald Suard länger bei sich festzuhalten vermöchte. Auf Louisens Herz und Wesen konnten die Schmeicheleien, die ihre

Jugend verführt, keinen Eindruck mehr machen, all' ihre Wärme und Zärtlichkeit teilte sie zwischen Grimm und ihren beiden Kindern. Obgleich der Himmel ihres Lebens grauer wurde und die Dämmerung heraufzog, ist das Jahrzehnt von 1760 bis 1770 doch ein erfreuliches und glanzvolles für sie gewesen. Noch beschlich keine Ahnung eines Umsturzes, eines Erdbebens die Gesellschaft. Wohl traten neben den religiösen, philosophischen und litterarischen Fragen, die bisher, in Verbindung mit den Tagesneuigkeiten und dem Skandal von gestern, den Gesprächsstoff ausschließlich gebildet hatten, allmählich auch politische und nationalökonomische, über die beste Staatsverfassung, über Freihandel und Schutzzoll, über die Ausfuhr des Getreides und der Wertmetalle, in den Kreis der Debatte, aber die Beteiligung der Frauen an diesen Auseinandersetzungen raubte ihnen die eindringende Schärfe und hielt sie, bei der Neigung aller, die Dinge nicht auf ihre Wirklichkeit, sondern auf ihren idealen Gehalt hin, nicht nach ihrer praktischen, sondern nach ihrer theoretischen Seite zu betrachten, völlig in der akademischen Sphäre. Die Freiheit, die alle meinten, die Gleichberechtigung, für die alle schwärmten, änderten an den Formen des Staates und an den gesellschaftlichen Gewohnheiten nichts: ihre Einführung in die Wirklichkeit überließ man mit einer Hoffnungsseligkeit, einer Siegeszuversicht, daß Wahrheit und Vernunft doch endlich zu ihrem Recht kommen müßten, die nie wieder erreicht worden sind, der Zukunft. Am Kamin plaudernd stellten diese geistreichen, leichtlebigen und naiv gläubigen Menschen in den tollsten Paradoxen die alte Welt auf den Kopf. Während sie sich im Für und Wider einer neuen Ordnung aller Dinge erhitzten, genügte das geringste Strohfeuer, ihre Aufmerksamkeit und ihre Leidenschaft von dem Erhabenen ins Lächerliche zu ziehen.

Das Theaterspielen ist die Sucht und das Zeichen der

Zeit. In La Chevrette spielen die Savalettes, in La Briche Louise und ihre Freunde Komödie. Sedaine verfaßt die Komödien, die hier aufgeführt werden. Für die Damen Verrière dichtet Colardeau. Bei dem Fräulein von Valory in Bourgneuf, die Louise gelegentlich auf einige Wochen besucht, dasselbe Vergnügen. „Es ist das vornehmste, nützlichste, würdigste Vergnügen der guten Gesellschaft auf dem Lande," schreibt ihr Voltaire, „meine schöne Philosophin weiß wohl, daß es besser ist, Komödie als Whist zu spielen." Im Ausgang des Jahres 1764 war die Mode der „Kaffeehäuser" und die Darstellung von Sprichwörtern in der Gesellschaft aufgekommen. In einem Briefe an einen ihrer Genfer Freunde, Herrn von Lubière, giebt Louise eine anschauliche Beschreibung von einem „Kaffeehause" in der Gesellschaft. „Was ist ein Kaffeehaus? In zwei Worten: es ist das Geheimnis, eine große Anzahl seiner Bekannten ohne kostspielige Ausgaben, ohne viel Ceremonie und Weitläufigkeit bei sich zu versammeln. An dem zum Kaffee bestimmten Tage stellt man in einem Saal mehrere kleine Tische auf, zu zwei, drei, höchstens vier Plätzen; auf dem einen befinden sich Karten, Spielmarken, Schach- und Damenbretter, Puffspiele, auf den anderen Bier und Wein, Mandelmilch und Limonade. Die Herrin des Hauses, die den Kaffee giebt, ist nach englischer Mode gekleidet: in einem einfachen, kurzen Kleide, mit einer Musselinschürze, einem spitz gefalteten Busentuch, auf dem Kopfe einen kleinen Hut, sie sitzt hinter einem langen Tisch, der die Form eines Laden- und Zahltisches hat und mit Apfelsinen und kleinen Kuchen, mit Broschüren und allen öffentlichen Blättern bedeckt ist. Auf dem Kaminsims stehen Liqueurflaschen und Gläser. Die Diener tragen weiße Jacken und weiße Mützen, man ruft sie Kellner, wie in den öffentlichen Kaffeehäusern. Fremde werden nicht zugelassen. Die Wirtin erhebt sich vor keinem Gast. Jeder setzt sich, wo und an welchem Tische es ihm

gefällt. Das Speisezimmer ist in derselben Weise eingerichtet: überall kleine Tische mit höchstens fünf Plätzen. Sie sind sämtlich mit Nummern versehen, und um die Reibereien und Förmlichkeiten zu vermeiden, die eine größere Versammlung von Frauen notwendig mit sich führt, läßt man jeden, bei dem Eintritt in den Speisesaal, eine Nummer ziehen. Auf dem Buffet ein tüchtiger Braten und ein Huhn in Reis, auf den kleinen Tischen eine Vorspeise und ein Zwischengericht: das ist die Ordnung im Kaffeehause." Mir, fährt sie fort, gefällt diese neue Mode sehr wegen der großen Freiheit, die sie der Gesellschaft giebt, leider fürchte ich, daß sie nicht lange dauern wird, denn schon fängt die Sucht, es einander zuvorzuthun, die Ökonomie einer so hübschen Erfindung zu verwirren an. Von der Leidenschaft, Sprichwörter in einer Reihe rasch entworfener Scenen, deren weitere Ausführung dem Witz und der Geistesgegenwart der Mitwirkenden überlassen blieb, darzustellen, während der andere Teil der Gesellschaft, der zuschauende, sie nach beendigtem Spiel erraten mußte, sehen wir alle ergriffen: auch der witzigste aller Witzbolde, der Abbé Galiani, versuchte sich darin.

Zehn Jahre lang, von 1759—1769, hat Ferdinand Galiani in dem „Kaffeehause Europas," wie er Paris nannte, etwas wie die Rolle eines Meteors gespielt. In allen Memoiren und Briefwechseln der Zeit sieht man seine leuchtenden Spuren. Er war der Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft: damals, wo Choiseul den bourbonischen Familienpakt zwischen Frankreich, Spanien und Neapel zu stande brachte, auch in den diplomatischen Kreisen eine bedeutende Persönlichkeit. Von kleinem Wuchs, mit wachsgelbem Gesicht in der unruhigsten Beweglichkeit, im Feuer des Gesprächs als echter Neapolitaner jedes Wort mit einer Geberde, mit dem Spiel seiner funkelnden Augen, mit Gesichterschneiden und Gliederzucken unterstützend, sprühte er von Geist bis in die

Fingerspitzen hinein. Der kühlste Verstand, der dem Italiener eingeborene Sinn für das praktisch Erreichbare, die politische Ader Macchiavellis vereinigten sich in ihm mit phantastischer Laune, mit der Vorliebe für seltsam überraschende Behauptungen, die unter wunderlichen Formen oft einen Kern von Weisheit und die tiefsten Einblicke in das Wesen der Dinge bargen, und den Sprüngen und Späßen Arlecchinos. Galiani liebte die Tiere, in Paris hatte er einen Affen, in Neapel Angorakatzen um sich. Mehr als einen Zug besaß er von beiden, von den Katzen das Schmeichlerische und die Kralle, von den Affen das Nachahmungstalent und die Possierlichkeit. Einen mephistophelischen Menschen nennt ihn Karl Justi, der ihm nicht wohl will, in seiner Biographie Winckelmanns: „Das Bedürfnis galanten geistsprühenden Verkehrs mit gleichgesinnten Damen und Philosophen war fast der einzige menschliche Zug an ihm," sagt er, „und jeder, der ihn gehört, hatte die Überzeugung, den geistreichsten Menschen beider Sicilien und Italiens kennen gelernt zu haben, wenn auch die Feuerwerke seines Witzes für weiche Augen blendend waren bis zum Verletzenden." Ich glaube, daß er Galiani unrecht thut; man braucht nur der innigen Freundschaft zu gedenken, die ihn mit der Frau von Epinay verband, nur ein wenig zwischen den Zeilen seiner Briefe zu lesen, um sich von dem ungünstigen Vorurteil gegen den Abbé zu befreien. Er teilt mit Grimm dasselbe Geschick, in beiden überwiegt der Intellekt das Gemüt; bei Grimm verbirgt eine kühle, vornehm zurückhaltende Außenseite, bei Galiani das Sprühfeuer des Witzes und die unüberwindliche Sucht nach dem Auffälligen und Glänzenden das Innerste ihres Wesens, beide üben auf ihre Umgebung eine despotische Gewalt aus. Wieder aber ist in beiden eine herzliche Anteilnahme für ihre Freunde, ein melancholischer Zug. Für die Gesellschaft war Galiani eines der anregendsten und belebendsten Elemente. Mit den trefflichsten Kenntnissen

in der Altertumswissenschaft, der Socialpolitik, der Münzkunde war er ausgerüstet, er ist einer der ersten, der nationalökonomische Fragen im Salon behandelt hat. Seine „Gespräche über das Korn" — es handelt sich im wesentlichen darin um die Freigebung oder um das Verbot der Getreideausfuhr und Galiani tritt für die Beschränkung ein — waren, als sie erschienen, so gelesen und so beliebt, wie eine Broschüre Voltaires, wie die Romane Marivaux' und Richardsons. Immer wußte er seinen Behauptungen und Ansichten durch eine tolle Geschichte, eine rasch und gut erfundene Fabel, Schilderungen aus dem neapolitanischen Volksleben und witzige Anekdoten das Lehrhafte und Langweilige zu nehmen und ihnen durch die Fassung einen Schimmer und Reiz zu verleihen, der auch die Frauen blendete und entzückte. Diderots Briefe an Sophie Volland sind voll von den Schnurren und Einfällen Galianis: „für einen Regentag auf dem Lande ist der Abbé unschätzbar; wenn die Drechsler ihrer viele verfertigen könnten, würde jedermann einen haben wollen. Denn mit dem Abbé treten Witz und Anmut, Phantasie und Frohsinn in das Zimmer — alle guten Genien, welche uns die Kümmernisse des Lebens vergessen lassen." In den Salon Louisens führte Galiani außer den Genien auch noch die Diplomaten ein: zuerst seinen eigenen Chef, den neapolitanischen Gesandten Castromonte, dem später Caraccioli in der Gesandtschaft folgte, der in Paris ebenso vernarrt war, wie der Abbé, dann den spanischen Gesandten Fuentes, dessen ältester Sohn, der Marquis von Mora, durch die Liebe der Lespinasse zu ihm und seinen frühen Tod eine nicht ganz verdiente Berühmtheit gewonnen hat. Ihnen schlossen sich der Vertreter Dänemarks, der Baron Heinrich von Gleichen, ein Landsmann Grimms aus Bayreuth, der schwedische Gesandte, der Graf von Creutz, der Engländer Mylord Stormont, der württembergische Resident, der Baron von Thun, an. Von dem letzten erzählt

Gleichen in seinen „Erinnerungen" eine der denkbar abenteuerlichsten Geschichten, die ich nicht ohne Bedauern, daß weder Theodor Amadeus Hoffmann noch Edgar Poe sie gekannt haben, hier mitteilen will. Thun war geizig und haßte seine Verwandten. Damit ihnen sein Vermögen nicht zufiele, hatte er sich auf Leibrenten gesetzt. Auf seinem Sterbebette quälte ihn der Gedanke, daß er in Frankreich beerdigt werden sollte: er wünschte in seiner Heimat zu ruhen. Aber der Leichentransport erschien ihm zu kostspielig. Er befahl darum, daß man seinen Leichnam in Stücke schneiden, einsalzen, in eine Tonne verladen und mit dem ersten Schiffe absenden sollte, das nach der pommerschen Küste unter Segel ginge. So geschah es. Während der Fahrt untersuchten die Matrosen die Tonne. Sie hielten den Inhalt für gepökeltes Ochsenfleisch und verzehrten mit vielem Behagen die Hälfte des Barons von Thun.

Auch in dieser Umgebung wußte sich Louise als Mittelpunkt zu behaupten. Alle sahen in ihr nicht nur die liebenswürdige Wirtin, sondern auch die geistreiche Frau. Das Alter hatte ihren Blick geschärft, ihre Kenntnis von Menschen und Dingen vertieft, ohne ihr den Schmelz und Zauber einer anmutigen Natürlichkeit zu rauben. Mit der Feinheit ihrer Auffassung und Empfindung hatte sie sich ihr Lächeln zu bewahren gewußt. Sie wohnte jetzt in der Annenstraße zu Paris, in demselben Hause mit Grimm: Niemand fand das geringste daran auszusetzen. Ihren Gemahl, der sein Haus in der Straße des Saussaies hatte, sah sie nur bei seltenen Gelegenheiten, bei Familienvorfällen. So bei dem Tode ihrer Mutter, die im November 1762 starb, und bei der Verheiratung ihrer Tochter. Pauline war ein schönes, sanftes und kluges Mädchen, voll frühreifen Ernstes. Die „sanfte und süße Vicomtesse" heißt sie in Galianis Briefen. Sie heiratete am 10. März 1764, eben erst fünfzehnjährig, den vierzigjährigen

Vicomte Dominicus von Belsunce, Obristen der Infanterie und Großschultheißen des Ländchens Mixe, aus einem alten Adelsgeschlecht von Navarra; in den Vorbergen der Pyrenäen zu Meharin lag sein mittelalterliches Stammschloß auf beinahe unzugänglicher Höhe: ein Edelmann, noch vom alten Stamm, streng auf seine Feudalrechte haltend, ein großer Jäger, von wenigen schlichten Worten, aber treuem Herzen. Trotz der Ungleichheit der Jahre, trotz der Einsamkeit, in der die beiden Gatten den größten Teil des Jahres auf ihrem Schlosse lebten — je zuweilen brachten sie einen Wintermonat in Pau oder Bayonne zu — gehörte die Ehe zu den glücklichen. So viel Freude Louise an der Tochter erlebte, so viel Kummer und Sorge bereitete ihr der Sohn, ihr Liebling Ludwig. Schon der Knabe war verwöhnt und verzogen worden; das gute Beispiel der Genfer Einfachheit und Sittenstrenge, von dem sich Louise so viel versprochen hatte, hielt vor den Verführungen und dem Luxus von Paris nicht stand. Die Erbschaft des Blutes machte sich geltend. Was auch versucht wurde, den Hang des Jünglings zum Müßiggang, zum Spiel und zur Verschwendung zu bändigen: der Sohn des Generalpächters brach durch alle Hemmnisse, in all' den verschiedenen Lebensstellungen, in denen er sich nach einander umthat, ohne einer einzigen zu genügen, mit einer Art Naturgewalt durch. Wie können Sie sich darüber wundern, ruft Galiani seiner Freundin zu. „Warum hatten Sie mit Herrn von Epinay Kinder? Ein Sohn gleicht seinem Vater. Ja, wenn Sie einen Sohn von meinem Gesandten, dem Geizhals Castromonte, gehabt hätten — Wetter, der würde das Glück und das Vermögen der Epinays wieder hergestellt haben." Der junge Ludwig hatte den Leichtsinn, aber auch die Liebenswürdigkeit und das musikalische Talent seines Vaters geerbt. Nicht nur das Mutterherz versteht er darum ungeachtet aller seiner leichtfertigen Streiche und seiner Schulden immer

wieder zu versöhnen: auch in der Gesellschaft findet er stets von neuem Freunde, Entgegenkommen und Kredit. Der Gedanke Louisens ihn zu einem Kaufmann zu erziehen scheiterte rasch und kläglich. Im September 1762 war Ludwig als Volontär, die Handlung zu erlernen, zu dem reichen Weinhändler und Kaufmann Bethmann nach Bordeaux geschickt worden: Grimm war, während er die Stadt Frankfurt bei der französischen Regierung vertrat, mit Bethmann, einem geborenen Frankfurter, in einen Briefwechsel getreten und hatte ihn bewogen, den Sohn seiner Freundin in sein Kontor aufzunehmen. Schon nach einem Jahre mußte er nach Paris zurückgerufen werden: der alte Bethmann drohte ihn heimzuschicken, so wenig Gutes hatte er in dem Hause gethan. Statt des Kaufmannsstandes sollte er nun, nach dem Wunsche seines Vaters, die juristische Laufbahn einschlagen. Einige Jahre scheint er sich in Paris, unter den wachsamen Augen seiner Mutter dazu vorbereitet zu haben: im Jahre 1767 finden wir ihn als Rat bei dem Parlament von Navarra und Bearn in Pau, als Schoßkind der Gesellschaft, gestützt von dem Ansehen und der Stellung, die sein Schwager in der Provinz besaß, als den beliebtesten Tänzer und den geschicktesten Anreger und Anordner musikalischer Abendunterhaltungen und gesellschaftlicher Spiele wieder. Während er der Tochter eines seiner älteren Kollegen bei dem Gericht eifrig den Hof macht, unterhält er ein Liebesverhältnis mit dem Kammermädchen seiner Schwester und hat, während der Gerichtsferien, in Bayonne allerlei Abenteuer mit Schauspielerinnen. Bald steckt er so tief in Schulden, daß der erzürnte Vater sich einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt und den ungeratenen Sohn nach dem Schloß Trompette bei Bordeaux als Gefangenen führen läßt. Dort hat Ludwig beinahe zwei Jahre gesessen: im September 1771 kam er nach Paris heim und wurde, da er nicht füglich die richterliche Laufbahn weiter verfolgen konnte, durch den Einfluß

seiner Mutter und seiner Verwandten zum Lieutenant bei den Musketieren ernannt.

Zwei Jahre vor der Rückkehr ihres Sohnes nach Paris hatte Louise und ihr Kreis durch ein unerwartetes Ereignis, einen Blitz aus heiterem Himmel, einen unersetzlichen Verlust erfahren. Am 25. Mai 1769 hatte Galiani Paris verlassen müssen; eine politische Unvorsichtigkeit, die man einem so gewitzten Manne nicht hätte zutrauen sollen, hatte ihn ins Verderben gestürzt. Das enge Bündnis zwischen den drei bourbonischen Höfen verhinderte nicht, daß der leitende Minister in Neapel Tanucci dem Herzog von Choiseul, der auch gegen seine Verbündeten gern ein imperatorisches Benehmen hervorkehrte, wo er konnte, Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereitete. Galiani, der über den Kopf des neapolitanischen Gesandten hinweg mit Tanucci im Briefwechsel stand und alle seine Geheimnisse kannte, hatte dem Baron von Gleichen diese heimliche Verstimmung, diesen Minierkrieg zwischen den Unterzeichnern des bourbonischen Familientraktats mitgeteilt, Gleichen berichtete umgehend der dänischen Regierung Wort für Wort die Eröffnungen Galianis. Dieser Brief wurde entweder aufgefangen oder an Choiseul verraten; im höchsten Zorn forderte er von Tanucci Genugthuung und Bestrafung des Schuldigen. Auf der Stelle ward Galiani zurückgerufen. Das konnte ihn wenig trösten, daß er in Neapel von dem Minister mit offenen Armen empfangen und von dem Könige mit Ehrenstellen und Titeln überhäuft ward. So eilig hatte er Paris verlassen müssen, daß er nicht einmal seine „Gespräche über das Korn“ hatte veröffentlichen können. Louisen und Diderot blieb die Sorge, einen Buchhändler für das Buch zu finden und die Korrekturbogen zu lesen. Wir besitzen Galianis Abschiedsbrief an d'Alembert. Im Ton eines Verzweifelnden schreibt er: „Leben Sie wohl, mein teurer d'Alembert, leben Sie wohl! Ich habe nicht den Mut gehabt, per-

sönlich von Ihnen Abschied zu nehmen. Welch' schreckliche Augenblicke für ein gefühlvolles Herz, sich auf immer von den Personen zu trennen, die man liebt, achtet und ehrt, die das Glück meines Lebens während meines hiesigen Aufenthalts gemacht haben!" Mit welchem Schmerze, in welchen Klagen mochte er sich erst von Frau von Epinay losreißen! Es sollte ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sein. So oft er sie einlud: sie ist nie nach Neapel gekommen; niemals, auch nach dem Sturz des Herzogs von Choiseul nicht, hat sich ihm die Aussicht eröffnet, wieder als Mitglied der neapolitanischen Gesandtschaft nach Paris zurückzukehren. Jahrelang hindurch vermochte er das Andenken an diesen 25. Mai nicht zu verwinden: er weinte Thränen des Zornes und der Bitterkeit bei jeder Rückkehr dieses Tages, und bis in ihre letzten Briefe an ihn hinein seufzt Louise nach dem unvergeßlichen, dem unersetzlichen Abbé, dem liebenswürdigsten aller Ungeheuer. „Aber was hilft's," schreibt er, „wider das Geschick zu eifern? Wir werden sterben, wir und unsere Gesichter, unsere Witze und unsere Bildnisse, die Erinnerung und alles geht vorüber und verschwindet. Welch' ein Rausch, welcher Wahnsinn ließ die Griechen und Römer alles für die Unsterblichkeit thun!"

Wie schmerzlich aber auch diese Trennung die Lebenden berühren mochte, der Nachwelt hat sie den Briefwechsel zwischen Galiani und Louisen eingebracht und das Beispiel einer seltenen, ungetrübten und von keiner Zeit und keiner Ferne gestörten Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau, einer im schönsten Sinne des Wortes platonischen Neigung gegeben. In der Abenddämmerung ihres Lebens waren die Briefe Galianis Lichtblicke für Louise, und wenn die ihrigen, wie er sagte, ihn elektrisierten, so verbreiteten die seinen einen milden, tröstenden Glanz um sie und boten ihr für die langsam erkaltende Liebe Grimms eine Art Ersatz. Leider kommt Louise

in diesem Briefwechsel sehr zu kurz: nur siebzehn ihrer Briefe an den Abbé sind uns erhalten geblieben, während die Fülle der seinen, zweihundertsiebzig an der Zahl, seine Vielseitigkeit und seine Originalität nach allen Richtungen hin vor dem Leser ausbreitet; er steht gleichsam in ganzer Figur vor uns, Louise erscheint nur in einem Medaillon-Brustbild.

Der Umschwung, der sich durch den Einfluß Grimms, während ihres Genfer Aufenthaltes in Louisen vollzogen, die Gefaßtheit in Widerwärtigkeiten, die Mäßigung ihrer Wünsche und Hoffnungen, die sie damals gewonnen, haben ihr die schweren und düsteren Jahre ihres Daseins erträglich gemacht. Eine alternde Frau soll keinen breiten Platz mehr in der Welt und in der Gesellschaft beanspruchen: in dieser Erkenntnis sehen wir Louise sich nach dem Jahre 1770 allmählich leise aus dem Pariser Sturm und Drang zurückziehen. Ihre Krankheit wuchs unaufhaltsam; Tronchin, der jetzt als Leibarzt des Herzogs von Orleans in Paris lebte, vermochte wohl ihre Schmerzen zu lindern, aber nicht mehr das Leiden zu überwinden. Zuweilen brachte sie Monate im Bette und auf einer Chaiselongue liegend zu. „Wie," schreibt ihr Voltaire einmal, „meine Philosophin ist mit mir auf der Grenze des Nichts gewesen und ich bin ihr dort nicht begegnet! Ich wußte nicht, daß sie krank war!" Gern möchte er seinen Lehnstuhl zur Seite ihres Ruhebettes aufschlagen lassen, aber seine achtzig Jahre halten ihn an seinem See fest und so kann er ihr nur aus seiner Charonsbarke ein langes und glückliches Leben wünschen. Um der Schmerzen Herr zu werden, nahm sie zum Opium ihre Zuflucht, und Galiani sucht die darüber erschreckte Vicomtesse von Belsunce zu beruhigen: er hat eine neapolitanische Dame gekannt, die seit ihrem fünfzigsten Jahre Opium und Moschus in immer stärkeren Dosen gebraucht hat und dabei hundert Jahre alt geworden ist. „Mama wird eine Opium-Trunkenboldin werden. Was schadet es? Kennen

Sie nicht den schönen Spruch: „Dieu fit de s'enivrer la vertu des mortels?“ Aufs engste mit ihren körperlichen Leiden waren ihre seelischen Verstimmungen, ihre Sorgen verknüpft. Sobald ein freudiges Ereignis ihr Gemüt von ihrem Trübsinn erleichtert, schnellt sie, wie von einer geheimen Feder berührt, empor und findet beinahe augenblicklich mit ihrer munteren Laune auch eine gewisse körperliche Kraft wieder.

Louise gehört zu den Märtyrerinnen einer späten Liebe. Sie war dreißig Jahre alt, als sie Grimm kennen lernte, er war der Gegenstand ihrer letzten, ihrer zärtlichsten Neigung. Aber auf die Dauer konnte sie ihn und sein Leben nicht ausfüllen. Er war kaum drei Jahre älter als sie, ehrgeizig, reiselustig. Wie innig sie auch mit einander verkehrten, der Mangel einer gesetzlichen Verbindung rächte sich doch. Wäre Louise Grimms Gattin gewesen, würden ihr manche Beunruhigungen erspart geblieben sein. So fürchtete sie, daß jede längere Abwesenheit des Freundes eine dauernde werden, daß die glänzenden Anerbietungen, die ihm Katharina II. machte, ihn für immer von Paris entfernen könnten, und hatte doch, trotz der Aufforderungen Galianis, nicht den Mut des Egoismus, dem Glück und den Erfolgen Grimms mit ihren Klagen und Ansprüchen entgegenzutreten. Ein Cholera-Anfall, der Grimm im Mai des Jahres 1772 an den Rand des Grabes brachte und dessen Nachwirkungen er noch lange nachher empfand, steigerte ihre Besorgnisse um die Gesundheit des Freundes. Als er und Diderot im Jahre 1773 ihre berühmte Reise nach St. Petersburg antraten, schwebte Louise in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit beständig wie zwischen Tod und Leben. Grimms Abwesenheit dauerte fast zwei Jahre. Er reiste mit der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, dem Erbprinzen und ihren Töchtern über Berlin nach St. Petersburg: eine der hessischen Prinzessinnen heiratete den Großfürsten Paul. Im April 1773 hatte er Paris verlassen, über Karls-

bad, wohin er auf den Rat Friedrichs II. sich dort auszuheilen, im Sommer 1774 gegangen war, kehrte er im Spätherbst zurück. Man kennt die ausgezeichnete Aufnahme, die er in Berlin und Sanssouci gefunden, die Teilnahme, ja die berückende Liebenswürdigkeit, mit der Katharina II. ihn und Diderot empfing und monatelang in ihren Palästen und Wintergärten festhielt. Nichts beweist schlagender den unermeßlichen Einfluß der französischen Sprache und Litteratur, die Bedeutung, welche die öffentliche Meinung ihnen zuschrieb, als diese russische Reise Diderots und Grimms. Wenn es sich noch um Voltaire gehandelt hätte! Aber Grimm war, um in unserer Sprache zu reden, ein mittelmäßiger Kritiker und Journalist, ohne schöpferische Ideen, und dem stürmischen Genius Diderots, seiner materialistischen Philosophie und seinen im letzten Grunde republikanischen Gesinnungen konnte die Zarin doch nur eine sehr geteilte Bewunderung und ein halbes Verständnis entgegenbringen. Der Umgang mit so vielen Fürsten, Prinzessinnen, Kammerherren und Grafen gab der eingeborenen Eitelkeit Grimms einen leichten Stich ins Lächerliche: „Sie sind nur zufrieden," schrieb ihm Katharina II., „wenn Sie einen deutschen Fürsten vorn und einen deutschen Fürsten hinten haben." Bald zeigt er, im Februar 1775, den beiden weimarischen Prinzen, Karl August und Konstantin, Paris und seine Merkwürdigkeiten, bald reist er mit den Romanzoffs durch Italien, begrüßt in Neapel Galiani, im Januar 1776, und führt sie nach Petersburg zurück. Erst im November 1777 ist er wieder, über Stockholm und Berlin heimkehrend, in Paris.

Zu der Trauer, der Langenweile und den Sorgen während dieser Abwesenheit des Freundes gesellten sich, um Louisens Seele noch mehr zu verdüstern, die leichtsinnigen Streiche ihres Sohnes und die unausrottbare Verschwendungssucht ihres Gatten. Bei den Musketieren, in Paris, konnte sich Ludwig

von Epinay nicht lange halten. Schon nach achtzehn Monaten mußte er das Regiment Schulden wegen verlassen. Die Mutter fand für ihn eine neue Stelle bei den Dragonern des Grafen Schomberg, mit dem sie eng befreundet war: das Regiment lag in Nancy in Garnison. Aber kaum ist Ludwig in seiner Dragoneruniform warm geworden, so macht er neue Schulden, verletzt das Verbot des Obristen, Hazard zu spielen, erhält Arrest, bricht denselben, verwundet in einem Zweikampf einen Kameraden durch einen Degenstoß gefährlich am Auge, wird wieder gefänglich eingezogen, da seine Gläubiger darauf bestehen, ihn unter Schloß und Riegel zu halten, quittiert den Dienst, wird unter Kuratel gestellt und von seiner Mutter nach Bern geschickt. Dort finden wir ihn im Hause und in der Pension eines Herrn Wilhelmy im November 1773 wieder. Er ist auf die bescheidensten Verhältnisse zurückgebracht: die Pension von sechs Louisdoren monatlich, die Frau Wilhelmy verlangt, erscheint ihm unerschwinglich: „ich drohte bei dieser Forderung auf den Rücken zu fallen," doch hofft er die gute Dame — denn natürlich ist er schon wieder Hahn im Korbe bei ihr — zu bewegen, ihn und seinen Diener für fünf Louisdore zu beherbergen und zu beköstigen. In die Unmöglichkeit, Schulden zu machen, versetzt, da seinem Wirte und den Berner Bankiers mitgeteilt war, daß er unter Kuratel stand, wandelt er eine Weile in Bern und in Freiburg, wohin er später übersiedelte, den geraden Weg bürgerlicher Spießbürgerlichkeit. In Freiburg gefällt er der strengen und steifen Patriziergesellschaft so wohl, daß Herr von Boccard, der früher in der Schweizer Garde in Paris gedient hatte und mit dem Grafen Affry verwandt war, gern und ohne Zögern seine jüngere Tochter mit ihm vermählt, im Juni 1775. Die Lage des jungen Paares war keine glänzende, sie wohnten in dem Hause des Herrn von Boccard und Ludwigs Eltern verpflichteten sich, ihm eine jährliche Rente von 5000 Franken

zu zahlen. Aber Ludwig wußte sich bald zu helfen; es gelang seinem erfinderischen Genie innerhalb dreier Jahre in Freiburg, da man ihn thörichterweise aus der Stellung unter Kuratel befreit hatte, 80000 Franken Schulden zu machen. Mit einer köstlichen Naivetät wundert er sich selbst über die Höhe dieser Summe, nicht für halb so groß hätte er sie gehalten. Seine arme Mutter mußte ihre Diamanten verkaufen, um die dringendsten Bedürfnisse des Freiburger Haushaltes zu befriedigen, auf die Bitte Grimms erstand Katharina II. die Schmucksachen. Dennoch blieb das herzliche Verhältnis zwischen Frau von Epinay und ihrem Sohne ungetrübt, zweimal, 1780 und 1782, kam ihre Schwiegertochter zu ihr nach Paris. Noch leichtsinniger und verschwenderischer als sein Sohn, war indessen auch Herr von Epinay seinem Schicksal nicht entgangen. Im Jahre 1777 beliefen sich seine Schulden wieder auf 650000 Franken, denen ein Aktiv von 150000 Franken gegenüberstand. Nach wie vor hatte er mit den Schwestern Verrière gelebt; der Tod der älteren, die seine Geliebte gewesen war, 1775, an einem Herzschlag änderte an seinen Gewohnheiten nichts, so eng wie an die verstorbene, schloß er sich jetzt an die überlebende an. Sein Freund und Vergnügungsgenosse Francueil heiratete 1777 in zweiter Ehe, ein Mann von zweiundsechzig Jahren, die Tochter, welche die ältere Verrière von dem Marschall von Sachsen gehabt, Aurora von Sachsen, eine dreißigjährige, schöne und anmutige Dame, die seit elf Jahren Witwe war: ihr Gatte, der Graf Horn, ein natürlicher Sohn Ludwigs XV., war in einem Zweikampf geblieben. Francueil und Aurora sind die Großeltern der George Sand, die von ihnen, in den ersten Kapiteln ihrer Lebensgeschichte, die vielerwähnten, ein wenig geschmeichelten Bilder entworfen hat. Auf Antrag seiner Frau und seiner Familie ward Herr von Epinay am 18. September 1777 unter Kuratel gestellt: seitdem hörte jeder Ver-

kehr zwischen den Gatten auf. Nach zweimonatlichem Krankenlager starb er am 15. Februar 1782. Die 64000 Franken, die er angeblich dem Fräulein Verrière schuldete, wurden derselben ohne Widerstreit von den Erben gezahlt, aber sie mußte dafür die kostbaren, Epinay gehörigen Möbel herausgeben. Jenes Klavier von Aubier war darunter, auf dem der junge Epinay gespielt, während seine Cousine Louise hinter ihm stehend sang und er ihr, in den Pausen des Gesanges, die ersten Liebesbeteuerungen zuflüsterte. Wenn alte Möbel reden könnten, wie viel mehr und Besseres wüßten sie uns oft zu sagen, als die Menschen!

Und nicht nur die Geldverlegenheiten der anderen quälten und beunruhigten Louise: ihre eigenen Vermögensverhältnisse verschlechterten sich. Schon einmal, als der Abbé Terray die Leitung des Finanzministeriums übernommen, 1771, hatte sie Galiani geschrieben: sie sei ruiniert und es würde ihr nichts übrig bleiben, als sich in die Bastille stecken zu lassen, um auf Staatskosten ernährt zu werden. Damals aber waren die fiskalischen Maßregeln gegen die Generalpächter nur angedroht, nicht ausgeführt worden, erst Necker unterdrückte im Jahre 1780 alle Pensionen und Anteile, die auf der Generalpacht lasteten. Louise sah sich der völligen Armut gegenüber. Grimms Briefe erweckten wieder, wie bei dem Verkauf der Diamanten, die Teilnahme und die Großherzigkeit Katharinas. Ein Buch über Kindererziehung, „Unterhaltungen mit Emilien", das Frau von Epinay 1775 veröffentlicht hatte und das den allgemeinsten Beifall des Publikums und den besonderen der Zarin gefunden, lieh ihrer Großmut einen passenden Vorwand. „Sie bringen mir alle Jahre, lieber Grimm," schrieb sie ihm, „eine Menge schönen Geldes für Nichtigkeiten durch, nehmen Sie zweimal achttausend Franken davon und geben Sie dieselben der Verfasserin der „Unterhaltungen mit Emilien", und wenn sie das Geld nicht annehmen will, leihen Sie es ihr

auf fünfzig Jahre. Vor allem: ich will kein Wort mehr darüber hören, schreiben Sie mir einfach: 16000 Franken verschenkt oder verliehen. Und für die kleine Emilie lassen Sie ein Schmuckstück anfertigen, mit meinem Namenszug in Diamanten, und hängen Sie es ihr um den Hals, damit sie sich meiner erinnert." Gerade wie Diderot verdankt Louise der Güte Katharinas einen wenigstens von Geldsorgen freien Lebensabend.

Die kleine Emilie, die Tochter der Vicomtesse von Belsunce, Louisens Enkelin, war der Stern und die Freude ihres Alters. Die Neigung, zu bilden und zu erziehen, die sie mit Rousseau teilte, konnte sie hier vollauf befriedigen: recht im Gegensatz zu Galiani, der jede methodische Erziehung und nun gar die der Mädchen verspottete. Nach ihm erziehen Zufall und Natur die Menschen. „Mein lieber Abbé," schreibt sie ihm am 4. Oktober 1769, „ich werde Schullehrerin werden oder, um ganz genau zu sprechen, Entwöhnerin. Aus den Schluchten der Pyrenäen ist mir eine Enkelin gekommen, ein zweijähriges, originelles kleines Geschöpf. Schwarz wie ein Maulwurf, spanisch ernsthaft, von wahrhaft huronischer Wildheit — dabei hat sie die schönsten Augen von der Welt und eine natürliche Anmut, eine Mischung von Güte und heiterem Ernst in ihrer ganzen kleinen Person, die für ihr Alter außerordentlich merkwürdig ist. Ich wette, sie wird Charakter haben — ja, ja, ich wette. Und damit sie ihn behält, werde ich mich ihrer bemächtigen. Es sind schreckliche Fesseln, die ich mir anlege. Aber mein Schicksal will's, morgen entführe ich sie ihrer Mutter. Ich werde sie erziehen. Wir wollen einmal ein Kind sehen, das weder gezwungen noch gehindert wird. Das erste Beispiel freier Erziehung in Paris. Denken Sie sich, Abbé, ich bin in ganz Paris die einzige, die ihr keine Furcht macht, sie lächelt mich an. Und dann heißt sie Emilie! Der reizende Name! Ist es möglich, dem allen zu

widerstehen?" Viele und nur zu gerechte Gründe mochte diese Frau haben, Rousseau zu hassen, aber über alle äußerliche Schranken und Hemmnisse hinweg verbindet sie beide, unbewußt und widerwillig, derselbe tiefe, wahlverwandte Zug zur Natur. Aus den Unterhaltungen nun, die sie mit dem Kinde führte, ist ihr Buch entstanden: Dialoge zwischen Mutter und Kind, welche die erste Erziehungsstufe, bis zum zehnten Jahre, umfassen. Ein Buch voll Naivetät und Gemüt, im Sinne unserer Fröbelschen Erziehungsweise, leidlich frei von den Allgemeinheiten und der Systemmacherei, wie sie das Jahrhundert und die Weisheit der Encyklopädisten liebte, aber im ganzen doch mehr spielerisch und tändelnd, als bildend und erziehend. Galiani trifft wieder einmal den Nagel auf den Kopf, wenn er darüber urteilt: ein Buch, über das man sich totlachen kann, so drollig, naiv und fröhlich ist es, ein unvergleichliches Buch, aber nützlich zu nichts. Anders dachte die französische Akademie, welche den „Unterhaltungen mit Emilien" — sie hatten schon eine zweite Auflage und eine Übersetzung in das Russische erhalten — in der Sitzung vom 13. Januar 1783 den Preis zuerkannte, den ein reicher Edelmann, der Baron von Montyon, für nützliche und wohlthätige Bücher ausgesetzt. Die erlauchte Körperschaft wußte ihrer Entscheidung dadurch eine besondere Liebenswürdigkeit zu verleihen, daß sie einen der treuesten und langjährigsten Freunde Louisens, den Marquis von St. Lambert, zum Überbringer derselben ernannte.

Dies war der letzte Sonnenblick in Louisens Leben. Sie hatte noch das Glück gehabt, im Frühjahre 1778 Voltaire wiederzusehen: dann waren rasch nach einander am 30. Mai Voltaire, am 2. Juli 1778 Rousseau dahingegangen. Die Verse sind bekannt, die Louise ihm widmete und an die Pforte der Eremitage im Walde von Montmorency heften ließ: „O Rousseau, dessen leidenschaftliche Schriften in dieser stillen

Einsiedelei geschaffen wurden, warum verließest Du mein friedliches Asyl? Du selbst hattest es gewählt, hier fandest Du Dein Glück und dennoch hast Du es verschmäht. Unter Deiner Undankbarkeit hat mein Herz geblutet, aber warum diese Erinnerungen meinem empfindsamen Herzen zurückrufen.. ich sehe Dich, ich lese Dich und alles ist vergeben!" Nur die Reste ihres früheren Freundeskreises umgaben sie noch: Grimm, der mit zärtlicher Sorge an ihrem Schmerzenslager ausharrte, Diderot, Holbach, Frau Sedaine, die Witwe ihres Schwagers Jully, die Gräfin d'Houdetot, ihre Tochter und ihre Enkelin verließen sie nicht, Francueil hatte sie seit seiner Verheiratung mit Aurora von Sachsen nicht mehr gesehen, der Briefwechsel mit Galiani versandete bei ihren körperlichen Leiden. Obgleich erst wenige Jahre über die Mitte der Fünfzig hinaus, gehörte sie doch zu dem Geschlechte, das den Traum eines goldenen Zeitalters mit der ganzen Kraft seiner Phantasie und der vollen Leidenschaft seines Herzens geträumt hatte, und das nun ein günstiges Geschick vor dem schrecklichen Erwachen durch den Tod bewahrte: eins der ersten Opfer der Revolution war der Enkel Louisens, der Major Heinrich von Belsunce. Bei einem Getreideaufstand ermordete ihn das Volk im August 1789 zu Caen in grauenhafter Weise; Megären rissen ihm das Herz aus, brieten und verzehrten es. Den Sommer des Jahres 1782 hatte Louise in einem Häuschen in Chaillot zugebracht: von hier aus sandte sie Grimm eine Locke ihres Haares. „Nimm sie hin," sagt sie in wehmütigen Versen, „diese Haare, das Alter hat sie weiß gefärbt, aber sie sind für uns das Pfand einer langen Freundschaft. Das Gestirn der Freundschaft leuchtet im Winter meiner Jahre; mit dem Reiz, sich zu lieben, vereinigt man unter weißen Haaren das Recht, es sich zu sagen." Abends um neun Uhr am 15. April 1783 ist sie zu Paris in der Straße der Chaussee d'Antin gestorben. Der Bericht des Polizeikommissars ist das letzte

Aktenstück, in dem Louisens Name und ihr sterbliches Teil erscheint . . . „Begaben uns um zehn Uhr abends in ein Haus, dessen Eigentümerin Frau von Epinay ist, in ein Zimmer im Erdgeschoß, mit Aussicht auf den Garten, das zum Schlafzimmer eingerichtet war, und wurde uns gesagt, daß hier vor einer Stunde Dame Louise Florence Petronella Tardieu von Esclavelles, Witwe des Herrn Denis La Live von Epinay verschieden sei, und darauf eine weibliche Leiche gezeigt, welche nach der Aussage der Anwesenden die der vorgenannten Epinay ist“ . . . Wir wissen nicht, wie Diderot, wie Grimm ihren Tod empfanden, aber Galianis Schmerzensschrei ist uns bewahrt worden. Er bezeugt, was ihm Louise gewesen; wenn man mit der Seele allein lieben kann, ist Galiani der treueste und innigste Liebhaber Louisens. „Frau von Epinay ist tot,“ schreibt er am 19. Juni an Frau du Boccage, „so habe auch ich aufgehört zu sein! Gütigst hatten Sie mir in Ihrem letzten Schreiben den Vorschlag gemacht, mit Ihnen den Briefwechsel fortzusetzen, den ich so lange mit ihr unterhalten habe. Ganz fühle ich den Wert und die Schwere des Opfers, die Sie damit freundlich auf sich nehmen wollten: aber wie könnte ich demselben entsprechen? Mein Herz ist nicht mehr unter den Lebendigen, es ist ganz in einem Grabe. Vergeben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen mit einer solchen Freimütigkeit schreibe, daß ich Ihnen so viel Undank zeige. Aber in dem Alter, wo uns Menschen die Freundschaft notwendiger wird, habe ich alle meine Freunde verloren. Ich habe alles verloren: man überlebt seine Freunde nicht.“ Galiani ist am 30. Oktober 1787 in Neapel gestorben, am 31. Juli 1784 war ihm Diderot vorangegangen. Grimm hat sie alle und die Freuden und Schrecken der Revolution, den Untergang des alten Frankreichs überlebt, er hat die Götterdämmerung und das Emporsteigen des Napoleonischen Sternes gesehen. Mit Louisens Enkelin, die er als

das teuerste Vermächtnis seiner Freundin halbwegs wie sein eigenes Kind betrachtete und die er im Jahre 1786 mit dem Grafen Bueil verheiratet hatte, verließ er im Februar 1792 Frankreich. Während ihr Gatte in die Legion der Emigranten trat, die sich in Koblenz sammelte, folgte die junge Frau mit ihren drei Kindern ihrem väterlichen Freund erst nach Aachen und Düsseldorf, dann nach Gotha. Sie und ihre Töchter waren um Grimms Sterbebett vereinigt, als er, vierundachtzigjährig, in Gotha am 19. Dezember 1807 starb.

Louise von Epinay ist unter ihren Zeitgenossinnen nicht die hervorragendste, nicht einmal eine ungewöhnliche Frau; sie hat weder einen großen Geist gezeigt noch ein romantisches Schicksal gehabt. Aber sie ist in jedem Zuge eine Rokokofigur, in der, gerade weil ihre Persönlichkeit keine starke und mächtige, sondern eine echt weibliche, eindrucksfähige, empfängliche ist, Inhalt und Form, die geistigen Strömungen und die äußeren, mannigfach wechselnden Begebenheiten ihrer Zeit zum reinsten Ausdruck kommen. Die ihr eingeborene Anmut, die alles, was sie thut und was sie redet, verschönt, giebt ihrem Schatten den besonderen Reiz. Was ist die Unsterblichkeit, was ist der Nachruhm? hat Galiani einmal gefragt und melancholisch darauf geantwortet: „Ein armseliges Grenzgebiet, das wir schwach und mühevoll gegen die Vergessenheit verteidigen.“





Friedrich Melchior Grimm.



Nicht immer fand der Anspruch der Franzosen, die erste unter den gebildeten Nationen zu sein und an der Spitze der Civilisation zu schreiten, den Widerspruch und die Verspottung wie heute. Im vergangenen Jahrhundert, als sie noch nicht daran dachten, ihn herausfordernd zu betonen, mäkelte niemand daran. Unbestritten erkannte es die Welt an, daß die Erziehung eines jungen Mannes aus den besseren Ständen, er mochte nun ein Engländer oder ein Deutscher, ein Russe oder ein Italiener sein, nur in Paris sich vollenden konnte, daß die französische Sprache und Litteratur den ersten Rang einnähme und erfolgreich mit den Alten wetteifere. Nicht nur den Franzosen, allen erschien sie als der vollkommenste Ausdruck der Bildung des Jahrhunderts und das unvergleichlichste Mittel für den einzelnen, seine Gedanken der Welt mitzuteilen. Die sprichwörtliche Liebenswürdigkeit und Höflichkeit der Franzosen, die damals Paris für alle Fremden zu der behaglichsten Stadt Europas machte, that das ihre, dem Urteile des Verstandes auch die Zustimmung des Gemütes zu gewinnen.

So sehen wir, ein seltenes Schauspiel in der gesamten Litteraturgeschichte, Fremde nicht nur vorübergehend eine Art Gastrolle in der französischen Litteratur geben, sondern bis auf den heutigen Tag eine hervorragende Rolle darin spielen. Wie die Franzosen Friedrich den Großen zu ihren Geschichtschreibern und Dichtern, zählen sie den Neapolitaner Ferdinand Galiani zu ihren ersten volkswirtschaftlichen Schriftstellern und Briefschreibern. In der Mannigfaltigkeit des Inhalts und dem Reichtum ihrer Gedanken, in der Anmut und der schönen Freiheit ihrer Form wetteifern Galianis Briefe mit denen Diderots um den zweiten Platz hinter den Briefen Voltaires, dem auf diesem Gebiete gleichzukommen, freilich bis jetzt noch keinem Sterblichen gegeben ward. Größer, dauernder und unmittelbarer aber als Friedrichs und Galianis Einfluß ist der Melchior Grimms auf die französische Litteratur gewesen. Ein Deutscher aus Regensburg, hat er zwanzig Jahre lang, von 1753—1773, das Scepter der französischen Kritik geschwungen; seine „Litterarische Korrespondenz" hat damals alle Erscheinungen der französischen Litteratur von den Tragödien bis zu den kleinsten Broschüren und den unbedeutendsten Reimereien herab der vornehmen deutschen und russischen Gesellschaft vermittelt und ist jetzt für die Franzosen die unerschöpfliche Fundgrube ihrer Kenntnis über die litterarischen Zustände jenes Zeitalters und ein Dokument ihrer einzigen Stellung in der geistigen Bewegung Europas geworden. Die neue, durch ihre Genauigkeit, übersichtliche Anordnung und den Reichtum ihrer Beilagen und Anmerkungen ausgezeichnete Ausgabe der Correspondance littéraire, die Tourneux in den Jahren 1877 bis 1882 veröffentlicht, hat in Frankreich das Interesse und die Teilnahme wieder auf den ursprünglichen Leiter und die eigentliche Seele dieses ungeheuren Repertoriums gelenkt: die Persönlichkeit Grimms, die den meisten nur aus dem Lichtbilde, das Frau

von Epinay von ihrem Ritter, und der häßlichen und hassenswerten Karikatur, die Rousseau von seinem Freunde und späteren Feinde entworfen hat, bekannt war, trat jetzt erst in ihrer vollen schriftstellerischen Bedeutung hervor. Ein Buch von Edmond Scherer: Melchior Grimm (Paris, Calmann-Levy) unternimmt es nun, im wesentlichen auf diese neue Ausgabe der „Litterarischen Korrespondenz“ und den Briefwechsel zwischen Grimm und Katharina II. von Rußland gestützt, das Leben des merkwürdigen Mannes nach allen Seiten hin zu schildern, seinen Wandlungen und Schicksalen nachzugehen und seinen Verdiensten wie seinem Charakter gerecht zu werden: eine gründliche, lobenswerte, wenn auch ein wenig farblose Arbeit, die gut die wichtigsten Punkte heraushebt, den Stoff glücklich ordnet, das Doppelgesicht des Mannes in scharfen Umrißlinien wiedergiebt und nur zu sehr die Beseelung und den Reiz des Lebendigen vermissen läßt, ein treffliches Stück litterarischer Anatomie.

Melchior Grimm gehört zu den Strebernaturen: nicht der innere Wert seiner Leistung, der äußere Erfolg, den er damit erringt, ist für ihn immer das Entscheidende gewesen. So entwickelt sich folgerichtig und doch überraschend, für die Zeitgenossen vermutlich noch mehr als für uns, aus dem Schriftsteller der kleine Diplomat. Der Mann, der von 1753 bis 1773 in der französischen Kritik und in der französischen Schriftsteller-, Künstler- und Gelehrten-Gesellschaft eine erste Stelle eingenommen, ist von da an bis zu dem Augenblick, wo er im Februar 1792 Paris für immer verließ, nur noch der Agent und das Faktotum der russischen Kaiserin gewesen. Die Leitung wie die Arbeit der „Korrespondenz“ hatte er bei seiner ersten Reise nach St. Petersburg im Jahre 1773 endgültig seinem Freunde Heinrich Meister, einem Schweizer, übertragen, seine eigene schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich fortan auf die bogenlangen Briefe, die er der Zarin

schrieb: in den Memoiren der Litteraten tauchte er kaum noch auf, bis zu seinem Tode war er für die französische Litteratur ein verschollener Mann, dem erst die spätere Veröffentlichung der „Korrespondenz" in den Jahren 1812 und 1813, angeblich nach einem von den Franzosen 1806, nach der Schlacht bei Jena, in Berlin oder Potsdam aufgefundenen Manuskript, wieder Ruf und Namen verschaffte. In ihm selbst war der Trieb des Höflings schon in seiner schriftstellerischen Thätigkeit so stark gewesen, daß er später im Besitz seiner Orden und seines grünen Diplomatenfracks, als Baron des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, durch Katharinas Vertrauen und Freundschaft geehrt, unter der Last ihrer Aufträge, nicht das leiseste Bedauern empfand, seine Freiheit für ein höheres Bedientenium hingegeben zu haben und seine früher so furchtlose und unbestechliche Feder zu byzantinischen Schmeichelkünsten zu erniedrigen. „Ich muß geheimer Hofrat werden," hat Dingelstedt in seiner Jugend den dunklen Drang in seiner eigenen Brust verspottend gesungen, um schließlich aus einer Hofstellung in die andere zu wandern, von Stuttgart nach München, von Weimar nach Wien: Grimm hat denselben Wunsch und dasselbe Schicksal gehabt. Zwei Frauen haben in den beiden Phasen, in die sich sein Leben teilt, den bestimmenden Einfluß auf ihn ausgeübt. In seiner litterarischen Periode ist ihm Louise von Epinay Freundin und Muse gewesen: eine Muse, die oft genug in der „Korrespondenz" die Feder für ihn geführt hat; in seiner diplomatischen liegt er vor Katharina II. auf den Knieen, als seiner Herrin, ja seiner Göttin: „ich bin nur ein Erdenwurm, aber ich bin glücklich darüber, denn um so mehr bin ich dazu geschaffen, zu Ihren Füßen zu kriechen." Nicht nur äußerlich haben beide sein Geschick beherrscht, auch seine Haltung und sein Charakter empfangen von ihnen, so weit es bei der Festigkeit seines Willens und der Kühle seines

Temperaments möglich war, eigentümliche Züge und Schattierungen.

Wie hoch er selber aber auch seine Erniedrigung schätzen und in seinem Verhältnis zu Katharina den Gipfelpunkt seines Lebens sehen mochte, für uns hat nur die erste Hälfte seines Lebens und, wenn ich so sagen darf, die bessere seiner Persönlichkeit dauernde Bedeutung. Als Agent und in gewisser Beziehung als Günstling Katharinas ist er eine Nummer unter vielen und vermehrt die Zahl abenteuerlicher Streberfiguren, an denen gerade das achtzehnte Jahrhundert keinen Mangel hat, nicht einmal in origineller oder phantastischer Weise: als deutscher Schriftsteller, der in der französischen Litteratur und Geselligkeit eine hervorragende Rolle gespielt, ist er eine einzige, überaus merkwürdige Erscheinung, die eine leuchtende Spur hinterlassen hat, ein Bindestrich in der Weltlitteratur.

Grimm stammte aus einem evangelischen Pfarrhause, er war der zweite Sohn des Pfarrers Johann Melchior Grimm in der freien Reichsstadt Regensburg. Am 26. September 1723 geboren, wurde er an demselben Tage getauft und erhielt die Namen Friedrich Melchior. Früh entwickelten sich seine litterarischen Fähigkeiten und Neigungen, schon aus den oberen Klassen des Gymnasiums in Regensburg schrieb er verehrende und bewundernde Briefe an die damalige Leuchte der Wissenschaften und der schönen Künste in Deutschland, an den Leipziger Professor Gottsched. Newton, Addison, Steele sieht er in Gottsched vereint: es ist der erste Brief, den wir überhaupt von Grimm besitzen, mit dem Datum des 19. April 1741, und Scherer hat recht, wenn er den ganzen Grimm darin entdeckt; Grimm, sagt er, ist als Höfling und zum Höfling geboren. Zugleich mit seiner Verehrung überreichte der Jüngling dem Meister eine Satire gegen die Verächter der Philosophie, eine Ode und am Ausgang des Jahres

eine nach den Regeln verfaßte Tragödie „Banise“. Sie fand in ihrer Regelmäßigkeit, ihrer Schablonenhaftigkeit, nach dem französischen Muster — Racines „Athalia“ hat dem jungen Dichter vorgeschwebt — in ihrer ganzen Trockenheit und leeren Rhetorik den Beifall Gottscheds, der sie nach einigen Verbesserungen in dem vierten Teil seiner „Deutschen Schaubühne“ 1743 bekannt machte. Nach ihm war diese Dichtung wohl geeignet, den guten Geschmack auf der deutschen Bühne, im Gegensatz zu den Hanswurststreichen und den Staatsaktionen zu vertreten und zu fördern. Das Stück ist auch in der That, so wunderlich es uns und wenige Jahre nach seiner Veröffentlichung dem Dichter selbst erschien, in Straßburg und Frankfurt am Main aufgeführt worden, und der grausame Tyrann, des Trauerspiels Chaumigrem tritt auch auf dem Puppentheater Wilhelm Meisters auf. Und zwar geradenwegs aus der „deutschen Schaubühne,“ die Wilhelm unter den Büchern seines Großvaters gefunden hatte. Grimm entnahm den Stoff seiner Banise aus dem vielgelesenen und vielbewunderten Roman Heinrich Anshelm von Zieglers „Die asiatische Banise“, und mannigfache dramatische Bearbeitungen, freilich im rohsten Handwerkerstil, waren seinem Trauerspiel vorangegangen.

Voll von dichterischen Hoffnungen und Plänen bezog Grimm im Jahre 1743 die Universität Leipzig. Er hörte bei Gottsched Philosophie und Poesie, bei Ernesti alte Sprachen, bei Mascov deutsches Recht und Geschichte. Offenbar ging eine Umwandlung in ihm vor und mit derselben eine Art Selbsterkenntnis. Sein Dichterberuf wurde ihm zweifelhaft; die Lehren Ernestis weckten den kritischen Sinn in ihm, Mascovs Unterricht führte ihn dem praktischen Leben, der Möglichkeit eines lohnenden Erwerbes näher. „Ich habe,“ schrieb er 1745 an Gottsched, „meine Banise niemals der Aufnahme in die Schaubühne für würdig gehalten, der Himmel

hat nicht gewollt, daß ich ein Dichter werde. Der Mangel an natürlichem Talent auf der einen, meine Lage auf der andern Seite haben mich bestimmt der Dichtkunst oder besser der Versmacherei für immer zu entsagen." Ausschließlich wollte er sich dem Rechtsstudium widmen und darin Brot und Stellung suchen. Die Umstände selbst scheinen ihn darauf hingewiesen zu haben. Seit seiner Jugend war er mit dem sächsischen Reichstagsgesandten, dem Baron und späteren Grafen Schönberg bekannt. Mit dem ältesten Sohn desselben, Gotthold Ludwig, der drei Jahre jünger als er war, saß er auf den Bänken des Gymnasiums zusammen: „Er ist mein ältester Freund, seit meinem elften Jahre," schrieb er später an Katharina: eine Freundschaft, die nie erlosch und nie getäuscht wurde, bis zu Schönbergs Tode im Jahre 1796. Der Graf Schönberg fühlte sich in Regensburg schon als Lutheraner zu dem lutherischen Prediger der Stadt hingezogen, die Freundschaft der Kinder schob ihm unwillkürlich die Beschützerrolle für Melchior zu. Er nahm den angehenden Rechtsgelehrten als Sekretär im Jahre 1745 zur Kaiserwahl und Kaiserkrönung Franz' I., des Gemahls der Maria Theresia, nach Frankfurt mit. Grimm ahnte nicht, daß es ihm bestimmt war, dies mittelalterliche Schauspiel noch zweimal, bei den Wahlen und Krönungen Leopolds II. 1790 und Franz' II. 1792, zu erleben. Nach Regensburg zurückgekehrt blieb Grimm als Hofmeister und Erzieher des zweiten Sohnes, Adolf Heinrich, im Hause des Grafen Schönberg. Als Frucht seiner Studien ließ er im Anfang des Jahres 1747 eine lateinische Dissertation „Zur Geschichte Kaiser Maximilians I., hinsichtlich ihrer Bedeutung für das deutsche Staatsrecht" mit einer Widmung an seinen Freund Gotthold Ludwig von Schönberg erscheinen, der damals die Universität Leipzig verließ, um in den Staatsdienst zu treten. Auch mit dem Versuch, Voltaires Aufsatz über die Satire (Mémoire sur la satire, 1739) in Deutsch-

land herauszugeben und mit einer Einleitung in französischer Sprache zu versehen, beschäftigte er sich in der Muße, die ihm seine Hauslehrerstelle ließ, wie wir aus einem seiner Briefe an Gottsched erfahren; in der französischen Sprache fühlte er sich, seiner eigenen Aussage nach, ziemlich fest.

Der entscheidende Schritt in Grimms Leben ist seine Reise nach Paris. In den letzten Tagen des Jahres 1748 oder den ersten 1749 ist er nach der französischen Hauptstadt gekommen, um sie erst nach dreiundvierzig Jahren wieder zu verlassen. Ganz auf das Geratewohl und die Gunst des Zufalls wagte er das kühne Unternehmen nicht; der Wahrscheinlichkeit nach begleitete er seinen Zögling zu einem kurzen Aufenthalt nach Paris: Gotthold, der ältere Schönberg, oder wie die Franzosen ihn nennen, Schomberg, stand damals schon seit einigen Monaten als Offizier in französischen Diensten. Und außer ihm fand Grimm dort einen anderen vornehmen Gönner, den Baron von Studnitz, der den Herzog von Sachsen-Gotha, wenn auch nicht in offizieller Form, bei dem Versailler Hofe vertrat. Bei einem Aufenthalt Studnitzens in Regensburg hatte Grimm im Schönbergschen Hause seine Bekanntschaft gemacht. Möglich, daß dessen Schilderungen der Hauptstadt, die Hoffnungen, die seine Freundschaft erweckte, Grimms Entschluß mit bestimmen halfen. Eine Kühnheit war es in jedem Falle, den dürftigen, aber sicheren Hafen der Heimat aufzugeben und sich ohne rechte Mittel, ohne Kenntnis der Welt und der Menschen, seinem Glücke vertrauend, auf den Pariser Ocean hinauszuwagen. Über Erwarten traf der fünfundzwanzigjährige Abenteurer guten Wind und leichte Fahrt. Als er in Paris ankam, weilte dort der vierzehnjährige Erbprinz Friedrich von Sachsen-Gotha mit seinem Mentor und Erzieher, dem Baron von Thun, und seinem geistreichen, munteren und liebenswürdigen Reiseprediger Emanuel Christoph Klüpfel, dem nachmaligen Begründer des Gothaischen

Hofkalenders, den zunächst nur sein Witz, seine Fröhlichkeit und seine Kenntnis der französischen Sprache auszeichneten. Studnitz vermittelte nicht nur Grimms Eintritt in diesen kleinen deutschen Kreis, sondern verschaffte ihm auch, als der junge Schönberg nach Deutschland zurückreiste, die Stelle eines Vorlesers bei dem Prinzen. Es war noch nicht viel, aber doch Boden unter den Füßen. Alle diese Deutschen, aus dem sächsischen Kurfürstentum und den Herzogtümern, hielten sich eng zusammen; die Vornehmsten waren in Versailles, da der Dauphin eine sächsische Prinzessin geheiratet hatte und der erste Feldherr Frankreichs, der Marschall von Sachsen, ihr Landsmann war, wohlgelitten, und es konnte nicht fehlen, daß der Abglanz dieser Hofgunst auch noch die Häupter der Kleinen streifte. So wurde der neue Ankömmling vielfach unterstützt und vorwärts geschoben; 1750 erhielt er den Platz eines Sekretärs bei dem Grafen August Heinrich von Friesen, dem Neffen des Marschalls, der im französischen Heere als Generalmajor diente, und wohnte in dessen Hause in der unteren Wallstraße, in der Vorstadt St. Honoré, in leidlichen Verhältnissen, ein Mann, der empfangen und seine Freunde bewirten konnte. Er war ein unterhaltender und angenehmer Gesellschafter, ob er nun an der Tafel des Grafen saß oder selber den Wirt machte. Schon damals gaben ihm seine Freunde den Spottnamen Tirante, nach dem Helden eines Ritterromans, später hieß er allgemein wegen seines festen und energischen Auftretens der Tyrann, nur Rousseau gefiel sich darin, dem Namen Tirante, der Weiße, die Auslegung unterzuschieben, Grimm habe sich weiß geschminkt, um schmachtend und melancholisch auszusehen. Auch die Neigung Grimms, seinen Spott mit religiösen Dingen und Ceremonien zu treiben und sie in das Parodistische zu verkehren, offenbarte sich schon bei jenen fröhlichen Symposien in guten und schlechten Späßen.

Das Bindeglied zwischen diesem deutschen Kreise und den französischen Künstlern, Schriftstellern und Generalpächtern bildete Jean Jacques Rousseau. Wie Grimm und Klüpfel empfand auch er sich, trotz des Zaubers, den Paris und die französische Gesellschaft auf ihn wie auf jene ausübten, in ihr als ein Fremder — ein Gefühl, das er niemals ganz los werden sollte, viel weniger als Grimm, und zu dieser ersten gegenseitigen Anziehungskraft gesellte sich eine zweite: die Liebe zur Musik. Rousseau wie Grimm waren leidenschaftliche Musiker und gegenüber den Franzosen gewiegte Kenner der Kunst; der eine war gleichsam mit der italienischen Musik groß geworden, der andere bewahrte von den Prager Musikanten, die er in Leipzig und wohl auch in Regensburg gehört, eine unverlöschliche Erinnerung. Viele Jahre nachher, als Grimm und Rousseau längst in bitterer Feindschaft auseinander gegangen waren, wirkte der Reiz dieser gemeinsamen Spaziergänge und Musikabende, dieser heiteren Gelage und Unterhaltungen, die Magie der Jugend auf den inzwischen zum würdigen Oberkonsistorialrat in Gotha aufgestiegenen Klüpfel noch nach. Rousseau war es nun, der Grimm im Hause des Generalpächters Epinay vorstellte und ihn mit Diderot bekannt machte: die zwei für Grimms litterarische und gesellschaftliche Bedeutung entscheidenden Verhältnisse wurden so durch Rousseaus Vermittelung angeknüpft; die Frau, die von allen ihn am zärtlichsten geliebt, deren Haus, deren Familie schließlich die seine ward; den Freund, dessen Treue, Hingebung und Bewunderung bis zu seinem Tode aushielt, empfing Grimm aus der Hand des Mannes, der seinem Andenken bei der Nachwelt einen unvertilgbaren Flecken angespritzt hat.

Jeder, der sich mit diesen Dingen eingehender beschäftigt hat, kennt die Grundlosigkeit und die Gehässigkeit der Anklagen, die Rousseau gegen Grimm erhoben hat, weiß, daß sie aus einer Mischung von Größen- und Verfolgungswahnsinn entsprungene

Verdächtigungen und Verleumdungen sind, und vermag sich doch nicht der fortreißenden, blendenden und betäubenden Beredsamkeit der „Bekenntnisse“ zu entziehen. Indem wir das unschuldige Opfer einer maßlosen Rachsucht bedauern, fühlen wir zugleich, daß der tödliche Pfeil nicht mehr aus der Wunde zu ziehen ist. Allein haftet der Fleck der Undankbarkeit und des Neides gegen den ersten teilnehmenden und dienstbereiten Freund, den er in Paris hatte, an Grimms Andenken, so wird dies Andenken doch wieder durch die Liebe Louisens von Epinay und die Freundschaft Diderots verklärt. Grimm und Diderot stellen in ihrer Weise und nach ihrem Temperament in der schriftstellerischen Welt ein eben so vollkommenes Freundschaftspaar dar, wie Goethe und Schiller. Auch der Jahresunterschied trifft zu, 1713 geboren, war Diderot um zehn Jahre älter als Grimm. In einer dreiunddreißigjährigen Freundschaft hat es zwischen ihnen niemals eine totale Sonnenfinsternis gegeben, immer wieder fanden sie sich aus kleinen Irrungen, Zerwürfnissen und Verstimmungen in gegenseitiger Anerkennung und Teilnahme zusammen. Als Mensch wie als Schriftsteller ist Diderot die ungleich bedeutendere Erscheinung, ein Feuerkopf voll gährender Ideen, in rastloser Thätigkeit, wie ein Vulkan, ein ledenschiaftlich überströmendes Herz, das sich jedem Eindruck empfänglich zeigt und von dem Schein der Dinge nur zu leicht zu unbedachten Thaten hingerissen wird; Grimm dagegen ein methodisch erzogener deutscher Gelehrter, der über keinen großen Reichtum origineller Gedanken verfügt, aber seinen Besitz ungewöhnlich klar und übersichtlich zu ordnen versteht, den Büchern wie den Menschen auf den Grund sieht, für seine Ansichten und Vorstellungen immer den schärfsten und passendsten, dem großen Publikum verständlichsten Ausdruck findet und dabei eines gewissen burlesken Humors und einer liebenswürdigen Drolligkeit nicht entbehrt; welt- und form-

gewandter als Diderot, rücksichtsvoller und schmiegsamer, da er von den Menschen Ehrenstellen und Vermögen erwartet — Dinge, die dem „Philosophen" überaus gleichgültig waren. So ergänzten sich beide auf das glücklichste; die Leidenschaft und die Überschwänglichkeit Diderots wurde durch die kühle Verständigkeit und die ruhige Logik Grimms gemäßigt, während auf der anderen Seite Grimms Nüchternheit und Mittelmäßigkeit durch Diderots Feuer Schwung und Wärme erhielt. Ich stimme Scherer bei, daß die tiefste Wurzel dieser Freundschaft gerade der Gegensatz beider Männer war.

Damals nun, als sie einander näher traten, war es die Musik, die alle drei, Diderot, Rousseau, Grimm, mit ihrem melodischen Netze umspann. Rousseau schrieb nicht nur Noten ab, er komponierte bekanntlich auch. Seine Oper „Der Dorfwahrsager" war im Entstehen; welch feiner Kenner des Klaviers und der Harmonielehre Diderot war, wissen wir aus dem Anteil, den er an Bemetzrieders „Leçons de clavecin et Principes d'harmonie" hatte — noch besser aus seinem Dialog „Rameaus Neffe". Er enthält keine Lieder und keine Melodien, wer aber, der dies Meisterwerk des „Philosophen" liest, hörte nicht etwas wie eine unsichtbare Musik um sein Ohr klingen, Ariels Flöten- und Harfentöne über Calibans Gegrunze — eine Harmonie, die, alle Dissonanzen auflösend und alle Gebrechen lindernd, unser Herz noch mehr als unser Ohr umschmeichelt? Die Musik war es denn auch, die Grimm glanzvoll und lärmvoll in die französische Litteratur einführte. Sein Sekretariat bei dem Grafen Friesen nahm selbstverständlich nur den kleinsten Teil seiner Zeit in Anspruch und ließ ihm Muße, seiner schriftstellerischen Neigung nachzugehen. Mit Gottsched war er auch von Paris aus in einem regen Briefwechsel geblieben. Die Franzosen über die Entwickelung der deutschen Litteratur aufzuklären, zwischen ihrer reifen und in sich vollendeten Litteratur und der aus dem Zwang der

Regeln und der Dürftigkeit der Anschauungen und des Ausdrucks aufstrebenden deutschen ein Band zu knüpfen, Berührung und Fühlung zu schaffen, bot sich dem jungen, nach Paris verschlagenen Deutschen, der schon den Dichterlorbeer der „Banise" trug, als schönste Aufgabe dar. Zwei Briefe über die deutsche Litteratur erschienen denn auch von ihm im Oktober 1750 und im Februar 1751 in der Zeitschrift „Merkur" in einem schwerfälligen, nicht fehlerlosen, aber doch klaren und durchsichtigen Französisch. Wie neidlos und bewundernd er auch die Überlegenheit der französischen Litteratur anerkennt, verheißt er doch der deutschen eine nahe und glorreiche Zukunft: „seit drei Jahren gleicht Deutschland einem Vogelbauer voll kleiner Singvögel, die nur die gute Jahreszeit erwarten, ihr Lied anzustimmen." Aber nicht diese Briefe, sondern ein Brief über die Oper „Omphale" lenkte die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf ihn. Man kann den damaligen Musikkrieg und die musikalische Schwärmerei der gebildeten Pariser Gesellschaft ohne Übertreibung mit unserer Wagner-Begeisterung und unseren Wagner-Kämpfen vergleichen. Zwei Parteien standen sich gegenüber, wie Guelfen und Ghibellinen; die eine verwarf die französische Musik und die französische Oper, wie sie unter Lulli und Rameau sich gebildet und entwickelt hatte, und verfocht den Satz, daß nur die Italiener eine Musik, Harmonie und Melodie besäßen; in dem Opernsaal pflegte sie ihren Platz unter der Loge der Königin zu nehmen; ihr gegenüber, unter der Loge des Königs, hielten sich die Anhänger der französischen Musik, die sich schon aus Patriotismus die Kunst des „großen" Rameau und des „göttlichen" Lulli nicht wollten wegdisputieren lassen. Die Herren des Hofes, die vornehmen Damen gehörten zu ihnen: die Partei unter der Loge der Königin bestand aus Hitzköpfen und Neuerungssüchtigen, wie Diderot und d'Alembert, und aus Fremden, wie Rousseau, Grimm und dem Westfalen Holbach.

Ein Zufall verschaffte ihnen den Sieg. Eine italienische Sängergesellschaft, les bouffons italiens, erhielt die Erlaubnis, im Jahre 1752 eine Reihe von Vorstellungen im Königlichen Opernhause zu geben. „So mittelmäßig sie waren, so arg auch das Orchester ihre Stücke verstümmelte, sie fügten dennoch der französischen Oper eine nie wieder wett gemachte Niederlage zu," wie Rousseau schreibt. Die Vergleichung der eintönigen, schleppenden Musik der großen französischen Oper mit den lebhaften Arien und den dramatisch bewegten Duetten, der ganzen Frische, Natürlichkeit und quellenden Fülle der italienischen Musik war für jeden unabweisbar und öffnete auch das harthörigste Ohr. In diesen Streit zwischen der französischen und der italienischen Oper fiel wie ein mächtiger Donnerschlag, die Entscheidung herbeiführend, Grimms Broschüre „Der kleine Prophet von Böhmischbroda", im Frühjahr 1753. Der Erfolg der Schrift war außerordentlich, in einem Monat erschienen drei Auflagen davon. Nicht weniger als siebenundvierzig Broschüren, für und wider, soll sie hervorgerufen haben. In der Sammlung der Diderotschen Werke finden sich allein ihrer drei. Den heutigen Leser dünkt der Inhalt wie die Form der Satire ein wenig seicht, ein wenig altmodisch. Die Parodie der Sprache des alten Testaments in das Groteske wirkt auf die Dauer ermüdend, und die Erfindung hat für uns keine witzige Schlagkraft mehr. Eine unsichtbare Hand führt den Prager Studenten Nepomuk Waldstorch aus Böhmischbroda aus der Dachstube, wo er träumerisch auf seiner Geige spielt, durch die Luft nach der Pariser Oper, gerade unter die Loge der Königin. Von allem, was er sieht, giebt er nun eine lustige Schilderung. Der Kapellmeister mit seinem Stabe erscheint ihm wie ein Holzhauer mit seiner Axt. Nach der Reihe erhalten so Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen ihren Pritschenschlag. „Dies nennt man in Frankreich eine Oper, und ich

merkte es mir auf meiner Schreibtafel an, um es nicht zu vergessen." Als der Vorhang gefallen, befiehlt ihm die Stimme eine Offenbarung niederzuschreiben, die er den Parisern verkünden soll: es ist, wie man sich denken kann, eine Verurteilung des schlechten, jetzt in Frankreich herrschenden Geschmacks, voll Ironie und Schärfe. Wenn das französische Volk sich nicht bessern wird — „dann", droht die Stimme, „werde ich dir deine Bühne nehmen und sie bei fremden Völkern wieder aufrichten, dann wird man die Dichter, die ich dir gegeben habe, unter dem Gestirn des großen Bären bewundern, und du allein wirst sie nicht mehr hören; die Posse wird zu deinem Lieblingsschauspiel und dein Entzücken werden; Plattheiten und Frechheiten werden dich nicht mehr ärgern, ungestraft wird man vor dir die gute Sitte verhöhnen dürfen, denn du wirst nicht mehr wissen noch empfinden, was gut und was schlecht ist". Für einen Fremden, der eben erst in Paris warm geworden, war die Sprache kühn und herausfordernd genug. Vielleicht aber machte gerade diese Keckheit, in Verbindung mit der Parodie des jüdischen Prophetentums — die Verspottung aller religiösen Vorstellungen, Anschauungen und Formen war nun einmal der Tic der Zeit — das Glück der kleinen Schrift. Fortan zählte Melchior Grimm zu den hervorragendsten französischen Schriftstellern und Schöngeistern und wurde neben Rousseau und Diderot genannt.

Vorteilhaft wie in die französische Litteratur, hatte sich Grimm gleich in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthalts in die französische Gesellschaft eingeführt. Längst nicht mehr gab in dieser Gesellschaft der Hof und der Adel ausschließlich den Ton an, zwischen ihnen und dem Bürgerstande hatte sich eine neue Schicht erhoben: die Generalpächter, die Bankiers, die großen Fabrikanten, die Richter des Parlaments, die Intendanten und Räte in den Ministerien, eine nicht allzu zahlreiche, aber durch Reichtum und Einfluß ausgezeichnete

Klasse, die in allen Geschmackssachen, in Kunst und Wissenschaft, in der Oper wie im Schauspiel, über Bücher und Bilder das öffentliche Urteil zu bestimmen anfing. In diesen Kreisen waren Schauspieler, Sänger und Virtuosen, Künstler und Schriftsteller die willkommensten Gäste, sie bildeten die Zierden, die goldenen und silbernen Tafelaufsätze des Mittags- wie des Abendtisches. Mit und neben ihnen der interessante Fremde, der Reisende aus England oder Italien, aus Schweden oder Rußland. Jeden Mittwoch giebt Frau Geoffrin, die Gattin eines reichen Spiegelfabrikanten, jeden Donnerstag der Baron Holbach, jeden Freitag der Genfer Bankier Necker, der eine Pfarrerstochter Susanne Curchod zur Frau hat, ein viel berühmtes Mittagsessen. Verschwender, wie der Generalpächter Epinay, sind mit solchen Kleinigkeiten nicht zufrieden, sie veranstalten auf ihren Schlössern in der Nähe der Hauptstadt Feste mit Konzerten und Gartenilluminationen, die ein paar tausend Franken an einem Abend verschlingen. All' diesen Damen und Herren empfahl sich Grimm durch eine tadellose Haltung, ein sicheres Auftreten, eine fröhliche Laune und einen gewissen ritterlichen Zug. Zu der guten Erziehung und der Kenntnis der Umgangsformen, die er sich in dem Schönbergschen Hause erworben, gesellte sich sein natürlicher Takt, sein Streben, weder durch blöde Schüchternheit noch durch mürrischen Stolz — die Eigenschaften, durch die sich Rousseau in jeder Gesellschaft auf die Dauer unmöglich machte — aufzufallen.

Zwei besondere Umstände hatten nun überdies den jungen Deutschen mit einer romantischen Glorie umgeben. Eine unglückliche Liebe für Fräulein Fel, eine damals vielgefeierte Sängerin in der Oper wie in geistlichen Konzerten — „eine singende Nachtigall, einen plätschernden Bach, einen kosenden Zephyr" hat man sie genannt — hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht. Die Dame scheint ihn erst angelockt und dann schmählich verstoßen zu haben. Wenn auch Rousseaus

Schilderung von Grimms Schmerz, den er überdies für eine Komödie erklärte, mit übertreibenden Farben gemalt ist, so gab die Untreue und die Falschheit der schönen Sängerin doch sicherlich Grimm einen Stich ins Herz. Alle, die mit ihm verkehrten, bedauerten ihn; je leichter man es gerade in der Gesellschaft, in der er sich bewegte, mit der Liebe nahm, um so anziehender erschien er als ein Opfer dieser Leidenschaft. Manches Jahr später, 1759, sah Grimm während seines Aufenthalts in Genf Fräulein Fel wieder, die damals eine Weile in dem Landhause les Délices Voltaires Gastfreundschaft genoß. „Seine Haltung ihr gegenüber ist die großmütigste und edelste," schrieb damals Frau von Epinay, in deren Begleitung und Banden Grimm war. Ein Zweikampf für diese Frau, die er bis dahin nur oberflächlich gekannt, im Anfang des Jahres 1753, hatte ihm für immer ihr Herz gewonnen. Ein schlimmer Verdacht schwebte über Frau von Epinay. Ich habe die Geschichte in der Skizze über Frau von Epinay ausführlicher erzählt. Auch an der Tafel des Grafen Friesen ward der Stadtklatsch erörtert. Grimm, der zu jener Zeit keine anderen Beziehungen zu Frau von Epinay hatte, als daß er ihre Konzerte besuchte, nahm sich der Verleumdeten an und schlug sich mit einem ihrer Ankläger im Garten des Hauses, unmittelbar nach der Aufhebung der Tafel. Er erhielt einen leichten Degenstich in den Arm.

Diese Wunde hat über sein Leben entschieden. Denn daß Louisens Unschuld bald darauf entdeckt und von allen anerkannt wurde, konnte ihre Erkenntlichkeit gegen den Mann, der sich ihrer angenommen, als selbst ihre Freunde nicht für ihre Unschuld einzutreten wagten, nicht mindern. Aus der Freundschaft und Hochachtung entwickelte sich allmählich eine feste dauernde Neigung, ein inniges Zusammensein, ein Verwachsen mit einander. Von ihrem Gatten getrennt, sah und liebte Louise in Grimm den ratenden und helfenden Freund,

die Stütze ihres Lebens. In Genf, während ihrer schweren Krankheit und langsamen Genesung, weilte er ein ganzes Jahr 1759—1760 in ihrer Nähe. Zusammen kehrten sie nach Paris zurück. Er ist der beständige Gast in ihren Landsitzen, erst in dem prächtigen Schloß La Chevrette und dann in dem bescheidenen La Briche. Grimm gab der in einem leichtsinnigen Genuß- und Gesellschaftstreiben halbwegs verlorenen Frau wieder Halt, Selbstachtung und ernstere Ziele; ebenso eifrig nahm er sich der Bildung ihres Geistes, der Entwicklung ihrer Fähigkeiten wie der Wahrung ihres Vermögens und der Zukunft ihrer beiden Kinder an, welche durch die Verschwendung Epinays auf das bedenklichste gefährdet war. Trotz seiner außerordentlichen Peinlichkeit und Empfindlichkeit in Geldsachen, stand er keinen Augenblick an, Katharinas II. Hilfe für seine Freundin zu erbitten, als die Ersparnisse, die Necker als General-Kontrolleur bei der Verwaltung der französischen Finanzen durchführte, sie um den größten Teil ihrer Pension brachten. Seit dem Jahre 1777 wohnten sie zusammen in einem Hause der Chaussée d'Antin, Louise im Erdgeschoß, Grimm im ersten Stock, wofür er 1700 Franken Miete bezahlte. Frau von Epinay hatte ihre Enkelin Emilie von Belsunce aus der Provinz, wohin ihre Tochter geheiratet hatte, nach Paris kommen lassen und erzog sie in ihrem Hause; Grimm verheiratete, nach dem Tode der Großmutter, das junge Mädchen im Frühjahr 1786 an den Graf von Bueil: „sie sollte von mir eine Rente von 15 bis 20000 Livres erben," schreibt er einmal. Die Revolution vertrieb erst die Bueils und dann Grimm selbst aus Frankreich. Mit Frau von Bueil und ihren beiden Töchtern hat er dann bis zu seinem Tode in Gotha gelebt. Wie gegen Diderot hat sich Grimm auch gegen Louise immer treu, dankbar und anhänglich erwiesen. Nie ist ihr Andenken ihm völlig entschwunden. Aber die eigentlich liebende Natur war

er so wenig in der Freundschaft mit Diderot, wie in der Herzensverbindung mit Frau von Epinay. Wie dem Freunde bewahrte er auch ihr gegenüber eine immer sich gleich bleibende kühle Verständigkeit und Ruhe, die der zärtlichen und leidenschaftlichen Frau heimlich um so heftigere Thränen entlockte, je lebhafter sie ihre Kränklichkeit und den Mangel körperlicher Schönheit empfand. Eine Untreue indessen zerriß niemals das Band, das die Neigung in der Jugend geknüpft, und von ihrem letzten Krankenlager konnte ihm Louise mit rührenden Versen eine Locke ihres weiß gewordenen Haares als „Pfand einer langen Treue" schenken: er hat sie noch vierundzwanzig Jahre überlebt.

Die zwanzig Jahre, von 1753—1773, in denen ihre Freundschaft in Blüte stand und nicht durch den gigantischen Schatten der russischen Kaiserin verdunkelt, ihr Zusammenleben nicht durch Grimms beständige Reisen beeinträchtigt wurde, sind die fruchtbarsten für Grimms litterarische Thätigkeit gewesen. Ausschließlich hat er sich während dieser Zeit der „Litterarischen Korrespondenz" gewidmet. So wenig genügten die beiden unter dem Einflusse der Regierung stehenden Zeitungen „La Gazette de France" und „Le Mercure" dem Verlangen, über die Vorfälle und Geschichten von Paris, über litterarische und künstlerische Erscheinungen in einer fortlaufenden Chronik unterrichtet zu werden, daß eine Fülle handschriftlich verbreiteter Blätter von Hand zu Hand gingen. In der Hauptstadt selbst, in die Provinz, nach dem Auslande. Oft enthielten sie nur Anekdoten, den neuesten Skandal, gute und schlechte Witze, Gassenhauer und Rätsel. Alles, was in den amtlichen Zeitschriften nicht gesagt werden durfte und konnte, fand hier eine Stätte. In den meisten Fällen war der Verfasser der schriftlichen Korrespondenz der Mehrzahl seiner Leser durchaus unbekannt, und dies Geheimnis, wenn es seiner Berühmtheit schadete, sicherte ihn auf der andern

Seite vor der Verfolgung durch die Polizei, vor dem Verhaftsbefehl einer einflußreichen Persönlichkeit, die er verspottet, vor der Gewalt der Regierung und gab ihm so den Mut, die kühnsten Äußerungen und Urteile zu wagen. Am lebhaftesten war der Wunsch, von Paris, von der französischen Litteratur und der Comédie française zu hören, an den deutschen Höfen. Die Liebe, ja die Vergötterung des ausländischen Wesens hatte hier ihren Gipfelpunkt erreicht, um so leichter, weil die Kenntnis der französischen Sprache als das unterscheidende Merkmal der Bildung und der Vornehmheit gegenüber den unteren Klassen galt. Es war die Weihrauchwolke, in die sich die kleinen Erdengötter um so selbstgefälliger hüllten, je schwächer und ohnmächtiger sie auf dem Gebiet der Politik waren. Zu der Entschuldigung der deutschen Fürsten und Fürstinnen und ihrer Umgebung läßt sich außer dem herrschenden Zuge des Geschmacks und der Strömung der Zeit indessen auch die Geringfügigkeit der deutschen Litteratur, die Schwerfälligkeit ihrer Form, die Plattheit ihres Ausdrucks, das Unbedeutende ihres Inhalts anführen. Bis um die Mitte des Jahrhunderts besaßen wir in keiner Gattung der Schriftstellerei, nicht einmal in der Kleinkunst, eine Schöpfung, die sich mit den französischen Werken hätte vergleichen können. Von Voltaire und Montesquieu ganz abgesehen, erschienen ein Roman wie Lesages „Gil Blas“, die Lustspiele von La Chaussée und Marivaux, ein komisches Heldengedicht, wie Gressets „Vert-Vert“, selbst die leichtgeschürzten, freien Verse Pirons unseren Dichtern unerreichbar. Um mit dieser ausgezeichneten Litteratur, mit dem Pariser Leben in ununterbrochener Verbindung zu bleiben, ließ man sich von den Litteraten der Hauptstadt Berichte schicken — umfangreichere Feuilletonbriefe, loser zusammenhängend, als die, welche jetzt unsere Zeitungen aus den europäischen Hauptstädten zu veröffentlichen pflegen. Zuweilen fand man einen trefflichen Korrespondenten, oft einen mittel-

mäßigen. Auf einen, der gut unterrichtet war, kamen viele, die nur von dem Klatsch der großen Stadt und dem Geschwätz der Kaffeehäuser zu erzählen wußten. Seit Friedrich II. auf Voltaires Empfehlung Thiriot zu seinem litterarischen Agenten in Paris gewählt hatte, war diese Art von Schriftstellerei schwungvoll betrieben worden, denn die Nachfrage war groß. Wollen wir La Harpe glauben, „hatten fast alle deutschen Höfe einen offiziellen Neuigkeitsberichterstatter (nouvelliste) in Paris": den Luxus eines Pariser Feuilletons, würden wir sagen, konnten sich damals nur die Fürsten gestatten. Und sie verstanden es, diesen Vorzug zu würdigen, nur ihre Vertrauten ließen sie von diesem Nektar und Ambrosia kosten.

Vermutlich hat Grimm noch in Regensburg durch seinen Gönner den Baron Studnitz zum erstenmale von einer solchen Korrespondenz gehört: die Herzogin Sophie Dorothea von Sachsen-Gotha empfing seit dem Jahre 1747 Pariser Litteraturberichte von dem Abbé Raynal, und der gothaische Bevollmächtigte in Paris hatte ohne Zweifel Kenntnis davon. Einmal in Paris, wurde Grimm selbst mit Raynal bekannt und befreundet. In der Stellung eines Sekretärs des Grafen Friesen fühlte sich sein Ehrgeiz seit seinen Erfolgen in der Schriftstellerei und in der Gesellschaft nicht mehr befriedigt; obgleich er in dessen Hause als Gast und halbwegs Freund wohnen blieb, suchte er sich doch durch litterarische Arbeiten auf eigene Füße zu stellen. Hier und dort tastete er vorsichtig umher, bis er im Mai 1753 die erste Nummer seiner „Litterarischen Korrespondenz" — vor allen ähnlichen Unternehmungen ist der seinen dieser auszeichnende Titel geblieben — versandte. Nach der Angabe seines Freundes Meister hätte er die Abonnenten der Raynalschen Korrespondenz, „Fürsten und Fürstinnen in Nord- und Süddeutschland", von diesem selbst übernommen und eine Reise, die Grimm 1752 nach Deutschland machte, scheint mit dieser Abonnentensuche

Ton verlieh, verdoppelte noch die Mühseligkeiten der Arbeit. Eine Fülle von Büchern aller Art mußten, wenn nicht gelesen, doch durchblättert und ihrem Hauptinhalte nach ausgezogen werden. Für einen Mann, wie bedeutend auch seine Kenntnisse, seine Auffassungskraft und sein Aneignungsvermögen sein mochten, wäre die Last auf die Dauer zu schwer gewesen; Grimm ist denn auch vielfach und wohl beständig von seinen Freunden unterstützt worden. Nicht nur während seiner häufigen Abwesenheit von Paris, wo Frau von Epinay, Diderot und Damilaville — ein hoher Beamter in der Steuerverwaltung, der sich in seiner Muße eifrig mit der Litteratur und der Philosophie beschäftigte, ein Mitverschworener in dem Bunde des écrasez l'infame! — die Feder und die Redaktion für ihn führten, sondern auch, wenn er selbst auf seinem Rohrstuhl saß. Schwerlich indessen beschränkte sich die Mitarbeiterschaft an der Korrespondenz einzig auf den Freundeskreis, den wir jetzt kennen, andere, die für uns namenlos geblieben sind, große und kleine Lichter, findige Reporter und Witzbolde haben gewiß manchen Stein hinzugetragen, die Korrespondenz konnte ihrer Natur nach nicht das ausschließliche Werk eines einzigen sein. Nur lag es im Interesse Grimms, sie als solches erscheinen zu lassen, und in seinem Ehrgeiz, dem Ganzen mit dem einheitlichen Charakter auch das Gepräge seines Geistes zu bewahren.

Die Mehrzahl derer, die jetzt einen Band der „Litterarischen Korrespondenz" aufschlagen, wird ihn, wenn sie eben nicht Schriftsteller oder Bibliophilen sind, sehr bald enttäuscht bei Seite legen. Kaum eins unter hunderten von Büchern und Theaterstücken, deren Namen ihnen dort begegnen, hat einen schwächsten Nachklang hinterlassen. Wen könnte die Kritik über irgend eine der langweiligen und blutleeren Tragödien des alten Voltaire reizen? Was sind uns die Verse St. Lamberts und Boufflers? Die moralischen Erzählungen Mar-

montels? Was die Bearbeitungen des Amadis und des Ariosto von dem Grafen Tressan? Niemand rührt die Berge von materialistischen Broschüren und Bänden, von Spottschriften gegen die Religion in Versen und Prosa, die damals die „Philosophen" aufeinandertürmten, um, neue Titanen, den alten Himmel zu stürmen, mehr an. Man empfängt den Eindruck eines ungeheueren und überdies gleichgültigen Ruinenfeldes, in dem nur hier und dort eine noch aufrecht stehende Säule das Auge des Wanderers auf sich zieht. Aus einem lebendigen Buche, das der Leser mit Eifer und Teilnahme wiederholt las, ist ein Nachschlagebuch geworden. Dies Schicksal teilt die Korrespondenz Grimms mit allen kritischen Zeitschriften, die meist noch schneller veralten, als die Bücher und Kunstwerke, über die sie Gericht halten, aber sie hat noch ein besonderes Mißgeschick. Wie sie uns jetzt vorliegt, entbehrt sie eines ihrer Hauptreize. „Diese Tagesblätter," schreibt Goethe in dem schon angeführten Aufsatze (Urteilsworte französischer Kritiker 1819) von ihr, „sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: Die Klosterfrau, Jakob der Fatalist u. s. w. nach und nach in so kleinen Portionen zugeteilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben von Sendung zu Sendung lebendig bleiben mußte." Diese Sachen, Diderots unvergleichliche Schilderungen der „Salons" — der alle zwei Jahre wiederkehrenden Kunstausstellungen im Louvre — sucht heute niemand mehr in der „Litterarischen Korrespondenz". Aber es soll nicht vergessen werden, daß sich Grimm Diderot für dieses Geschäft, die Schilderung und die Kritik der Gemälde und Bildhauerarbeiten der zeitgenössischen französischen Künstler, erzog. „Wenn ich einige Gedanken und Erfahrungen über Skulptur und Malerei habe, so verdanke ich sie Ihnen, mein Freund," hat Diderot selbst geschrieben. Freilich übertraf der Schüler an Phantasie und Empfindung

bei weitem den Lehrer. Was von Diderots Arbeiten, gilt von manchen anderen Stücken der ursprünglichen „Korrespondenz“. Die vielfachen Auszüge aus den eben erschienenen Schriften, die für die Leser frische Leckerbissen waren, haben für uns, da wir die Werke selbst besitzen, jedes Interesse verloren. Dennoch ist die „Korrespondenz“, wie viel sie auch von ihrem Wert und Zauber eingebüßt hat, ein einziges Werk. Die Fülle ihres Inhalts, die Überschau der gesamten französischen Litteratur während eines Zeitraumes von vierzig Jahren und die Kritik Grimms machen sie dazu.

Ein schöpferischer Kritiker, wie Lessing oder Diderot, die auch aus dem gebrechlichen Bau des Kunstwerks die Gesetze des Schönen herzuleiten, dem Künstler nachzugehen und gleichsam aus seiner Seele heraus nachzuschaffen wissen, war Grimm nicht. Alle seine Äußerungen sind die eines klaren, nüchternen Kopfes, eines gelassenen Mannes, dem das nil admirari des Horaz aus dem innersten Wesen gesprochen ist; eine große Belesenheit, die zuweilen an Gelehrsamkeit streift, ein skeptischer Sinn, Welterfahrung und ein eingeborenes Gefühl der Billigkeit erleichtern ihm seine kritische Thätigkeit. Hingerissen ist er nur, wenn es sich um Musik handelt, denn hier sprach offenbar sein Gefühl noch einmal so laut und kräftig, als sein Verstand. So weit auch die äußere Stellung, die Verschiedenheit ihres Lebens, ihre so ganz anders geartete Umgebung und Entwickelung beide Männer von einander trennte — in Beziehung auf ihre kritischen Grundsätze, ihre Geschmacksrichtung, ihre Neigung für das Verständliche, ihren Widerwillen gegen das Phantastische und Übertriebene begegnen sich in inniger Wahlverwandtschaft Grimm und Nicolai. Gewiß ist Grimm der bedeutendere Schriftsteller und der feinere Geist, aber weder seine philosophischen, noch seine künstlerischen Anschauungen gehen in der Tiefe und in der Höhe weit über die des Berliner Buchhändlers hinaus. Nur weil sein

Standpunkt, das damalige Paris, doppelt so hoch lag, als Nicolais Berlin, beherrscht er einen ungleich weiteren Umkreis. Die französischen Schriftsteller sind einstimmig in dem Lobe der Unparteilichkeit Grimms. In vollkommenster Weise hat er sie bewiesen, so oft er auf Rousseau zu sprechen kommt. Er läßt sich zu keinem bitteren Wort gegen den Charakter seines Gegners hinreißen und wägt die Schwächen und die Vorzüge dieses außerordentlichen Talents, als er über die „Neue Heloise" und den „Emil" berichtet, streng aber gerecht gegen einander ab. „Hinsichtlich Voltaires," sagt Scherer ein wenig emphatisch, „ist Grimm wie die Nachwelt selbst. Bis zu Ende schwankt er zwischen Bewunderung und Entfremdung, ohne daß man sagen könnte, welches Gefühl schließlich den Sieg davonträgt." Grimms Urteil über Voltaire ist eben kein endgültiges, er kritisierte die einzelnen Schriften desselben, je nach ihrem Erscheinen, unter dem unmittelbaren Eindruck, und wurde von ihnen, wie es bei der wechselnden Laune des Patriarchen und bei den abenteuerlichen Sprüngen, die er seine Feder machen ließ, nicht anders sein konnte. bald angezogen, bald abgestoßen. In derselben Weise verfuhr er mit Crebillon und Marmontel, mit Marivaux und Sedaine, mit Diderot und d'Alembert, immer handelt es sich der Hauptsache nach um die einzelne Dichtung oder wissenschaftliche Abhandlung, niemals bemüht sich Grimm, ein zusammenfassendes, die ganze Persönlichkeit darstellendes „litterarisches Porträt" zu schaffen. Die Kunst Ste. Beuves und Macaulays darf man von ihm nicht erwarten, dazu fehlte ihm zu sehr die bildnerische Fähigkeit; er kann urteilen, aber nicht malen. Weil er stets das einzelne Werk im Auge hat, vermag er nur ein und ein anderes Mal aus der Klaue den Löwen zu schildern und verwickelt sich viel häufiger in die ärgsten Widersprüche. Allein, geht es uns nicht ebenso, wenn wir am einzelnen haften? Derselbe Voltaire, dessen „Tancred"

uns durch die Neuheit der Erfindung und den malerischen Hintergrund überrascht, durch die Hoheit und echte Weiblichkeit Amenaidens rührt — der alte Fuchs hat seine Tragödie der Marquise von Pompadour gewidmet! — langweilt uns mit seinem „Triumvirat" und erscheint uns als ein halb kindischer, halb greisenhafter Schwätzer in den „Scythen". Wie ungleich stärker mußten diese Wandlungen auf einen Zeitgenossen einwirken!

Goethe fand in Grimms Kritiken mehr Tadel, als Lob; seine nüchterne Natur neigte nicht zu einem rasch auflodernden Enthusiasmus und sein Selbstgefühl in litterarischen Dingen widerstand gleichsam aus Instinkt dem Autoritätsglauben. Im Durchschnitt wird man auch heute noch seinen Urteilen zustimmen. Ihre Festigkeit, Sicherheit und Ruhe nimmt uns von vornherein für sie ein. Wenn wir Wärme und Phantasie darin vermissen, sind wir doch auch nicht, wie so oft bei Diderots Kritiken, der Gefahr ausgesetzt, von der Hitze des Kritikers mit fortgerissen zu werden. Der kühle Hauch des Unpersönlichen, der Grimms Darstellung in den meisten Fällen durchweht, giebt ihr das Ansehen eines Wahrspruchs im Schwurgericht. Es ist nicht das Urteil einer absoluten, ästhetischen Gerechtigkeit — einmal ihr Dasein und ihre Möglichkeit zugestanden; nicht immer das Urteil der Nachwelt, aber stets die Entscheidung eines Zeitgenossen, der, gerade weil er weder im Denken noch im Empfinden ein Franzose war und doch im täglichen Verkehr mit diesen französischen Schriftstellern und Schriften lebte, sie um so leidenschaftsloser und gelassener zu beurteilen vermochte. Wie kaum ein zweiter unter den mit ihm Lebenden hat er, wie wir aus seinen Briefen an Katharina II. sehen, seit der Mitte der siebziger Jahre den unaufhaltsamen Verfall der französischen Litteratur und das Aufsteigen der deutschen erkannt. Nicht, daß Grimm sich für die Jugenddichtungen Goethes oder Schillers begeistert hätte,

dafür fehlte ihm, wie für die Harmonie Racines und die Erhabenheit Bossuets, das Gefühl, aber er verfolgt mit Neigung und Teilnahme die Schriften Lessings und seiner Nachfolger, hier gewahrt er Originalität, Klarheit, mit Verständigkeit, Fortschritt, mit Ordnung gepaart — jene Aufklärung ohne Fanatismus, jene philosophische und moralische Belehrung im Gewande der Dichtung, die sein Ideal war, weil sie seinem Wesen entsprach. Einen großen Mann in seiner Art, hat Lord Byron Grimm genannt — unter den Schriftstellern zweiter Ordnung, unter den kleinen Propheten der französischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert würde ich ihn den ersten nennen.

Grimms schriftstellerische Laufbahn endete im Jahre 1773; seine Reise nach Petersburg und die Bekanntschaft mit der Kaiserin Katharina vollzog die Wandlung des Litteraten in den Diplomaten dritter oder vierter Ordnung, die sich schon eine Weile vorbereitet hatte. Damals übergab er die „Litterarische Korrespondenz", ma boutique, wie er sie nannte, an seinen Sekretär Jakob Heinrich Meister aus Zürich, den Sohn eines evangelischen Pfarrers: diesem gehört die letzte Hälfte der „Korrespondenz" vom 15. März 1773 bis zum Jahre 1790 an. „Nicht zweihundert Seiten in diesen Bänden," hat Meister selbst nach dem ersten Druck der „Korrespondenz" erklärt, „rühren von Grimm her." Überraschend scheint, soweit wir es beurteilen können, diese Metamorphose Grimms keinem seiner Freunde gekommen zu sein. Bei allen Scherzen, die Galiani und Diderot sich um die Wette über den Prinzenkutscher, den russischen Obersten und den Baron des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Grimm von Grimhof erlaubten, entfährt ihnen doch nie ein Wort des Staunens und des Bedauerns, daß der Freund die Aufgabe seines Lebens, nach meinem Gefühl, vor der Zeit im Stich gelassen habe. Sehr möglich, daß die Kränklichkeit des fünfzigjährigen Mannes,

die mit seiner beständigen Schreibarbeit zusammenhing, Magen- und Augenleiden, diesen Übergang aus der Litteratur in die Diplomatie seiner Umgebung erklärlich und natürlich machte, möglich auch, daß sie niemals etwas anderes als diesen Ausgang von seinem Wesen und seinem Ehrgeiz erwartet hatten.

Für Grimm selber war der geheime Hofrat, der diplomatische Agent mit Ordensband und Uniform stets das Ideal seiner Träume und das Ziel seiner Wünsche gewesen. Man begreift es leicht aus der Art seiner Entwickelung, aus den ersten Eindrücken, die der Jüngling im Schönbergschen Hause, von seinem Gönner Studnitz, in der Nähe des Erbprinzen von Gotha, in seiner Stellung bei dem Grafen Friesen empfing. In der Litteratur hatte er nur das Sprungbrett gesehen, um sich von ihm aus in die höfischen Kreise hineinzuschwingen. So sehr er darauf hielt, aus seiner eigenen Tasche zu leben, hatte er doch nach dem Tode seines Beschützers, des Grafen Friesen, am 29. März 1755, eine ähnliche Stelle, wie die, welche er bei demselben gehabt, bei dem Herzoge von Orleans angenommen: seine Freunde, vor allen andern der Marquis von Castries, den Grimms leidenschaftlicher Schmerz bei Friesens Tode gerührt, hatten ihm dieselbe verschafft. Rang und Amt eines sécretaire des commandements bei dem Herzog von Orleans waren eine Sinekure mit 2000 Livres jährlichen Gehalts, welche ihrem Träger zugleich das Recht und die Pflicht verlieh, an den Galatagen im Palais Royal und im Schloß von Versailles zu erscheinen. Der Faden, der Grimm so mit dem Hofe und der Diplomatie verband, war dünn, allein es war doch ein Faden. Er zögerte auch nicht, sich als Franzose zu beweisen: „da ich Frankreich als Vaterland adoptiert habe, muß ich ihm auch dienen." Auf den Vorschlag des Herzogs, der ihm in jeder Beziehung wohl wollte, begleitete er den Marschall d'Estrées, der im Jahre 1757 die französische Armee zur Eroberung Hannovers

befehligte. Vom Frühjahr bis zum September weilte Grimm im Gefolge des Marschalls und wohnte der Schlacht bei Hastenbeck bei, welche die Franzosen zu Herren des Kurfürstentums machte. Aber nicht nur sein Verhältnis zu dem Herzoge von Orleans, auch die eigentümliche Natur seiner „Litterarischen Korrespondenz" entrückte ihn allmählich aus der schriftstellerischen Sphäre. Sein Interesse erforderte es, den Wünschen und Aufträgen seiner fürstlichen Leserinnen auf halbem Wege entgegenzukommen. Bald waren es nicht mehr Bücher und Kupferstiche, die er ihnen sandte, sondern auch Hutmodelle, Schminkproben, die neuesten Modenblätter und Haarfrisuren. Aus den kurzen Aufträgen wurden längere Briefe, ein Briefwechsel zwischen der Herzogin von Gotha, der Landgräfin von Hessen und Grimm knüpfte sich an, der mehr als einmal den Ton der Freundschaft, auf beiden Seiten, anschlägt. Beide Fürstinnen, besonders die Landgräfin von Hessen, die ihn bei der Verheiratung ihrer vielen Töchter wie einen guten Freund und erfahrenen Mann zu Rate zog, ehrten ihn mit ihrem Vertrauen, in einer Offenheit und Herzlichkeit der Sprache, die vorteilhaft von dem burlesken Schwulst seiner „ersterbenden" Höflichkeit absticht. In Grimm hat eine der schlechtesten Eigenschaften des deutschen Charakters, das Lakaientum, einen klassischen Vertreter gefunden. Jede kleinste Höflichkeit der Fürstinnen versetzte ihn in Begeisterung, vor jeder kleinsten deutschen Hoheit, die nach Paris kam, lag er auf den Knieen, immer dienstbereit und auch von seinen Freunden fordernd, daß sie diesen Prinzen Zeit und Behagen opferten: eine Zumutung, die Diderot einmal ernsthaft mit ihm erzürnte. Freilich war er trotz seiner angeborenen Demut gegen die Fürsten ein viel zu kluger und zielbewußter Mann, um in dem Verkehr mit ihnen nicht seinen Zwecken nachzugehen.

Der siebenjährige Krieg hatte eine so tiefe Verstimmung Friedrichs gegen Frankreich hervorgerufen, daß auch nach dem

Frieden alle Beziehungen zwischen beiden Staaten abgebrochen blieben. Keiner wollte aus Stolz und Eigensinn zuerst die Hand zur Versöhnung bieten, so dringend die beiderseitigen Kaufleute eine Vertretung ihrer Interessen brauchten und wünschten. Damals schlug Grimm in einem Schreiben vom 6. Mai 1765 an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Herzog von Choiseul, die Herzogin Sophie Dorothea von Gotha als die geeigneteste Vermittlerin zwischen Frankreich und Preußen vor: ein Vorschlag, der keine weiteren Folgen hatte. In der „hohen" Diplomatie hatte er schon eine Niederlage zu verzeichnen. Die Stadt Frankfurt, die wegen der französischen Einquartierung die mannigfachsten Verhandlungen mit der französischen Regierung zu führen und vielfache Klagen zu erheben hatte, wählte ihn zu ihrem Agenten an dem Versailler Hofe, im Frühling 1759. Der Herzog von Orleans erlaubte ihm, das Amt, das Grimm 20000 Livres eintrug, anzunehmen. Nach den Briefen der Frau von Epinay „war er sehr zufrieden mit seiner neuen Laufbahn. Er hat auf den Minister Choiseul den besten Eindruck gemacht, jede Woche bringt er einen Tag am Hofe zu." Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange: kaum zwei Jahre. Der Journalist in Grimm spielte dem angehenden Diplomaten einen Streich. Er schickte dem Genfer Mallet, den er während seines Aufenthalts in jener Stadt kennen gelernt, von Paris aus Artikel für dessen politische Korrespondenz mit einigen deutschen Fürsten; einer dieser Artikel, in dem Grimm den Grafen Broglie, den Feldherrn der französischen Armee in Deutschland, verspottete, war auf der Post geöffnet worden. Der Unwille der französischen Regierung über eine solche Taktlosigkeit des Frankfurter Agenten begreift sich: Grimm mußte seine Stelle sogleich, im Februar 1761, niederlegen, und nur die Fürbitte des Herzogs von Orleans rettete ihn vor der Ausweisung.

Je weniger er zu einem verschlagenen Diplomaten paßte, desto besser war Grimm zum Botenläufer und Prinzenführer geeignet. Seine Wander- und Reiselust, die seine seßhaften Freunde verwunderte und erschreckte, machte ihm zum Vergnügen, was jenen als Mühsal erschien. Als die Landgräfin von Hessen, mit der er seit dem Jahre 1765 in einem lebhafteren Briefwechsel stand, ihn aufforderte, ihren Sohn den Erbprinzen nach England zu begleiten, ließ er sich nicht lange bitten, die Reise, von April bis November 1771, anzutreten und auszuführen. Im Jahre 1773 führte er den Prinzen nach Petersburg, wo seine Schwester Wilhelmine den Zarewitsch Paul, Katharinas Sohn, heiratete. Eine Einladung der Kaiserin, sie einmal zu besuchen, war an Grimm und Diderot ergangen. Während Diderot über Holland reiste, konnte es sich Grimm nicht versagen, an den deutschen Fürstenhöfen im Glanz seiner neuen Würde aufzutreten: seit dem Monat Mai 1772 war er durch die Gnade des deutschen Kaisers Josephs II. „Reichsbaron Grimm von Grimhof" und hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich bei dem Abbé Galiani in Neapel zu erkundigen, in welcher Uniform er sich bei einer etwaigen Reise nach Neapel dem Könige und der Königin vorzustellen habe. Von den deutschen Fürsten wurde er vortrefflich aufgenommen, in Berlin und Potsdam, bei dem Prinzen Heinrich und dem Könige, der ihn schon im September 1769 empfangen hatte, folgte ein Fest dem andern, eine fürstliche Aufmerksamkeit und Höflichkeit der andern. In Rheinsberg spielte er in einer Schäferkomödie mit und „verliebte sich sterblich in eine der schönsten Prinzessinnen der Welt, eine Nichte Friedrichs". Die Nichte mag den fünfzigjährigen Schäfer in grünem Kleide mit liebenswürdiger Anmut behandelt haben, der Oheim, wenn ich seine Briefe an Grimm richtig zu lesen verstehe, begegnete ihm mit überlegener Ironie: gewiß erkannte er Grimms Talente an, aber ebenso gewiß belustigte er sich an seiner Eitelkeit und seiner geckenhaften

Liebedienerei. Am 17. September 1773 traf Grimm mit dem hessischen Erbprinzen in Petersburg ein und verweilte dort bis in den April des nächsten Jahres. Die Aufnahme, die Katharina ihm und Diderot bereitete, war nicht nur eine ehrenvolle, sondern eine herzliche. Ihnen gegenüber schien sie auf jedes Vorrecht der Majestät zu verzichten, sie folgte den sprudelnden Ausbrüchen der Diderotschen Beredsamkeit wie eine gelehrige Jüngerin, sie kehrte gegen Grimm die liebenswürdige Wirtin hervor. Damals in ihrem vierundvierzigsten Jahre war sie noch eine stattliche, nicht schöne aber anziehende Erscheinung, eine immer gesunde, lebhafte, lustige Frau voll phantastischer Launen, offenherzig, großmütig und der Freundschaft fähig, noch strenger als Friedrich die Politik, bis zur geringsten Anspielung, aus ihrem freundschaftlichen Verkehr ausschließend. In ihrer Korrespondenz mit Voltaire liest man nicht ohne Erstaunen, wie beide von dem Türkenkrieg reden, den sie in jenen Jahren führte; als ob es sich um ein Märchen aus tausend und einer Nacht oder um eine burleske Kreuzfahrergeschichte handelte, in der es gilt, daß der Ritter dem Großherren drei Haare aus seinem Bart zupft. In der Eremitage, bei dem Abendessen, legte sie jeden Zwang und vermutlich auch ein und ein anderes Mal jede Würde ab. Das Los bestimmte jedem seinen Platz und so kam es, „daß ich, Herr von Grimm, oben an der Tafel und die Kaiserin tief unten saß.“ Zwei oder dreimal in der Woche ward er zu ihrer Tafel gezogen, zwei oder dreimal in der Woche bewilligte sie ihm eine Audienz, wo er, in einem vortrefflichen Lehnstuhl, allein mit dieser Semiramis des Nordens zwei Stunden lange Unterhaltungen führte — „gesteht, daß ein solcher Prophet auch in diesem an Wundern so reichen Jahrhundert zu den außerordentlichen Erscheinungen gehört.“ Wie die byzantinische Kriecherei Grimms, ließ sie sich mit derselben heiteren Sicherheit die Unerzogenheit Diderots gefallen, der ihr wohl, in der

Hitze seiner Rede alles um sich her vergessend, ein zweiter Diogenes, auf die Kniee schlug: sie hatte eben einen Magen und einen Humor, die viel vertragen konnten.

Dennoch bedarf es keines weiteren Beweises, daß ihr die Geschmeidigkeit und Weltläufigkeit Grimms auf die Dauer mehr zusagte, als die Rücksichtslosigkeit Diderots. Mit dem Instinkt des Weibes fühlte sie aus Grimms Anbetung etwas wie leidenschaftliche Verehrung und Hingebung heraus, die zum guten Teil nicht der Zarin, sondern der Frau galt. Über Grimms Liebe zu der schönen Sängerin Fel haben wir nur die Berichte seiner Freunde, die Zeugnisse seiner Leidenschaft für Katharina sind seine Briefe. Zugestanden, es ist die von jedem sinnlichen Wunsche absehende Liebe eines Bedienten zu seiner Herrin, eine beständig im Staube zu ihren Füßen kriechende, in Affensprüngen und Hyperbeln sich toll überschlagende — aber bei alledem, es ist ehrliche Leidenschaft. Zuweilen kommt es mir vor, als sei diese Liebe des fünfzigjährigen Mannes die einzig wahrhafte Leidenschaft seines Herzens gewesen. Stendhal hat die Unterscheidung zwischen der Liebe aus Leidenschaft in dem Zeitalter der Renaissance und der Liebe aus Geschmack in der Rokokozeit gemacht: Grimms Liebe für Katharina hat den Charakter der ersten, seine Neigung zu Louise von Epinay den der zweiten. Wie sehr und oft ernsthaft ihn darum während seines Aufenthalts in Petersburg die verschiedensten Leiden plagten, die Unterleibsbeschwerden mit Augenentzündungen und Fieberanfällen abwechselten, er lebte in einem Rausch des Entzückens. Seitdem war alles in ihm auf „russisch" gestimmt, seine Göttin hatte nicht nur einen Platz in seinem Herzen, sondern ihr Bild auch einen Altar in seiner Wohnung zu Paris. Dorthin war er, nachdem der Gebrauch des Karlsbader Sprudels seine erschütterte Gesundheit wieder hergestellt hatte, im September 1774 zurückgekehrt. Die „Litterarische Korrespondenz" ward endgültig

an Meister übertragen und Grimm erwartete sein weiteres Schicksal von der Gunst der Zarin. Erst bei seinem zweiten Aufenthalt in Petersburg 1776—1777 kam das Verhältnis in die richtige Ordnung, „guter Pensionen und leichter Dienste", wie es ihm Galiani gewünscht. Katharina hätte es gern gesehen, wenn Grimm in ihrer unmittelbaren Nähe geblieben wäre, eine entsprechende Stellung würde sich leicht für ihn gefunden haben. Aber Grimms Lebensklugheit hielt ihn davon zurück. Er fürchtete die Mißhelligkeiten, die zwischen den Russen und ihm, dem bevorzugten Fremden, über kurz oder lang ausbrechen würden, den Neid und die Verleumdung der Höflinge, vielleicht auch die wechselnden Launen der Kaiserin und war auf der andern Seite zu sehr mit Paris, seiner Gesellschaft, seinen Lebensgewohnheiten verwachsen, um ihnen entsagen zu können. Es gelang ihm Katharina für seine Pläne zu gewinnen. Als ihr Agent und Korrespondent sollte er, mit dem Titel eines russischen Obersten — Friedrich beglückwünschte ihn dazu, da er nun wohl in nächster Zeit Konstantinopel erobern würde — in Paris residieren, mit einem jährlichen Gehalt von 2000 Rubeln, die Grimm selbst auf 10000 Livres schätzte: auch die Wohnungsmiete wurde von der Kaiserin bezahlt.

Grimm stand auf der Höhe seiner Laufbahn und seiner Wünsche: er war eine diplomatische Persönlichkeit, er gehörte auch äußerlich zu den oberen Zehntausend. Der Baron Grimm hatte die so lang ersehnte Uniform, russische, schwedische, deutsche Orden. Neben den Geschäften der Kaiserin führte er „als bevollmächtigter Minister" auch die Angelegenheiten des Herzogs von Sachsen-Gotha. Worin bestanden nun die „Geschäfte" der Zarin? Edmond Scherer hat mit jenem Fleiß und jenem kritischen Scharfsinn, die vereint den Kern seines Buches bilden, die Korrespondenz zwischen Grimm und der Kaiserin — wir verdanken ihre Veröffentlichung der Haupt-

sache nach der kaiserlichen Gesellschaft für russische Geschichte — bis ins einzelne durchforscht und in seinem Buche einen musterhaften Auszug davon gegeben. Katharinas Briefe reichen vom April 1774 bis zum 20. Oktober 1796; am 17. November starb sie, und die Antworten Grimms, die nicht alle erhalten worden sind, umfassen etwa denselben Zeitraum. Mit Recht nennt Scherer diesen Briefwechsel ein Dokument für beide; allein Ehre bringt es nur der Kaiserin. Nicht allein ihre Stellung, auch die Originalität ihres Ausdrucks, der Weitblick und die Tiefe ihres Geistes sichern ihr den ersten Platz; Grimm ist immer der Lakai, der seiner Dame die Schleppe trägt und diese Rolle mit keiner andern auf Erden vertauschen möchte. Die Schmiegsamkeit und Fügsamkeit seiner Natur, das Echoartige in ihm, das stets den angeschlagenen Ton zurückgiebt, befähigte ihn dazu, alle Aufträge, Eröffnungen, Enthüllungen, alle Vertraulichkeiten und Spöttereien Katharinas mit derselben verzückten Miene hinzunehmen: es war sein Ruhm, der souffredouleur, der Sündenbüßer der neuen Semiramis und zugleich die Zielscheibe ihres Witzes zu sein. Selbstverständlich haben beide ihre Briefe in französischer Sprache geschrieben, nur gelegentlich finden sich in denen Katharinas kurze deutsche Sätze. Weder in der großen noch in der kleinen Politik verwandte sie Grimm, er war kein Staatsmann und kein Spion, aber sie hatte die verschiedenartigsten Bedürfnisse, die er befriedigen mußte. Durch ihn kaufte sie Diderots und Voltaires Bibliothek, durch ihn die Diamanten der Frau von Epinay, als die Not Louise zwang, sich ihres Schmucks zu entäußern. Er besorgte ihr Bilder, Zeichnungen, Noten, geschnittene Steine und antike Münzen und vermittelte zwischen ihr und den Pariser Kunsthändlern und Künstlern. Bei Diderots Tode war er in Lyon, Seidenstoffe zu besichtigen, deren Anfertigung sie den dortigen Fabriken übertragen hatte. Wenn einer ihrer Günstlinge sich eine Bibliothek oder

eine Medaillen-Sammlung anlegen wollte, brachte Grimm das Nötige zusammen. Manchmal handelte es sich um „intimere" Angelegenheiten. So hatte Grimm einmal die Schulden ihres Sohnes Bobrinski, von Gregor Orlow, zu ordnen und den jungen Menschen in Paris zu überwachen und wurde wegen der Verheiratung ihres Enkels Alexander mit einer deutschen Prinzessin zu Rate gezogen. Wiederum mußte, bei anderer Gelegenheit, der Baron des heiligen römischen Reichs Bonbonschachteln und Schminktöpfe nach Petersburg schicken. In allem, was sie anordnete, was sie forderte, zeigte Katharina einen offenen, großen Sinn und eine freigebige Hand. Weit ab wies sie in diesem Verkehr mit Grimm jede Verstellung: „an keinen Menschen habe ich so geschrieben, wie an Sie." Eine so große Schauspielerin sie war, vor ihm machte sie niemals den Versuch einer Pose. Ich glaube, weil sie seiner unterwürfigen Bewunderung um so sicherer war, je genialischer und zwangloser sie sich ihrem Temperament und ihrer Laune überließ. Setzte sie ihn durch die Großartigkeit ihrer Verschwendung in Erstaunen, so rührte sie ihn ein anderes Mal durch die Zartheit ihrer Wohlthaten. Dem unbedingten Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachte, kam seine Rechtschaffenheit gleich. Wie er keinen ihrer Briefe vor neugierigen Augen sehen ließ, ist auch von den zwei Millionen Franken, die allmählich durch seine Hände gingen, kein Sou daran hängen geblieben. In schneidigster Weise führte er einen Kaufmann ab, der ihn bei einer großen Bestellung mit einem Trinkgeld bedenken wollte.

Durch die Güte Katharinas, durch eine Erbschaft von 20000 Franken, durch seine Sparsamkeit und Geschicklichkeit in der Verwaltung seiner Einkünfte war Grimm ein wohlhabender Mann geworden. Er lebte in Paris breit und stattlich. Als Wolfgang Mozart im März 1778 nach der Hauptstadt kam, war er beinahe täglich der Gast Grimms

und der Frau von Epinay, nach dem Tode seiner Mutter, die am 3. Juli starb, wohnte er bis zu seiner Abreise von Paris am 6. September bei seinem Beschützer: denn schon des „Wunderknaben“ hatte sich Grimm, bei dem Aufenthalt des alten Mozart in Paris, im Jahre 1763, herzlich und hilfreich angenommen. Aus der Litteratur war Grimm verschwunden, abgesehen von Meister und Diderot hatte er in dem letzten Jahrzehnt seines Pariser Aufenthalts mit Schriftstellern und Künstlern nur flüchtige Berührungen. Dafür ward sein Haus von Bittstellern aller Art, die durch ihn an die Kaiserin gelangen wollten, nicht leer; von hohen Offizieren, die seit der Erstürmung der Bastille in russische Dienste zu treten wünschten, bis zu unverstandenen Erfindern und gemeinen Bettlern herab. Innerhalb einer kurzen Spanne Zeit hatte er am 15. April 1783 seine erste Muse, die Gefährtin seines Lebens, Louise von Epinay, und am 31. Juli 1784 den teuersten Freund, Diderot, verloren. In der Enkelin Louisens, Emilie von Belsunce, sah und liebte er ihr Vermächtnis; als er das junge Mädchen ausstattete und mit dem Grafen von Bueil verheiratete, hoffte er sich in der neuen Familie einen Trost und ein Asyl für sein Alter zu schaffen. Die Revolution zerstörte diese Hoffnungen. „Ich hätte mich zu den glücklichsten Menschen zählen dürfen, hätte ich nur die ersten drei Vierteile meines Lebens gelebt,“ hat er in seiner Einsamkeit und Armut in Gotha ausgerufen. Der Graf von Bueil flüchtete mit seiner Frau und seinen Kindern schon im Ausgang des Jahres 1791 aus Frankreich, im Februar 1792 folgte ihnen Grimm. Seinen kostbarsten Schatz, Katharinas Briefe, hatte er schon vorher, als er den Jakobinern als russischer Spion verdächtig zu werden anfing, über die Grenze nach Gotha in Sicherheit zu schaffen gewußt. Sein Vermögen ging zum Teil in dem allgemeinen Sturz der französischen Werte unter, teils geriet es mit seinem Hause in der

Chaussée d'Antin und allem, was darinnen war, in die Gewalt der Regierung. Erst von dem Direktorium konnte Grimm, da seine Eigenschaft als Ausländer anerkannt werden mußte, den Schatten einer Entschädigung erhalten. Man berechnete seinen Besitz auf 60000 Livres, und der Bankier, der seine Sache führte, hielt es für das Klügste, ihm statt des Geldes der Republik, der Assignaten, die jenseits der französischen Grenze völlig wertlos waren, drei Paar Spitzenmanchetten und einige Stücke Musselin zu schicken: das Ganze hatte in einem Kästchen von sechs Zoll Höhe Platz. Das ist der Kern der Anekdote, die Goethe Eckermann erzählte, um sein geringes Vertrauen zum Papiergelde durch ein schlagendes Beispiel zu erklären. „Wir waren eines Tages bei Grimm zu Tische. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einemmale: Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanchetten besitzt, als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe. Es läßt sich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erstaunen ausdrückten, besonders die Damen, und daß wir alle sehr neugierig waren, ein Paar so wunderbare Handmanchetten zu sehen. Grimm stand also auf und holte aus seinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanchetten von so großer Pracht, daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir versuchten es, sie zu schätzen, konnten sie jedoch nicht höher halten als etwa zu hundert bis zweihundert Louisdor. Grimm lachte und rief: Ihr seid sehr weit vom Ziele! Ich habe sie mit zweimalhundertundfünfzigtausend Franken bezahlt, und war noch glücklich, meine Assignaten so gut angebracht zu haben. Am nächsten Tage galten sie keinen Groschen mehr." Man sieht, daß die Phantasie zuweilen auch mit Goethe durchging, in den Aufzeichnungen der Tag- und Jahreshefte, unter dem Jahre 1801, war er der Wahrheit näher geblieben.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte Grimm in Gotha zu. Er führte Frau von Bueil mit ihren beiden kleinen Töchtern mit sich, in Aachen hatte er sich 1792 nach der Flucht aus Frankreich wieder mit ihnen vereinigt, der Graf diente in dem Heer der Emigranten. In Düsseldorf begegnete ihnen Goethe, sie waren in den Rückzug des preußischen Heeres mit hineingerissen worden. „Bei Überfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen: das Naturalienkabinet diente zum Schlafzimmer, Affen, Papageien und anderes Getier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigen Dame, Muscheln und Korallen hinderten die Toilette, sich gehörig auszubreiten." Verstört, entblößt, in „Elend und in Lumpen" kamen die Flüchtigen in Gotha an, wo ihnen der Herzog Ernst freundlich eins seiner Häuser in der Nähe des Schlosses zur Wohnung anwies. Aber das Haus wie die Küche waren leer. Dreimal hinter einander öffnete sich Katharinens Hand dem Freunde, in den drei Jahren 1794, 1795 und 1796 schenkte sie ihm 30000 Rubel und ernannte ihn am 24. August 1796 zum russischen Residenten in Hamburg: ein Amt, das ihm ihr Nachfolger Paul bestätigte; angetreten hat es Grimm schwerlich, aber seine Pension erhielt er nach wie vor. Solange Katharina lebte, hatte er noch nicht jede Hoffnung und geistige Spannkraft verloren. Die alte Liebe, die jetzt noch durch den gemeinsamen Haß beider gegen die Revolution verstärkt wurde, hielt ihn aufrecht. Mit ihrem Tode brach er ganz zusammen. Das Licht war fort aus seinem Dasein. Trotz der zarten Sorge und Pflege, mit denen ihn Frau von Bueil und ihre Töchter wie einen geliebten und verehrten Vater umgaben, hatte er Stunden des tiefsten Mißmutes, Seine physischen Leiden nahmen zu, er erblindete auf einem Auge, zuletzt konnte er mit seinen gelähmten Händen nicht mehr die Tasten des Klaviers rühren. Die Erinnerung an die unwiederbringlich vorübergerauschte glückliche Vergangenheit

zehrte an seinem Herzen. An ihm erfüllte sich Dantes Wort, daß es keinen größeren Schmerz giebt, als im Elend sich des früheren Glücks zu erinnern. In der kleinen deutschen Stadt, auf den Umgang mit wenigen Freunden und den gelegentlichen Gästen des Hofes beschränkt, mußte er das Leben, das er so viele Jahre in Paris und Petersburg geführt, um so bitterer vermissen, je glänzender es ihm in dem Duft der Vergangenheit erschien. Er vergrub sich in sein Haus, selten verließ er es auf eine Einladung des Herzogs, in „grüner Galauniform, mit dem Stern des Wladimirordens." Aber auch dann konnte er „als geübter Weltmann und angenehmer Mitgast," nach Goethes Urteil, „doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen." Er taute nur auf, wenn er von den alten Zeiten und seinen alten Freunden und Ehren erzählte; Ottokar Reichard, der Intendant des Hoftheaters und Bibliothekar des Herzogs, der bekannte Herausgeber des Theaterjournals und Theaterkalenders, gehörte zu seinen näheren Bekannten und hat uns einen und den anderen charakteristischen Zug aus Grimms letzten Lebensjahren in seiner Selbstbiographie aufbewahrt.

Von seinem unschätzbarsten Besitztum, den Briefen Katharinas, wollte sich Grimm um keinen Preis trennen. Vergebens drang die Kaiserin wiederholt in ihn, sie zu verbrennen: sie fürchtete, daß sie bekannt und veröffentlicht werden könnten. Damals schrieb er ihr, daß er ihre Briefe in seinem Testament dem Großfürsten Alexander, ihrem Lieblingsenkel, vermacht habe, mit der Bedingung, sie erst zehn Jahre nach seinem Tode zu öffnen. So sind Katharinas Briefe nach Rußland gekommen. Grimm starb am 19. Dezember 1807 in seinem vierundachtzigsten Jahre, für die Welt längst ein verschollener und beinahe namenloser Mann. Auf dem kleinen Friedhof bei Siebleben, in der Nähe Gothas, ist er bestattet. Die älteste Tochter der Gräfin Bueil, Kathinka, die Urenkelin der

Frau von Epinay, die, völlig zur Deutschen geworden, kurz vor Grimms Tode den Freihern Karl Emil von Bechtolsheim heiratete, hat ihm die Grabschrift gesetzt: „Hier ruht ein Weiser, ein hingebender Freund; wie hochbetagt er auch gestorben, für uns und für die Welt ist er zu früh gestorben." Gustav Freytag, der Einsiedler von Siebleben, hatte den Stein und das Grab Grimms vor Jahren aus ihrem Verfalle wieder herstellen lassen: jetzt hat er auf demselben Friedhofe die letzte Ruhestätte gefunden.





Voltaires Triumph und Tod.

Wie gewisse, an sich wenig bedeutsame Handlungen den Charakter eines Menschen oft in vollendeterer Weise malen und seine Eigenart schärfer ausprägen, als die Geschichte einer ganzen Reihe seiner Lebensjahre, so giebt es auch in jeder Kulturepoche ein und ein anderes Ereignis, welches das Wesen derselben zum reinsten Ausdruck bringt. Der Ort, die Menschen, die Umstände, bis zu den kleinsten Zufälligkeiten hinab, scheinen von dem Schicksal gleichsam ausgewählt worden zu sein, um diese Begebenheit zu einer einzigen, vorbildlichen, ohne Nachahmung und Wiederholung zu machen. Als ein solches symbolisches Ereignis habe ich immer für das sechzehnte Jahrhundert und die Kultur der italienischen Renaissance die Geschichte der Vittoria Accoramboni und für das achtzehnte, für das Zeitalter der Aufklärung den Tod Voltaires betrachtet. Beiden Thatsachen sind zu ihrer Ergründung und Darstellung Bände gewidmet worden und zugleich lassen sie sich, ohne ihre entscheidenden charakteristischen Züge zu verlieren, auf wenigen Seiten erzählen; immer von neuem werden

sie die Neugierde der Menschen reizen und die Teilnahme derer erwecken, die von ihnen hören.

Politisch beginnt das Jahrhundert der Aufklärung mit der Landung Wilhelms von Oranien im Hafen zu Torbay und schließt mit der Gründung der amerikanischen Union und dem Tode Friedrichs des Großen; wissenschaftlich werden seine Grenzen durch das Erscheinen von Newtons „Philosophiae naturalis principia mathematica“ und von Kants „Kritik der reinen Vernunft“ bezeichnet; künstlerisch ist die Zeit des Rokoko voll und ganz in dem Leben Voltaires beschlossen. Während dieser Baum der Erkenntnis seit dem Jahre 1770 abblühte und verwelkte, erhob sich jenseit der französischen Grenze ein neuer. Dem Niedergang Voltaires entspricht und antwortet der Aufgang Goethes. Eine Kunstanschauung und Kunstrichtung, die wesentlich von dem Geschmack und dem Witz bestimmt und geschaffen worden war, sollte von einer höheren Kunst, die der Phantasie und dem Gemüt entsprang, abgelöst werden. Noch nicht ein volles Jahr nach Voltaires Tode ist Iphigenie auf Tauris zum erstenmale gespielt worden. Voltaire ist nicht nur der vollendetste Ausdruck des Franzosentums, er ist der Mikrokosmos des Rokoko. Selbst diejenigen, die ihn nicht lieben, wie Lessing, sind von dem Hauch seines Geistes berührt und nur in einer Luftströmung denkbar, die voltairisch war. Es gab unter seinen Zeitgenossen Geister, welche tiefer in das Weltgeheimnis hinabgestiegen waren, als er; Herzen voll höherer und reinerer Empfindung; makellosere Seelen; aber niemand, der sich mit ihm, in unermüdlicher schriftstellerischer Arbeit, im Kampf gegen die Vorurteile und die Ungerechtigkeit als Held, in der Beherrschung der gebildeten Gesellschaft als König hätte vergleichen können. Dieses Königtum, diese Heldenhaftigkeit, diese Arbeiterschaft siebenundsechzig Jahre lang sind einmal in Voltaires Leben neidlos von allen anerkannt worden; der

vierundachtzigjährige Greis hat Huldigungen und Krönungen erfahren, wie nie vor ihm ein Sterlicher, denn er triumphierte in der Mitte seiner Gegner, im Angesicht eines ihm abgeneigten mächtigen Monarchen, zu einer Zeit, als die größte politische Frage, welche seit der deutschen Reformation die Menschen bewegt hatte, sich gewaltig vor den Blicken der Fürsten und der Völker erhob. Aber stärker als der Haß der Geistlichkeit und des frömmlerischen Adels, stärker als das Parlament und die Monarchie in Frankreich, mächtiger als der Freiheitsruf, der von Amerika, und der Waffenklang, der von England herüberscholl, fesselte der Greis wie mit magischen Künsten das Auge und das Ohr der Welt an sich. Auch ihm wurde im höchsten Alter die Krone des Lebens zu teil. Seine Freunde mochten bedauern und beklagen, daß er den Göttern die Schuld büßen, daß sein Tod die Folge seiner Krönung sein würde, ich kann doch nur sagen, daß ein Tod unter solchen Umständen seine bewegte und sturmvolle Laufbahn glorreich und würdig beschloß.

Wir sind über Voltaires Reise von Ferney nach Paris, über seinen Aufenthalt in dieser Stadt, über seinen Tod auf das genaueste unterrichtet. Neben der Erzählung Wagnières, seines Schreibers, der mit ihm reiste und bis zum 29. April 1778 an seiner Seite blieb, haben wir den Brief d'Alemberts an den König Friedrich, die Depesche des russischen Gesandten, des Fürsten Ivan Bariatinsky, an die Kaiserin Katharina II. über Voltaires Aufenthalt und Tod, eine Fülle urkundlicher Dokumente, bestehend in Briefen und Erklärungen der handelnden Personen. Als anekdotisches Material reihen sich daran die Berichte Grimms, La Harpes, die große Sammlung von Wahrheit und Dichtung in Bezug auf alle Pariser Vorgänge von 1762 bis 1787, die unter dem Namen Mémoires secrets jedem Litteraturhistoriker bekannt ist. David Strauß, der unter uns Deutschen zuletzt Voltaires Leben in klarer und

übersichtlicher Form erzählt hat — so vortrefflich, als eben ein Mann, der für das drollige und groteske Wesen seines Helden, für seine Irrwischnatur und seine Bocksprünge wohl ein durch Reflexion gewonnenes Verständnis, aber keine geistige Wahlverwandtschaft hatte, es erzählen konnte — schildert die letzten Tage Voltaires in einem anschaulichen Miniaturbilde; Gustav Desnoiresterres, ein fleißiger und kenntnisreicher Forscher der Geschichte der französischen Litteratur und Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert, entwirft in seinem 1876 veröffentlichten Buche „Voltaire, son retour et sa mort" (Paris, Didier et Cie.) ein umfangreiches historisches Gemälde dieser seltsamen Begebenheiten. Dies Werk beschließt in wohlgelungener Weise die Reihe von Studien, die Desnoiresterres Voltaire gewidmet hat; ein außerordentlich reiches Material ist hier zusammengebracht und gesichtet; einer eingehenden und scharfsinnigen Kritik steht eine hohe Unparteilichkeit zur Seite; eine lebendige, farbige Darstellung zieht den Leser an und hält ihn fest. Der Stoff ist erschöpft: aber jeder, der diese Dinge und diesen Mann betrachtet, sieht sie unter einer eigenen Beleuchtung, welche die Formen hier mehr verschwinden und dort schärfer hervortreten läßt und den Farben hundert verschiedene Abstufungen und Schattierungen giebt.

Beinahe zwanzig Jahre hatte Voltaire in seinem Schlosse zu Ferney, das er selbst ausgebaut, in behaglichem Stillleben zugebracht, als er sich zu seiner Reise nach Paris im Februar des Jahres 1778 entschloß. Wie beschäftigt auch immer sein Geist war, mit poetischen Schöpfungen, philosophischen Abhandlungen, mit Prozessen und Streitschriften, mit einer fast unermeßlichen Korrespondenz, mit der Verteidigung unschuldig Angeklagter, mit den Rettungen Verfolgter, mit dem Gedeihen der kleinen Arbeiterkolonie, die er im Dorfe zu Ferney gegründet und deren Uhren, Dank seiner Betriebsamkeit und

seinen Anpreisungen, durch ganz Europa gingen: sein Körper genoß der Ruhe und einer Pflege, die sein Alter forderte. Von allen Störungen einer großen Stadt, von den lästigen Verpflichtungen, welche ihm der Verkehr mit der Gesellschaft auferlegt hätte, war er ebenso wie von ihren aufregenden Vergnügungen befreit: Tage lang brachte er im Bette zu, er kleidete sich, wie es ihm beliebte, jeden warmen Sonnenstrahl konnte er genießen, jede schöne Stunde unter selbstgepflanzten Bäumen, im Anblick einer unvergleichlichen Landschaft genießen. Von seinem Garten aus gen Süden über ein sanft sich niedersenkendes fruchtbares Gelände sah er das großartige Felsenpanorama des Montblanc in all' seiner erhabenen Herrlichkeit sich ausdehnen, mit Schneegipfeln in die Wolken wachsen und unter dem Abschiedskuß der Sonne, wie das Prisma Newtons, in allen Farben erglühen. Ländliche Beschäftigungen, ländliche Feste unterbrachen in angenehmer Abwechselung seine litterarischen Arbeiten; er ließ wohl die eben begonnene Scene eines Trauerspiels unvollendet, um den Gärtnerburschen zuzuschauen, welche die Äste einer blitzgetroffenen Fichte mit Klammern und Eisendrähten wieder dem Stamme anfügten. Das Klima war milde, oft genug konnte er noch im Ausgang des Dezember im Freien sitzen. Allmählich hatte der Strom der Besucher, der eine Weile Ferney überschwemmt, nachgelassen; ohne einsam zu sein, glich das Schloß in dem weitläufigen Garten, durch einen langen Baumgang vom Dorfe getrennt, einer in Waldstille und Walddunkel liegenden Abtei — für einen Greis in Voltaires Jahren konnte man sich keinen glücklicheren Aufenthalt denken. Diese Abgeschiedenheit, die Heiterkeit des Himmels, die Wärme der Luft, die vollkommene Sorglosigkeit versprachen ihm ein Leben von hundert Jahren.

Aber wie in jedem Paradiese gab es auch in diesem einen Störenfried, der nicht daraus zu entfernen war: Frau

Denis, Voltaires Nichte. Eine kleine, starke, rundliche Frau, munter und beweglich, trotz ihrer siebenundsechzig Jahre, mit verliebten Augen, eine gute, sparsame Wirtschafterin, die bisher für das Wohlsein des Oheims auf das beste gesorgt hatte, sich aber jetzt in Ferney zu langweilen anfing. In den ersten Jahren waren in jedem Monat neue Gesichter erschienen; vornehme Männer, geistreiche Frauen hatten der Nichte des Oheims wegen den Hof gemacht; sie ist eine „Schlampe", hat die Marquise du Deffand, die beständig die Nase rümpft und den Stockschnupfen bekommt, wenn sie von einer Bürgerlichen redet, verächtlich von Frau Denis gesagt, aber nichtsdestoweniger war sie die Edeldame von Ferney gewesen und hatte auf dem Liebhabertheater zum Entzücken aller Zuschauer die tragischen Heldinnen Voltaires gespielt, Jocaste, Zaire, Alzire — beinahe so gut wie Mademoiselle Clairon, versicherte der entzückte Onkel den Freunden in Paris. Jetzt war das Theater geschlossen, der Onkel wurde unzugänglicher und mürrischer, Ferney nahm immer mehr, in den Augen der Frau Denis, den Charakter eines Verbannungsortes an. „Ich wollte, das Feuer zerstörte das ganze Ferney," hat sie einmal in ihrem Unmut ausgerufen. Um so lockender erschien ihr Paris, der Glanz und der Lärm der Hauptstadt — im Grunde war es ihr nicht zu verargen, daß sie den Rest ihres Lebens in ihrer Weise zu genießen wünschte, das Alter macht ungefällig und selbstsüchtig. Wiederum aber ist es klar, daß sie diesen Wünschen keinen lauten Ausdruck hätte geben dürfen, wenn sie damit nicht gerade die feinsten Saiten in Voltaires Seele zum Klange erweckt hätte. Wie Frau Denis, sehnte auch er sich nach diesem Schauplatz seines jungen Ruhmes, seiner schönsten Erinnerungen, nach dieser Weltbühne. Noch einmal als Greis die vielgeliebten Stätten wiederzusehen, den Saal der Akademie, das heitere Theater, die düstere Bastille, die Straßen, die Brücken, den Fluß; vielleicht gar dem jungen

Königspaar in der Spiegelgalerie von Versailles vorgestellt zu werden; mit den Jugendfreunden einen letzten Händedruck zu tauschen, und dann, wie eine untergehende Sonne, wieder nach seinem stillen Asyl zu entschwinden: wie hätte ihn dieser Gedanke nicht reizen sollen! Was bei Voltaire nur ein Einfall, eine von den vielen Vorstellungen war, die er sich mit geschäftiger Phantasie bis in die Einzelheiten ausmalte, um sie dann wie ein gebrauchtes Spielzeug beiseite zu werfen, verdichtete sich in dem beschränkten Kopfe der Nichte immer mehr zu einem hartnäckigen Entschluß. Von Paris her fehlte es nicht an Stimmen zur Unterstützung ihres Planes. Bei der flüchtigen Hoffnung, die sich ihnen zeigte, daß der Patriarch der Philosophie und der Dichtkunst nach Paris kommen könnte, gerieten die Freunde, die Anhänger, die gesamte Litteratur in Bewegung. Noch glaubte keiner recht an den festen Willen Voltaires, aber man schrieb ihm, daß ihn die Stadt mit offenen Armen aufnehmen würde, selbst am Hofe zu Versailles habe er mächtige Fürsprecher, bei jeder Gelegenheit drücke die junge Königin ihre Verehrung für den Dichter der „Henriade" aus — Erwartungen, die sich denn freilich nicht erfüllen sollten, die jedoch dem Greise, weil sie seiner Eitelkeit schmeichelten, den gefährlichen Weg im voraus mit Blumen bestreuten.

Unerwartet kam der Zufall Frau Denis zu Hilfe. Im Schlosse zu Ferney lebte ein schönes armes Mädchen, Renata Philiberte von Varicourt: ihre Eltern hatten sie, ein zwölftes Kind, um sie zu versorgen, für das Kloster bestimmt. Voltaire, der mit der Familie bekannt war, hatte Gefallen an dem Mädchen gefunden und sie zu sich genommen. Für den, der in der Gesellschaft Voltaires lebte, konnte von einem Eintritt in ein Kloster nicht mehr die Rede sein. Mit großer Klugheit, von ihrer Schönheit und Anmut unterstützt, hatte Renata sich in ihre neue Lebensstellung zu schicken gewußt.

Für Frau Denis war sie eine unterwürfige angenehme Gesellschafterin, die ihr zugleich die schwerste Sorge, Voltaire zu unterhalten und zu pflegen, abnahm. Alle, die ihn in seinem letzten Lebensjahre gesehen, sind in dem Lobe des Fräuleins von Varicourt einig. Sie war der Schutzengel und die Augenweide des alten Herrn, er nannte sie nie anders als die Gute und die Schöne. Allmählich wurde sie ihm unentbehrlich, sie übte die Pflichten und hatte die Rechte einer Tochter. In dies schöne, schlanke, wohlgewachsene Mädchen von heiterem Wesen und anmutigem Betragen verliebte sich ein vornehmer Sausewind, der Marquis Karl von Villette, der im Jahre 1777, während des Sommers, zu einem Besuche nach Ferney kam. Infolge eines peinlichen Zusammentreffens zwischen ihm und einer Pariser Phryne bei einem Feste in Vauxhall hatte er die Stadt verlassen müssen und sich nach Genf begeben. Einmal dort, hatte er bald den Weg nach Ferney hinauf gefunden, um so leichter, da er Voltaire schon im Jahre 1765 seine Huldigung dargebracht hatte. Obgleich nicht mehr im Alter des verlorenen Sohnes, hatte Villette doch alle Eigenschaften desselben; er war reich, im Besitz einer jährlichen Rente von mehr als hunderttausend Franken, leichtsinnig, gutmütig, einer der am schlimmsten berüchtigten Wüstlinge der Hauptstadt. Wie alle vornehmen Herren von altem und neuem Adel in jenen Tagen liebte er die Künste, die Litteratur und versuchte sich selbst mit Madrigalen und Briefen in der Schriftstellerei, ahnungslos, daß er auf diesem schlüpfrigen Wege immer tiefer bis in den Sumpf des revolutionären Journalismus hinabsinken sollte. Voltaire litt ihn gern in seiner Nähe, weil er ein vortrefflicher Gesellschafter war, die lebendige Chronik von Paris, der die tollsten und die gewagtesten Geschichten witzig und launig zu erzählen verstand. Dabei bekannte er für den Patriarchen eine Bewunderung und Hingebung ohne Grenzen,

die sich auch im großen und ganzen in herben Prüfungen bewährt und bis über den Tod Voltaires hinaus ihre ursprüngliche Farbe gehalten hat. In unmittelbarer Nähe des schönen Mädchens, im harmlosen Verkehr mit ihr, in einer Umgebung, die wie zum malerischen Hintergrund eines sentimentalen Abenteuers, einer Geßnerschen Idylle geschaffen schien, fing das leicht entzündliche Herz Villettes Feuer. Anakreon mit der Schönsten der Grazien! rief er aus, als er Voltaire auf Renatas Arm gestützt durch den Garten wandeln sah. Er hatte vielleicht nicht daran gedacht, daß dieser Anakreon der listigste aller Ehestifter war. Wie er die Verwandte Corneilles verheiratet hatte, so brachte Voltaire jetzt auch seine Schöne und Gute unter die Haube. In der kleinen Kirche neben dem Schloß, die in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt: Deo erexit Voltaire, wurde Fräulein von Varicourt mit dem Marquis von Villette getraut. Er schwur sich und Voltaire zu, einen neuen Menschen anzuziehen, und für eine Rokoko-Ehe ist dieses Bündnis leidlich glücklich und, wenn nicht ohne Störungen, doch ohne Erdbeben verlaufen. „Ich habe die Hirtin der Alpen geheiratet," schrieb Villette einem Freunde, „sie bringt als Mitgift ein liebliches Gesicht, einen schönen Wuchs, ein jungfräuliches Herz und einen anmutigen Geist in die Ehe."

Diese Verbindung war der Haken, an den sich Voltaires Reiseplan hing. Gegenüber der Königsbrücke, auf dem Quai der Theatiner, an der Ecke der Straße Beaune zu Paris besaß der Marquis ein stattliches Haus, geräumig genug, um neben den Neuvermählten auch einen Gast wie Voltaire zu beherbergen. Frau Denis wollte es sich nicht nehmen lassen, die junge Frau, die in Ferney und Genf für ihre Adoptivtochter galt, nach Paris zu geleiten und ihr bei der Einrichtung ihres neuen Heims, bei ihren ersten Schritten in die Gesellschaft zur Seite zu stehen. Was erst so fern gelegen,

war wie durch die Hand eines Zauberers nahe gerückt. Ein großes Haus, die passendste Umgebung war für Voltaire gefunden, die Menschen, an die er sich gewöhnt, würden auch in Paris um ihn sein. Unter solchen Umständen verlor die Reise eines vierundachtzigjährigen Greises aus der Stille eines ländlichen Aufenthalts in den Sturm einer Weltstadt viel von ihrer Abenteuerlichkeit. Da bedurfte es zuletzt nur eines Funkens, um die Mine springen zu lassen. Dieser Funken war ein Trauerspiel. Auf der Bühne, mit der Aufführung des „Oedipus", hatte Voltaires Laufbahn und Ruhm begonnen, angemessen konnten beide nur auf der Bühne enden. Wen der Theaterteufel einmal gefaßt hat, den läßt er nicht los, war immer eine seiner Lieblingsbehauptungen gewesen. Recht eigentlich dieser Teufel hat das Licht seines Lebens ausgeblasen.

Während die Liebesgeschichte zwischen Renata von Varicourt und dem Marquis von Villette spielte, hatte Voltaire, der immer mindestens zwei Geschäfte zugleich treiben mußte, eine neue Tragödie angefangen, „Irene", auf dem Hintergrunde der byzantinischen Geschichte — „der Schauplatz ist ein Saal in dem alten Palast des Konstantin." Frau Denis zerfloß in Thränen, als er ihr das Trauerspiel vorlas, Villette war oder stellte sich davon entzückt und hingerissen. Gemäßigter fiel das Urteil Condorcets aus, dem Voltaire im Oktober 1777 die Dichtung mitteilte. Die Schauspieler des französischen Theaters, denen ein anderer Freund des Dichters, der Marquis von Thibouville, die Handschrift überreicht hatte, beschlossen am 2. Januar 1778 einstimmig die Aufführung des Stücks. La Harpe und Barthe, deren Stücke schon vordem von den Schauspielern zur Darstellung angenommen waren, entsagten freiwillig ihren Rechten, um der „Irene" des Meisters den Vorrang zu lassen. Wiederholt hatte Voltaire angedeutet, daß die Aufführung des Trauerspiels in

den Augen aller seine Reise nach Paris erklären und entschuldigen würde. Dem französischen Sophokles schien es wohl anzustehen, in Person von den modernen Athenern Abschied zu nehmen. Dennoch war der Plan keineswegs endgültig gefaßt, als ein Umstand eintrat, der Voltaires Anwesenheit in Paris notwendig machte. Bei der Verteilung der Rollen des Trauerspiels, die nach des Dichters Wunsch geschah, weigerte sich der Schauspieler Lekain, trotz der Dankbarkeit, die er Voltaire schuldete, die Rolle des Leontios zu spielen. Leontios ist der Vater Irenens, ein Mönch des heiligen Basilius: er würde trefflich dem Talente und dem Alter Lekains, der achtundfünfzig Jahre zählte, entsprochen haben, aber die Rolle war nicht bedeutend, und der ehrgeizige und hochmütige Schauspieler bestand auf seinen Schein, nur erste Rollen spielen zu brauchen. Mit dieser Weigerung Lekains, die in einen heftigen Streit zwischen ihm und dem Marquis von Thibouville ausartete, gerieten alle Vorbereitungen zur Aufführung des Stücks in eine bedenkliche Stockung. Nur Voltaire schien das nötige Ansehen zu besitzen, den Sturm zu beschwören. Diese Betrachtung gab den Ausschlag; zu den unbestimmten, hin und her schwankenden Vorstellungen, zu dem dunklen Wunsch, der Jahre lang in seiner Brust geschlummert hatte, gesellte sich jetzt etwas wie ein Zwang von außen, wie ein körperlicher Anstoß: er konnte das letzte Kind seiner Muse nicht hilflos und allein schrecklichen Verunstaltungen und Verstümmelungen ausgesetzt sein lassen.

Mittags den 5. Februar 1778 stieg Voltaire mit seinem getreuen Wagnière und seinem Koch in den Reisewagen; Frau Denis, der Marquis von Villette mit seiner Gattin hatten schon am 3. Februar Ferney verlassen, um in Paris alles zur würdigen Aufnahme Voltaires einzurichten. Es war ein herzbrechender Abschied. Weinend standen die Bewohner des kleinen Orts am Wege, ihnen allen war Voltaire ein Vater

und ein Wohlthäter. Die unheimliche Ahnung beschlich sie und ihn, daß mit seiner Entfernung dieser aufblühende Erdenfleck, die Industrie, die er hervorgerufen, wieder in ihre ehemalige Vergessenheit und Bedeutungslosigkeit zurücksinken würden. Auch Voltaire konnte sich der Thränen nicht enthalten; „ich komme wieder, meine Kinder, ich komme wieder!" rief er ihnen aus dem Wagenfenster zu. Damals war es seine Absicht, nicht länger als sechs oder acht Wochen in Paris zu verweilen. Wagnière fing ebenfalls traurige Grillen; ihm war die ganze Reise verhaßt. Er fürchtete von der Veränderung der Lebensweise, von den Aufregungen, die in Paris unvermeidlich waren, von einem doch nicht unmöglichen Zusammenstoße mit der Geistlichkeit die schlimmsten Folgen für seinen geliebten Herren und mußte überdies seine Frau und seine Kinder in Ferney zurücklassen. Je weiter sie sich aber von dem Schlosse, dem Parke, dem Dorfe entfernten, desto mehr heiterte sich Voltaires Stirne auf. Er war in der übermütigsten Laune; ald ließ er sich von Wagnière vorlesen, bald erzählte er dieb lustigsten Schwänke. In den Gasthäusern that er sein Möglichstes, um dem nüchternen und steifen Wagnière ein Räuschchen anzubinden, damit er doch wenigstens einmal in seinem Leben einen heiteren Weinrausch kennen lerne. Ohne Abenteuer ging die Reise vorüber: ihr erstes Nachtquartier hielten sie in Nantua; in Bourg en Bresse erkannten die Leute vor der Posthalterei Voltaire; „fahr zu!" rief der Posthalter dem Postillon zu, „immer munter! und wenn die Pferde stürzen, du fährst Herrn von Voltaire!" Über Sanecy kamen sie am 7. Februar nach Dijon, wo sie im Gasthause zum goldenen Kreuz abstiegen. Bei dem Gericht in Dijon führte Frau Denis einen Prozeß, und Voltaire mußte Prokuratoren und Advokaten besuchen. Junge Bürgerssöhne sollen sich hier als Kellner verkleidet haben, um dem berühmten Manne bei Tische aufzuwarten. Den 9. Februar übernachteten sie in

Joigny, die Deichsel des Wagens war gebrochen und hinderte die Weiterreise. Endlich am 10. Februar, einem Dienstage, nachmittags um halb vier Uhr, waren sie an den Barrièren von Paris. Die Steuerbeamten fragten, ob sie der Steuer unterworfene Gegenstände bei sich führten? „Meines Wissens, meine Herren," sagte Voltaire aus dem Wagen heraus, „giebt es hier keine andere Kontrebande als mich selber." Schon wollte einer der Beamten den Koffer untersuchen, als ihn sein Kamerad am Ärmel zupfte: „Wetter, das ist Herr von Voltaire!" Und indem nun Wagnière sein Gelächter nicht mehr zurückhalten konnte, verbeugten sie sich vor dem alten Herrn und baten ihn, seine Fahrt fortzusetzen. Bald nach vier Uhr lag er in den Armen der Guten und Schönen in dem Hause Villette am Quai der Theatiner, am linken Ufer der Seine. Aber unter einem verhängnisvollen Vorzeichen betrat er Paris: an dem Tage seiner Ankunft hatte man Lekain zu Grabe getragen. Plötzlich am 8. Februar war der große Schauspieler, nach kurzer Krankheit, an einem entzündlichen Fieber gestorben. Dies war die erste Neuigkeit, die Voltaire nach den Begrüßungen, Umarmungen und Freudenthränen, von dem treuesten seiner Freunde, dem Marquis d'Argental, erfuhr, mit dem er seine Jugend verlebt, mit dem er nun zusammen sich dem Grabe näherte. Er stieß einen Schrei des Schreckens und des Schmerzes aus und schien eine Weile wie erstarrt; aber jedes Bedenken kam nun zu spät, einmal in den gewaltigen Lebensstrom von Paris geworfen, mußte er schwimmen oder untergehen.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die Kunde von Voltaires Ankunft in Paris verbreitet; die ganze Stadt geriet in Bewegung. In den Kaffeehäusern, in allen großen und kleinen Gesellschaften, in dem Saal der Akademie, im Theater wie in der Oper war nur von dem großen Mann die Rede. Von den Gelehrten ging die Bewegung zu den Ungelehrten hinab,

Müßiggänger standen zu Hunderten auf dem Quai, um ihn am Fenster zu sehen. Die Partei der Philosophie, d'Alembert, Diderot, Condorcet, La Harpe, hinter ihnen alle die kleinen Leute, welche die Legion der Encyklopädie bildeten, die aufrichtigen Freunde der Duldung, die Anhänger der politischen Reform, die Schwärmer, die den Anbruch des goldenen Zeitalters erwarteten, triumphierten. Mit Voltaire in ihrer Mitte hielten sie sich für unüberwindlich, er war ihnen Feldherr und Fahne zugleich. Ihnen gegenüber verharrten die Geistlichkeit, die Frommen, die alten Jansenisten und Parlamentsräte, alle, welche sich gewöhnt hatten, Voltaire wie eine letzte Menschwerdung des Satans zu betrachten, in einem dumpfen, trotzigen Schweigen. So oft auch von Voltaires Reise nach Paris gesprochen worden war, sie hatten den alten Fuchs für zu schlau und zu furchtsam gehalten, sich ihnen und dem König ins Angesicht zu wagen. Denn das war ein öffentliches Geheimnis, und Voltaire erfuhr es unmittelbar nach seiner Ankunft, daß Ludwig XVI. ihn als einen gefährlichen und verderblichen Schriftsteller mit Mißtrauen und Abneigung betrachtete und sein Erscheinen in der Hauptstadt für eine Art kecker Herausforderung nahm. Man erzählte sich damals, daß der König im Staatsarchiv und in den Akten der Pariser Polizei habe nachforschen lassen, ob es einen schriftlichen Befehl seines Großvaters Ludwigs XV. gäbe, der Voltaire für immer aus Paris und seinem Weichbilde verbannte. Ein solches Dokument wurde nicht gefunden. Wenn Voltaire bei Lebzeiten Ludwigs XV. sich still in Ferney gehalten, so hatte er nur ein mündliches Verbot des Königs, der ihn haßte, geachtet. Es hätte eines ausdrücklichen Befehls des jungen Königs bedurft, ihn jetzt aus Paris zu vertreiben. Dazu war Ludwig XVI. zu gutmütig und zu schwach, schon fing die öffentliche Meinung an sich dem Königtum von Gottesgnaden gegenüber gigantisch aufzurichten. Selbst in

Trianon fand sie Vertreter und Vertreterinnen; Marie Antoinette, der Graf von Artois, der Bruder des Königs, der Herzog von Richelieu verwandten sich eifrig für Voltaire. Dem König schien es schon ein Sieg zu sein, wenn Voltaire nur nicht nach Versailles käme und um die Ehre einer Vorstellung nachsuchte. Die Gräfin von Polignac, eine von den Damen der Königin, unterrichtete Voltaire von dieser Stimmung des Hofes und beruhigte seine Sorgen und Zweifel.

So im Gefühl der Sicherheit, in der Ahnung, daß eine halbe Million Menschen, wenn nicht mit der That, doch mit ihrer Gesinnung hinter ihm stände, überließ er sich ganz seinem Genius und seiner Laune. Niemals war sein Witz sprühender, seine Rede und sein Wesen anmutiger und verbindlicher gewesen. Der erste Brief, den er in Paris schrieb, war an die Marquise du Deffand, auch an eine Bekanntschaft von mehr als fünfzig Jahren: „Tot komme ich an und ich will nur wieder lebendig werden, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen.“ Aber dieser Sterbende schien einen stählernen Körper zu haben; in den nächsten Tagen empfing er halb Paris. Jeder, der in irgend einer Weise durch seine Verdienste oder seine Geburt, die Gemeinschaft der Ansichten oder alte vergessene Beziehungen ein Recht zu haben glaubte, Voltaire seine persönliche Huldigung darzubringen, ließ sich im Hause an der Ecke der Straße Beaune melden. Für sie alle, für die Freunde und Verehrer, wie für die Überlästigen und die Narren, fand der alte Herr das glückliche Wort. Ein beständiges Feuerwerk wurde abgebrannt. Die Besucher traten in den Salon, in dem Frau Denis und Frau von Villette das Hausrecht übten. Entweder freiwillig oder gerufen, erschien aus dem Nebenzimmer König Voltaire, meist in seinem prächtigen persischen Schlafrock, ein Sammtkäppchen auf dem Kopfe, ein mageres runzeliges Gesicht mit strahlenden Augen und eingefallenem Munde, eine schmächtige Gestalt auf dünnen

Beinen: das Ganze, Knochen, Nerven und Augen, beständig Funken sprühend und dazwischen ein spöttisches, kicherndes Gelächter. D'Argental und Villette stellten ihm darauf die Besucher, die er nicht kannte oder deren er sich nicht mehr entsann, vor. Es war ein Kommen und Gehen von berühmten und unberühmten Personen, ein unaufhörlicher Austausch von Schmeicheleien und Höflichkeiten in der feinsten und zierlichsten Sprache der Welt. Die tugendhafteste Frau Frankreichs, Frau Necker, und die verrufenste, die Gräfin Dubarry, die geistvollste aus der Sphäre der oberen Zehntausend, die Marquise du Deffand, und die witzigste aus der Mitte des Volkes, Sophie Arnould, erschienen gleicher Weise, ihm zu huldigen. Den Damen gegenüber suchte Voltaire vor allem die junge Frau von Villette in das hellste Licht zu setzen. „Wie finden sie meine Gute und Schöne?" fragte er Sophie Arnould. Und sie darauf: „Das ist eine vortreffliche Ausgabe der Pucelle." „Vierundachtzig Jahre und vierundachtzig dumme Streiche, das ist Voltaire," seufzte er ein anderes Mal. „Das ist auch etwas Rechtes," entgegnete sie ihm, „ich bin erst vierzig Jahre alt und habe schon zehntausend Dummheiten begangen." Der Ritter Gluck, der damals mit seinem „Orpheus" die Herzen entzückte und rührte, schob seine Reise nach Wien um einen Tag auf, er wollte Paris nicht verlassen, ohne Voltaire gesehen zu haben. Der Zufall fügte es, daß unmittelbar nach ihm sein Nebenbuhler Piccini den Saal betrat. „Der kennt seinen Platz," flüsterte Voltaire den Umstehenden zu, „er kömmt nach Gluck." Einem eitlen Poeten, Fariau de St. Ange, der Ovids Metamorphosen übersetzt hatte, spielte er noch schelmischer mit. „Heute," hob Fariau de St. Ange den Hut schwenkend pathetisch an, „komme ich nur, um Homer zu begrüßen; ein andermal werde ich Sophokles und Euripides, ein anderes Mal Tacitus besuchen!" „Ach!" unterbrach ihn Voltaire, „ich bin ein alter Mann,

könnten Sie diese Besuche nicht auf einmal abmachen?" Schon am Donnerstag den 12. Februar hatte die französische Akademie, nach dem Schluß ihrer Sitzung, ihren berühmten Kollegen durch eine Deputation von drei Mitgliedern feierlich begrüßen lassen. Der Herzog von Richelieu, der Paladin des Rokoko, hatte sich eingefunden, seinem Sänger die Hand zu drücken, beide Ruinen, nur mit dem Unterschiede, daß Voltaire eine ehrwürdige und der Herzog eine von jenen Nipps- und Mode-Ruinen war, wie sie die Gartenkunst damals in fürstlichen Parks der malerischen Wirkung wegen anlegte. Neben so vielen Auferweckungen der Toten und der Vergangenheit gab es aber auch einen Augenblick voll Rührung und Erhabenheit, in dem die Zukunft an Voltaire herantrat, an den Greis die Jugend, an das achtzehnte, das neunzehnte Jahrhundert.

Nach Voltaire war damals, in den Augen der Pariser, schon wegen seiner auffälligen Kleidung, der Doktor Franklin, der Abgesandte der amerikanischen Republikaner, um die Hilfe Frankreichs im Kampfe gegen England zu erbitten, die merkwürdigste Persönlichkeit. Eines Tags stellte er sich mit seinem Enkel, einem Knaben von fünfzehn Jahren, dem König Voltaire vor. Der kam ihm mit offenen Armen entgegen und redete ihn in englischer Sprache an. Es waren etwa zwanzig Personen im Empfangssaal und Frau Denis drückte ihrem Oheim den allgemeinen Wunsch aus: er möchte französisch mit Franklin reden, damit sie alle ihrer Unterhaltung lauschen könnten. „Vergebung," antwortete Voltaire, „daß ich einen Augenblick der Eitelkeit nachgegeben habe, dieselbe Sprache wie Herr Franklin zu reden." Als Franklin sich zum Gehen anschickte, bat er den Patriarchen, seinen Enkel zu segnen. Der Knabe kniete nieder, Voltaire legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte feierlich mit einer vor Erregung zitternden Stimme: „God and Liberty!" Alle Anwesenden

waren tief ergriffen, Franklin standen die Thränen in den Augen.

Da es bei dem Alter und der schwankenden Gesundheit Voltaires zweifelhaft war, ob er so bald und so oft, wie es die Neugierde wünschte, bei einer Theatervorstellung oder in einer öffentlichen Sitzung der Akademie erscheinen würde, so drängte sich die Pariser Gesellschaft nach dem Hause Villettes. Es war wie bei den Audienzen der Minister, erzählen die Memoiren der Zeit. Zuweilen hatten sich dreihundert Personen in den reich geschmückten Räumen des Hauses zusammengefunden. Die Meisten begnügten sich, Voltaire zu sehen und einige seiner Worte und Witze zu erhaschen. Tapfer hielt er solchem Andrang stand; selbst wenn er sich über Kopfschmerzen beklagte, duldete er es, daß ihm ein Virtuose auf dem Klavier eine Sonate vorspielte. Dabei arbeitete er unermüdlich, aus dem Salon eilte er in sein Studierzimmer, manchmal schloß er sich mit Wagnière ein. Da waren hundert Briefe zu diktieren, auf Madrigale mit einem Madrigal zu antworten, zuerst und zuletzt das Schmerzenskind „Irene" zur Aufführung vorzubereiten. Voltaire pflegte seine Dramen gleichsam in einem Zuge niederzuschreiben, es war wie das Abfeuern einer Kanone. Dann erst, in größerer Gemütsruhe, in kritischer Stimmung begann die Arbeit des Feilens, des Änderns, des Besserns. Mit der hinschwindenden poetischen Kraft nahm die Sorge um den Ausdruck, um die Leichtigkeit des Verses, die Anordnung der Scenen zu; daher die Fülle der Varianten, die seine Stücke begleiten. Jetzt hatte er neben der „Irene" noch den „Agathokles", die „Pelopiden", das „Herrenrecht" auf seinem Schreibtisch; Wagnière fand öfters nicht einmal die Zeit, sich völlig anzukleiden, so viel Lasten bürdete ihm der unermüdliche Greis auf.

Sonnabend, den 14. Februar, hatte eine Deputation der Schauspieler der französischen Komödie Voltaire begrüßt;

Bellecourt hatte das Wort geführt und eine feierliche Rede im feierlichsten Tone gehalten; Voltaire entgegnete: „Alt und krank, wie ich bin, kann ich nur noch für Sie und durch Sie leben," und sich darauf an Frau Vestris wendend, der er die Rolle der „Irene" geben wollte, setzte er lächelnd hinzu: „Meine gnädige Frau, ich habe diese Nacht wie ein junger Mensch von zwanzig Jahren für Sie gearbeitet": er meinte die Verse seines Trauerspiels, die er verbessert. Als die Deputation sich verabschiedet hatte, bemerkte einer der Anwesenden, Bellecourt habe mit seinem Pathos doch eine große Wirkung hervorgebracht, man habe es Herrn von Voltaire angesehen. „Nun ja," erhielt er zur Antwort, „wir haben beide ganz gut Komödie gespielt." Bei der Verteilung der Rollen des Trauerspiels gab es noch eine gefährliche Klippe zu umschiffen. Molé spielte, nach Lekains Tode, die erste Geige in dem französischen Theater; sein Einfluß wurde durch die Gunst verstärkt, die der Herzog von Richelieu ihm und seiner Gattin schenkte. Diese, eine unbedeutende Schauspielerin, brannte vor Begierde, die zweite Frauenrolle der Tragödie zu spielen. Voltaire, dem die Dame höchlich mißfiel, getraute sich doch nicht, der Bitte des Herzogs und den Thränen ihres Mannes zu trotzen. Er gab ihr die Rolle der Zoë und ließ sich dieselbe von ihr vorlesen. Aber seine Antipathie steigerte sich nach dieser Lektüre; hinüber und herüber wurde verhandelt, bis es endlich Voltaire durch seine Schmeichelkünste gelang, der Dame die Rolle abzulisten, die dann, durch die Vermittelung der Sophie Arnould, Fräulein Sainval übernahm. Sonntag, den 22. Februar, war alles geordnet, und die Schauspieler begannen „Irene" einzustudieren; Brizard spielte den Leontios, Molé den Alexius.

So weit war alles über Erwarten glatt und glücklich verlaufen. Eine Aufnahme, wie er sie in seinen kühnsten Träumen nicht triumphierender sich hätte ausmalen können,

hatte die Stadt Paris Voltaire bereitet. Weder der König hatte ein lautes Wort gegen seinen Aufenthalt in der Hauptstadt geäußert, noch das Parlament eine Anklage wider ihn erhoben — gegen den Mann, von dem es so viele Schriften im Hofe seines Palastes hatte verbrennen lassen. Die Geistlichkeit rührte sich nicht, von keiner Kanzel war bisher gegen diesen Antichrist gepredigt oder gedonnert worden. Nur zwei verlorene Posten hatten sich erst von der Heeresmacht der kämpfenden Kirche in das feindliche Lager gewagt. Freitag, den 20. Februar, erhielt Voltaire einen Brief, der „Gaulthier, Priester" unterzeichnet war. Der Abbé bat darin, ihm eine Unterredung zu bewilligen: „obgleich ich der unwürdigste aller Priester bin, werde ich Ihnen doch nichts sagen, was nicht meines Amtes würdig und Ihnen nicht wohlgefällig wäre." Höflich, wie er war, antwortete Voltaire umgehend. „Ich bin vierundachtzig Jahre alt," schloß er seinen Brief, „und werde bald vor Gott, dem Schöpfer aller Welten, erscheinen. Wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, wird es mir, trotz meiner Leiden, eine Pflicht und eine Ehre sein, Ihren Besuch zu empfangen." Am 21. Februar erschien der Abbé in der Wohnung Voltaires und blieb drei Viertelstunden mit dem Patriarchen allein. Voltaire fragte ihn, ob er aus eigenem Antrieb zu ihm käme? Gaulthier bejahte es: er war ein ehemaliger Jesuit, jetzt in untergeordneter Stellung, Kaplan in dem Krankenhause der Unheilbaren, von dem Bekehrungseifer seines Ordens besessen. „Wie?" rief Voltaire, „Seine bischöflichen Gnaden von Paris, seine Hochwürden der Pfarrer von St. Sulpice haben Sie nicht zu mir gesendet?" „Nein, gnädiger Herr." Diese Versicherung machte Voltaire zutraulicher; ohne ihn zu unterbrechen, hörte er die Ermahnungen Gaulthiers an, und beide trennten sich mit gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen. Drolliger, und mehr zum Vorteile Voltaires, endete das Abenteuer mit dem zweiten Vorkämpfer der Kirche.

Wie gut die Thüre Voltaires auch bewacht war, eines Tages glückte es einem Abbé Marthe, sich Eingang zu verschaffen und Voltaire allein zu treffen. Mit funkelnden Augen und wilden Geberden stürzte der Fanatiker auf ihn zu. „Sie müssen mir beichten, Herr, auf der Stelle beichten! Es giebt keinen Ausweg, ich bin der Abgesandte Gottes!“ „Vortrefflich,“ entgegnete ihm Voltaire gelassen, „Ihr Kreditiv?“ Diese ruhige Frage machte den Abbé sprachlos und während nun Wagnière und Villette eintraten, schlich er bestürzt und demütig davon. Diese Plänkeleien waren leicht und jede in der angemessensten Weise zurückgewiesen worden: sie zeigten aber doch, daß die Kirche ihr Augenmerk auf den Patriarchen des Unglaubens gerichtet habe und ihre Stunde erwarte. Allein, fühlte die Geistlichkeit ihre Ohnmacht ihm gegenüber, wie aber dann, wenn als ihr Bundesgenosse der Schatten des Todes langsam und unaufhaltsam heranschritt?

Das war der Gegner des geliebten Herren, den der treue Wagnière von dem Beginn dieser abenteuerlichen Reise an gefürchtet hatte, der schreckliche, durch keine List und keine Schmeichelei abzuwendende Feind. Herr von Voltaire, meinte der bekannte Genfer Arzt Tronchin, der seit Jahren in Paris lebte und den alten Herren in Genf behandelt hatte, lebt von seinem Kapital, und er sollte doch nur von seiner Rente leben; ich besorge ein tragisches Ereignis, und zu spät werden wir uns alle anklagen, den Tod Voltaires mitverschuldet zu haben. Die so ganz veränderte Lebensweise, die beständige Unruhe, der Mangel an frischer Berg- und Waldluft, das Einstellen der gewohnten Spaziergänge würden ihre Wirkung auch auf die Gesundheit eines jüngeren Mannes geäußert haben, wie viel mehr auf die Voltaires. Seine Beine schwollen an, sein Blasenleiden peinigte ihn heftiger. Die Ruhe, die ihm Tronchin anbefahl, das Verbot, Besuche zu empfangen, die Bitte, seine Arbeiten zu beschränken, konnten bei der vulkanischen

Natur des Kranken, in dem Tumult von Paris, nur auf eine halbe Erfüllung rechnen. Jeder besonnene Beobachter mußte sich auf eine Katastrophe gefaßt machen.

Mittwoch, den 25. Februar, um die Mittagsstunde, lag er in seinem Bette und diktierte Wagnière, als er plötzlich zweimal heftig hustete und dann mit dem Ausruf: „Ich speie Blut!" in die Kissen zurücksank: „Das Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, so stark, als hätte man den Hahn einer Fontaine aufgedreht." Das ganze Haus geriet in Schrecken und Bewegung, Tronchin, auf der Stelle herbeigerufen, verordnete einen Aderlaß, der einer Wiederholung des Blutsturzes vorbeugen sollte; eine geschickte, freundliche und zugleich entschlossene Krankenwärterin, die alle Überlästigen von dem Bette des Kranken abzuhalten verstand, übernahm seine Pflege; des Nachts schlief ein Chirurg im Nebenzimmer. Der Vorfall hatte Voltaire auf das tiefste erschüttert: er liebte das Leben und fürchtete den Tod. Nicht aus Angst vor dem Jenseits, aber der Gedanke, von der süßen Gewohnheit des Daseins und des Wirkens scheiden zu müssen, war ihm peinlich und schmerzlich. Zu diesem durchaus erklärlichen Grauen, das man ihm thörichter Weise zum Vorwurf gemacht hat, gesellte sich eine phantastische Furcht. „Schreiben Sie an den Abbé Gaulthier," sagte er unmittelbar nach dem Anfall zu Wagnière, „er soll zu mir kommen, ich will nicht, daß man meinen Leichnam auf den Schindanger wirft." In seinem Hasse gegen die Priester und in der Sorge, daß Voltaire in seiner Aufregung etwas seiner Unwürdiges thun könne, schickte Wagnière den Brief nicht ab und behauptete, als der Kranke ungestüm nach dem Abbé verlangte, daß der Bote denselben nicht gefunden habe. „Wenigstens können Sie bezeugen," wandte sich Voltaire an die Freunde, die sein Lager umstanden, „daß ich meine Pflicht thun wollte." Diese Vorstellung einer in ungeweihter Erde, abseits von den anderen, begrabenen

Leiche verfolgte ihn wie ein boshaft grinsendes Gespenst. Er hatte umsonst das dritte Buch des Lucretius gegen die Todesfurcht wieder und wieder gelesen; der Spott des Dichters über diejenigen, welche klagen und jammern, daß ihr Leichnam von den wilden Tieren und den Vögeln des Himmels zerrissen werden könnte, hatte gegen ein trauriges Schauspiel, das er in seiner Jugend gesehen, nicht stand gehalten. Wer kennt nicht jenes Gedicht auf den Tod der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, eins seiner empfindungsvollsten? Die Arme, die plötzlich am 30. März 1730, nach einer Theatervorstellung, ohne Beichte gestorben, war an der Kirchhofsmauer verscharrt worden: „sie rauben der das Grab, die Griechenland mit Altären verherrlicht hätte.“ Auf die Gefahr hin, abergläubisch gescholten zu werden, möchte ich noch weiter gehen. War diese wunderliche Angst eines so vorurteilslosen Mannes, diese beständige Beschäftigung mit dem Schicksal seiner sterblichen Hülle, sobald einmal der Tod ihm, selbst nur von fern, vorüberschritt, die dunkle Ahnung seines Geistes, daß sein Leichnam „auf dem Schindanger“ trotz alledem vergehen würde? Denn bis auf den letzten Punkt sollte sich die Furcht des Unbewußten in ihm erfüllen. In Ferney hatte er sich eine Begräbnisstätte in seinem Badezimmer bestimmt, nachdem er den Einfall, sich zwischen seinem Schloß und der Kirche begraben zu lassen, — „sie werden sagen, ich sei weder drinnen noch draußen“ — aufgegeben hatte. Hier in Paris fühlte er sich ganz in der Gewalt einer zornigen, unbarmherzigen Priesterschaft, die er nur zu oft auf das tödlichste beleidigt, deren Rache er durch sein ganzes Leben gegen sich heraufbeschworen hatte. Wagnière, der bei der Dauer der Krankheit voraussah, daß er den Abbé Gaulthier oder einen anderen Priester nicht für immer von Voltaire fernhalten könnte, wollte wenigstens ein Dokument in Händen haben, um die Ehre seines Herrn gegen etwaige Anschuldigungen und

Verleumdungen zu verteidigen. Am 28. Februar bat er Voltaire, ihm aufrichtig seine religiösen Ansichten zu bekennen; Voltaire nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf mit kühnen, kräftigen Zügen: „Ich sterbe in der Anbetung Gottes, meine Freunde liebend, ohne Haß gegen meine Feinde und den Aberglauben verwünschend. Voltaire." Solch' ein Blatt konnte freilich der katholischen Geistlichkeit nicht genügen, Voltaire empfand dies besser, als sein protestantischer Schreiber: seine ganze Hoffnung hatte er auf den Abbé Gaulthier gesetzt, mit dem „guten Einfaltspinsel" dachte er leichten Kaufs davon zu kommen. Schon am 26. Februar hatte er ihm geschrieben: „Sie haben mir versprochen, mich anhören zu wollen, ich bitte Sie, sobald Sie können, zu mir zu kommen." Am 27. erneuerte Frau Denis die Bitte ihres Oheims; am 2. März stellte sich der Abbé Gaulthier ein; er hatte vorher die Erlaubnis des Pfarrers von St. Sulpice, in dessen Parochie Voltaire wohnte, nachgesucht. Mit großem Widerstreben entfernte sich Wagnière von dem Bette Voltaires, er blieb in einem Nebenzimmer, das nur durch eine dünne Tapetenthür von dem Krankengemach getrennt war, stehen, das Ohr an die Thür gelehnt, um zu horchen. Aber er hörte nichts, der Kranke und der Priester verhandelten leise miteinander. Nach einer geraumen Zeit rief der Abbé Wagnière, den Abbé und Parlamentsrat Mignot, einen Neffen Voltaires, und den Marquis von Villevieille, einen langjährigen Freund des Patriarchen, wieder in das Zimmer zurück und bat sie eine Erklärung als Zeugen zu unterschreiben, die ihm Voltaire gegeben. „Sie bedeutet nicht viel," setzte er hinzu. Während Mignot und Villevieille das Blatt ohne Zögern unterschrieben, weigerte sich Wagnière und entzog sich endlich der ihm widerwärtigen Handlung mit der Bemerkung, daß er Protestant sei.

Diese Erklärung Voltaires war sein Gang nach Canossa: ein vollständiger Widerruf. Sie wurde schon in den nächsten

Tagen allgemein bekannt und lautet: „Da ich seit vier Monaten an einem Bluthusten leide und mich in meinem Alter von vierundachtzig Jahren nicht nach der Kirche habe begeben können, hat Seine Hochwürden der Herr Pfarrer von St. Sulpice zu seinen guten Werken noch dies gefügt, daß er mir einen Priester, den Herrn Abbé Gaulthier, gesandt hat, dem ich gebeichtet habe. Wenn Gott über mich verfügt, sterbe ich in der katholischen Religion, in der ich geboren bin, in der Hoffnung, daß mir die göttliche Barmherzigkeit alle meine Fehler vergeben wird, und wenn ich jemals die Kirche geärgert haben sollte, bitte ich sie und Gott um Verzeihung." Immerhin, so leicht er es nachher auch nehmen wollte, eins der eigentümlichsten Schriftstücke, das aus seiner Hand gegangen. Er war an diesem Tage, trotz seiner körperlichen Schwäche, in der Vollkraft seines Geistes. Beweis dafür ist der Ausgang dieser seltsamen Geschichte. Der gute Abbé Gaulthier, in der Freude seines Herzens, den Antichrist so nahe an den Brunnen der Gnade herangeführt zu haben, wollte sein Werk nicht unvollendet lassen und sprach davon, dem Kranken das Abendmahl zu geben. Dies aber ging dem Deisten Voltaire, dem Mann des écrasez l'infame! doch zu sehr wider den Strich. „O, mein Herr Abbé," sagte er mit einem diabolischen Witz, „Sie sehen, ich speie Blut — hüten wir uns, das Blut Gottes mit dem meinigen zu vermischen." Mit seinem Blatt Papier und einer Geldsumme von sechshundert Franken für die Armen der Gemeinde empfahl sich der Abbé Gaulthier. Seine Oberen waren indessen keineswegs mit seiner voreiligen Handlung zufrieden. Der Pfarrer von St. Sulpice nahm es dem armen Priester übel, daß er ihm ein solches Beichtkind geraubt habe, und ging in Person zu dem Marquis von Villette, sich darüber zu beschweren, daß man nicht ihn zu dem Kranken gerufen. Darüber geriet Voltaire in neue Unruhe, er schrieb dem Pfarrer einen halb unterwürfigen, halb

ironischen Brief, der von diesem, einem Herrn von Tersac, in angemessener Weise beantwortet wurde. Dem armen Gaulthier ward die Thür Voltaires fortan verschlossen, während sie sich für den Pfarrer öffnete. Aber Voltaire wie der Pfarrer waren zu kluge Leute, um in ihren Gesprächen über das Gebiet der Moral in das der Dogmatik hinüberzuschweifen: der Kranke hütete sich, Absolution zu fordern, der Pfarrer, sie zu erteilen. Nun wird es stets eine merkwürdige Thatsache bleiben, daß dieser außerordentliche Schritt Voltaires nicht das geringste Erstaunen, keinen Ruf des Unwillens, kaum einen schlechten Witz in Paris hervorrief. Nur Wagnière war in seiner protestantischen Gesinnung auf das empfindlichste verletzt. Die anderen Freunde, d'Alembert zuerst, billigten Voltaires Verfahren. War doch Montesquieu durch dieselbe Pforte geschritten. Die Gesellschaft des Rokoko beruht nicht auf der Freiheit der schönen Menschlichkeit, sondern auf dem Zwang des Schicklichen, des Dekorums. Der anständige Mensch hat in dieser künstlichen Welt gewisse Pflichten und Rücksichten zu erfüllen: seine Sache ist es, dieselben in Einklang mit seinen Gesinnungen zu bringen; immer, unter allen Umständen, haben sie den Vorrang: du kannst die Götter und die Könige verspotten, aber du bist der Sklave des Dekorums. Das Peinliche für mich liegt denn auch weniger in der Handlung Voltaires selbst, er stammte nicht aus dem Geschlecht der Märtyrer, als in der sauersüßen Miene und den Spöttereien, mit denen er die Bedeutung seiner Erklärung hinwegzuleugnen suchte. Der Deputation der Akademie, die sich nach seinem Befinden erkundigte, sagte er: „Meine Herren Kollegen, ich habe meine Pflichten genau erfüllt, damit Sie nach meinem Tode eine feierliche Messe für mich bei den Franziskanern lesen lassen können;“ zu einem Bekannten meinte er: „Wenn ich am Ganges lebte, würde ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben.“ Wandte sich das Gespräch

über diesen Gegenstand aus dem Scherz zum Ernst, so war der Refrain seiner Rede: er wolle nicht, daß seine Leiche auf den Schindanger geworfen würde.

Damals kam es noch nicht zu dem Äußersten. Im Auf und Nieder seines Leidens währte sein bedenklicher Zustand vom 25. Februar bis zum 19. März. Seine Familie hatte neben Tronchin, der ein bitterer und kalter Arzt ohne Liebenswürdigkeit war, noch einen andern Arzt, den Doktor Lorry, der alles rosenfarben sah, hinzugezogen. An manchen Tagen hatte Voltaire jede Spannkraft verloren, umsonst wurden ihm Spottverse gegen seine „Irene" gezeigt, er rührte sich nicht. Dann kam wieder der alte Dämon über ihn. Einmal las ihm La Harpe, der eine Stentorstimme hatte, einen Gesang aus seinem epischen Gedicht „Pharsalus" vor, plötzlich richtete sich Voltaire in seinen Kissen auf und rief den Anwesenden zu: „Das Ludwigskreuz, meine Herren, das Ludwigskreuz für den armen Voltaire, der Blut speit und so heldenmütig die ganze Schlacht von Pharsalus aushält!" Auch die Sorge um sein Trauerspiel vermochte ihn nicht zu beleben. Man sprach davon, die Schauspieler zu ihm einzuladen, damit sie ihm einige Scenen vorspielten; er lehnte es mürrisch ab: „Soll ich mich von ihnen mit Weihwasser besprengen lassen?" Frau Denis mußte die letzten Verhandlungen mit ihnen führen und ihnen die Winke des Dichters mitteilen, ihr überließ er die Verteilung der Freibillets zu der ersten Vorstellung.

Montag, den 16. März hatte die Comédie française ein übervolles Haus; eine glänzende Versammlung hatte sich eingefunden, die Königin Marie Antoinette mit ihrem Hofstaat, der Graf von Artois, die Prinzessin von Bourbon, der Generalstab der Encyklopädie, Akademiker, Litteraten, schöne, vielberufene Frauen. An diesem Abend, schreibt La Harpe, war das Theater das Stelldichein der guten Gesellschaft. Die Menge der Freunde, die überwältigende Mehrheit des Publi-

tums hielten die wenigen Feinde in Ordnung; ein Versuch des Zischens wurde im Jubel des Beifalls erstickt. Bei den Versen, die der Mönch Leontios über die Erhabenheit Gottes und die Macht der Religion, nicht ohne Weihe und Salbung, ausspricht, rief ein Witzbold: „Man merkt, daß Voltaire in der Beichte gewesen!" Dafür aber sahen die Zuschauer die Königin beschäftigt, diese Verse in ihr Taschenbuch einzutragen: es hieß, sie wolle dieselben dem Könige mitteilen, um ihn günstiger für den Dichter zu stimmen. Natürlich fehlte es nicht an anderen Stellen, in denen die Geistlichkeit arge Dinge zu hören bekam. „Ich werde", ruft der auf den Thron erhobene Alexius dem Mönche zu —

„Verbrennen werd' ich den Sophientempel,
Den Altar brechen, der mir Trotz geboten,
Der Kaiserkrone ew'gen Nebenbuhler,
Auch wenn Du selbst ihn zu verteid'gen wagst.
Gedient hat er den schlimmsten Leidenschaften,
Nicht nur mit Gold beluden ihn die Ahnen,
Mit ihrem Blute mußten sie ihn kitten."

„Irene" ist kein Meisterwerk. Eine dürftige Handlung schleppt sich langsam im Sande harter und ungleicher Verse dahin. Hier und dort blitzt eine Perle, ein Edelstein auf. Wider ihren Willen hat die Prinzessin Irene aus dem Stamm des Komnenus dem Usurpator Nicephorus ihre Hand reichen müssen; ihr Vater Leontios hat sich in ein Kloster zurückgezogen, ihr ehemaliger Verlobter Alexius schlägt an den Grenzen des Reichs siegreiche Schlachten. Unerwartet kehrt er zurück, ein Aufstand bricht aus, Alexius tötet den Usurpator und wird zum Kaiser ausgerufen. Nur seiner Leidenschaft gehorchend, will er die Witwe des Erschlagenen, die er liebt und von der er geliebt wird, zum Altar führen, während Leontios die Tochter in seine stille Einsamkeit zu retten sucht. Irene steht zwischen dem Vater und dem Geliebten, zwischen Neigung und Pflicht: da sie keinen Ausweg aus diesem Zwie-

spalt sieht, stößt sie sich den Dolch ins Herz. Die drei Hauptfiguren haben kräftige Züge und, so weit es die klassische französische Tragödie erlaubt, auch ein individuelles Gepräge, allein es fehlt die Vertiefung, die Ausarbeitung im einzelnen, die Fülle des Lebens.

Jeder begreift indessen, daß an diesem Abend die ästhetische Frage eine untergeordnete Rolle spielte. Von Akt zu Akt wurde Voltaire von der günstigen Aufnahme, die seine Tragödie fand, unterrichtet; Dupuits, der Mann der Enkelin Corneilles, war der erste, der nach dem Schluß des Stücks, mit der Freudenbotschaft des vollkommenen Erfolgs, zu ihm eilte. „Das ist alles schön und tröstlich," erwiderte der Kranke, „aber es heilt mich nicht." Er verkannte die Zauberkraft eines Theatererfolgs. Als ihn am 19. März die Akademie wegen seiner Dichtung beglückwünschte, hatte er das Leichentuch abgeschüttelt und alle Todesgedanken weit von sich abgewiesen. Der tragische Umschwung vollzog sich, aus dem Unglück in das Glück, aus dem Fegefeuer in das Empyreum. Der arme Schächer verwandelte sich in den strahlenden Apollogott — selbstverständlich in einen Rokoko-Apollo.

In den Tagen um Frühlingsanfang, im Mittagssonnenschein, sahen die Pariser eine wunderliche Erscheinung auf dem Platze Ludwigs XV., auf dem Quai der Theatiner, im Palais Royal, in den Straßen, die zum Louvre führen: einen alten Herrn in einem roten, mit Hermelin besetzten Sammetrock, auf dem Haupt eine ungeheuerliche, ungepuderte Perrücke, wie die Mode in den letzten Jahren Ludwigs XIV. sie verlangt hatte, darüber eine rote, wie eine Krone geformte Sammetmütze, in der Hand einen kleinen Spazierstock mit schnabelförmigem Kopf. Das kleine magere Gesicht verschwand beinahe ganz in dem Haarwald der Perrücke, nur die Augen blitzten daraus hervor; wie Karfunkeln, sagt ein Zeitgenosse. Wo er sich zeigte, hatte sich bald eine Menge von Neugierigen

und Bewunderern angesammelt; einer nannte dem andern den Namen, die Werke, die Thaten des großen Mannes. Doch hielt sich die Begeisterung noch in Schranken, das Publikum grüßte und trat zur Seite, ihm Platz zu machen. Zuweilen fuhr er in seinem altmodischen Wagen, der mit einem himmelblauen, mit kleinen Goldsternen durchwirkten Stoff ausgeschlagen war, umher: da kommt der Wagen des Empyreums, spotteten die Witzbolde. Die frische Luft, der Sonnenschein thaten ihm wohl. Schon war er wieder kräftig genug, seinen Freunden d'Argental und Thibouville, die sich erlaubt hatten, einige Verse der „Irene" in ihrem Sinne zu verbessern, eine jener leidenschaftlichen Scenen zu machen, an die sich jeder gewöhnen mußte, der im näheren Verkehr mit ihm stand. Ein junger Mensch, meint übertreibend Wagnière, der eben erst einen langdauernden Bluthusten überwunden, würde an diesem Zornausbruch gestorben sein. Voltaire im Gegenteil befand sich nachher viel besser; ein solcher Lavaerguß erleichterte ihn. Als sein Zorn verraucht war, bat er wie immer in solchen Fällen die Gekränkten um Vergebung; auf keinen Schriftsteller hat so gut wie auf ihn der Vers gepaßt: genus irritabile vatum. Einer seiner ersten Besuche nach seiner Genesung hatte dem ehemaligen Minister Ludwigs XVI., Turgot, gegolten, dessen Reformen die Ränke des Hofes und die Willensschwäche des Königs nicht zur Reife hatten gelangen lassen. Wie kurz aber auch seine Verwaltung gewesen, sie hatte dem armen Volke, den Bauern, den kleinen Leuten, mannigfache Erleichterungen verschafft; alle seine Maßregeln waren von Weisheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe eingegeben. Solche Gesinnungen, solche Handlungen fanden in Voltaires Herzen immer ein Echo. Als ihm Turgot entgegentrat, ergriff er seine Hand und küßte sie. „Herr von Turgot erinnert mich an die Statue Nebukadnezars." — „Ja," unterbrach ihn Turgot lachend, der gichtleidend und

schwer auf den Füßen war, „der Koloß auf thönernen Füßen!" „Aber das Haupt von Gold!"

Es war bekannt geworden, daß Voltaire am Montag den 30. März die Akademie besuchen und nach der Sitzung einer Vorstellung seiner „Irene", es war die sechste, beiwohnen würde. Im Hofe des Louvre erwarteten ihn Hunderte von Neugierigen; unter dem Rufe: „Es lebe Voltaire!" stieg er die Treppe zu den Sälen der Akademie hinan. Gegen ihre Gewohnheit kamen ihm die Akademiker, zwanzig an der Zahl, im Vorgemache entgegen, die geistlichen Mitglieder der Akademie hatten es vorgezogen, der Sitzung fern zu bleiben. Man führte ihn zu dem Sessel des Vorsitzenden, einstimmig wurde er für das Vierteljahr vom April bis zum Juli zum Direktor ernannt. Darauf las der ständige Sekretär der Akademie d'Alembert seine Lobrede auf Boileau vor, in der es nicht an schmeichelhaften Huldigungen für Voltaire fehlte. Er wurde neben Boileau und Racine als Meister der Sprache und des Verses hingestellt; um die Verschiedenheit in dem Stil dieser drei großen Männer anschaulich darzustellen, nahm d'Alembert seine Zuflucht zur Bildhauerkunst. Er verglich — es wird einem Deutschen schwer, ernsthaft dabei zu bleiben — Boileaus Stil mit dem sterbenden Fechter, die Glätte und Feinheit der Racineschen Diktion mit der mediceischen Venus und die Leichtigkeit und den Adel des Voltaireschen Verses mit dem Apollo von Belvedere. Es ist eben ein Urteil des Rokoko, das für das Wesen der griechischen Skulptur weder feineres Verständnis noch tiefere Empfindung besitzt. Inzwischen war halb Paris auf den Beinen. Den Weg von dem Louvre zum französischen Theater füllten Zehntausende. Alle Fenster waren geöffnet, überall geputzte Frauen. Auf die Dächer, die Bäume, die Prellsteine stiegen die Neugierigen. Gerüste wurden improvisiert, um von ihnen aus den alten Herrn besser sehen zu können. Der Wagen konnte nur im Schritte

fahren. Im Augenblick, als man Voltaires ansichtig wurde, wehte man mit den Taschentüchern, den Hüten, den Mützen, ein einziges Beifallklatschen, ein einziger Jubelruf: „Es lebe Voltaire! der Verteidiger Sirvens, der Beschützer des Calas, der Dichter Mahomeds, es lebe Voltaire!“ Durcheinander vornehme Herren, Vicomtes, Grafen, Savoyardenjungen, Blumenmädchen, Parlamentsräte, Straßenkehrer und reiche Kaufleute, Grünkramhändler, Obstfrauen, Magistratspersonen, Offiziere — eine einzige, begeisterte, tolle Masse, durcheinander Bacchanten und Harlekins: „Es lebe Voltaire!“ Sie drängten sich an den Wagen, sie stiegen auf das Trittbrett, sie ergriffen seine Hände, um sie zu küssen; dieser gerieth in seine Perrücke, jener erfaßte statt der Hand Voltaires die der jungen Frau von Villette und wunderte sich, daß ein Greis von vierundachtzig Jahren eine so hübsche, fleischige Hand habe. Man zupfte Härchen aus seinem Zobelpelz, einem kaiserlichen Geschenk Katharinas von Rußland, um sie als Reliquien nach Hause zu tragen. Es war dieselbe buntgemischte, aus den verschiedensten guten wie bösen Elementen zusammengesetzte, aufgeregte, wie eine Sturmflut daherbrausende Menge, die elf Jahre später die Bastille erstürmen sollte.

Auf den Arm eines Prokurators Clos gestützt, der im Hause Villetes wohnte, gelangte Voltaire in das Theater. Hier erwartete ihn der Marquis von Villette, der ihm vorausgeeilt war. Bis auf den letzten Platz war das Haus gefüllt, auf 2965 Livres stieg die Einnahme dieses Tages. Die Versammlung befand sich in jener fieberhaften Erwartung eines ungewöhnlichen Ereignisses, aus der gerade das Ungewöhnliche und Ungeahnte zu entspringen pflegt. Als Voltaire in die Loge der Kammerherren im zweiten Range trat, erhob sich das Publikum und klatschte in die Hände. Wider seinen Willen mußte er dicht hinter der Brüstung zwischen seiner Nichte und der Marquise von Villette Platz nehmen. Einen

Lorbeerkranz, rief es von allen Seiten, den Kranz, den Kranz! Der Schauspieler Brizard — er hatte als Leontios erst im dritten Akt des Stückes aufzutreten — erschien in demselben Augenblick in der Loge, den Lorbeer in der Hand und drückte ihn dem Greise auf das Haupt. „Wollt ihr mich denn unter Lorbeern töten?“ fragte Voltaire zurück, nahm den Kranz hastig ab und setzte ihn der Schönen und Guten auf die Stirn. Aber das Publikum war damit nicht zufrieden, es bestand darauf, daß Voltaire lorbeergeschmückt dem Schauspiele zusähe und der Dichter mußte sich fügen. Eine unbeschreibliche Bewegung herrschte im ganzen Saal; die Menschen, die in jenem Teil des Parterres, der unter den Logen liegt, dichtgedrängt standen, waren auf die Knie gefallen, weil sie nur so den Abgott des Tages erblicken konnten. Vor der Unruhe der Menge, vor dem Stampfen der Füße, in dem Gedränge derer, die von den Korridoren her durch die offenen Thüren in den Saal zu kommen suchten, war kein einzelnes Wort zu verstehen; es war wie das Rauschen der Brandung. Eine Staubwolke schwebte über dem Ganzen und gab ihm, indem sie die Formen verwischte, etwas Phantastisches. „Neid und Haß, Unduldsamkeit und Fanatismus wagten an diesem Tage ihre Stimme nicht zu erheben, zum ersten Mal feierte die öffentliche Meinung in Frankreich einen unbestrittenen Sieg.“ So verging eine Viertelstunde, ehe die Schauspieler beginnen konnten. Wahrscheinlich war Voltaire im ganzen Hause der einzige, der ihnen zuhörte, und er fand sie abscheulich. Aber wer dachte an Irene oder Alexius, aller Augen hingen an dem alten satirischen Gesicht, das seine Gegner so oft mit dem eines Affen verglichen hatten und das nun lorbeergekrönt wie das Antlitz eines Eroberers auf seine Zeitgenossen, auf sein Jahrhundert niederzuschauen schien. Die Schauspieler fühlten, daß sie dieser allgemeinen Begeisterung einen Ausdruck verleihen müßten. Unter schmetternden Trompetenfanfaren ging der

Vorhang nach dem Schluß des Trauerspiels wieder in die Höhe. In der Mitte der Bühne erhob sich die Marmorbüste Voltaires von Houdon, mit den Waffen der in dem Stücke auftretenden kaiserlichen Krieger hatte man eine Art von Triumphbogen errichtet, alle Künstler der Comédie française bildeten einen Halbkreis darum. Diejenigen, die in den Koulissen der Vorstellung beigewohnt hatten, waren ebenfalls auf die Bühne gekommen. Das bunteste, seltsamste Bild — die Schauspieler, welche in der „Irene“ beschäftigt gewesen waren, trugen noch ihre byzantinischen Gewänder, waren noch mit Helmen und Schilden bewaffnet, die anderen in modischen Kleidern; alle hatten Palmenzweige oder Lorbeerkränze in den Händen. Brizard, der Mönch des heiligen Basilius, war der erste, der seinen Kranz der Marmorbüste aufsetzte; die übrigen folgten seinem Beispiele — bald war sie ganz mit Kränzen und Blumen bedeckt. Das Publikum war in einem Rausch des Entzückens; Frau Vestris trat an die Rampe vor und rezitierte ein kleines Gedicht, das der Marquis von St. Marc zu Ehren Voltaires improvisiert hatte. Wie von einem bacchantischen Taumel erfaßt, küßte Fräulein Fanier die Büste; ihre Kollegen thaten es ihr nach: alles unter dem Jubel der Versammlung, der nicht enden wollte, unter den Klängen der Musik, alle Gesichter nach der Loge im zweiten Range gewendet, an deren Brüstung, den Kopf tief herabgeneigt, um seine Bewegung und seine Thränen zu verbergen, Voltaire stand — unauflöslich in einander geschlungen Erhabenes und Lächerliches, Rührendes und Groteskes, keine wohl angeordnete Apotheose in klassischem Stil, sondern ein Rokokoeinfall, eine Mischung von edelster, plötzlich aus der Seele des Volkes hervorquellender Begeisterung und komödiantischer Übertreibung. Der Abend war reich; denn auf dies improvisierte Schauspiel folgte noch die Aufführung der „Nanine“, der besten Komödie Voltaires. Und wieder, wie bei seinem Eintritt in den Saal,

der Beifall, das Gedränge, das stürmische Vivatrufen bei seinem Ausgang. Fackeln mußten herbeigeschafft werden, damit ihn die Menge besser sehen könne. Die Tollsten wollten ihm die Pferde des Wagens ausspannen, nur mit Mühe hielt man sie zurück. Lange noch, als der Greis endlich seine Wohnung erreicht hatte, scholl das „Es lebe Voltaire!“ von der Straße, von der Königsbrücke her an sein Ohr. Ihr erstickt mich unter Rosen und Lorbeern, sagte er, wie ein Kind weinend.

Bei der Reizbarkeit seiner Nerven und seiner ironischen Weltanschauung konnte es nicht auffallen, daß er am nächsten Tage sich halb spöttisch, halb schwermütig über seinen Triumph und über die Veränderlichkeit der Volksgunst äußerte. Dennoch sollte er diesen glorreichen Triumph während eines ganzen Monats genießen. Obgleich der König seiner Gemahlin ausdrücklich verboten hatte, am 30. März der Vorstellung der „Irene“ beizuwohnen — man erzählte nachher, die Königin sei schon auf dem Wege nach dem Theater gewesen, als der Bote mit dem Briefe ihres Gemahls sie einholte — wurde „Irene“ am 2. April im Schloßtheater zu Versailles vor dem versammelten Hofe aufgeführt. Am 7. April fand Voltaires feierlich festliche Aufnahme in die Freimaurerloge zu den „Neun Schwestern“ statt. Neuer Sturm des Enthusiasmus, als er einer Darstellung der „Alzire“ zuschaut und erkannt wird; als er am 29. April in den Sitzungssaal der Akademie der Wissenschaften tritt. Überall folgt ihm der Ruf, bald leiser, bald lauter: Der Verteidiger der Freiheit, der Rächer der unschuldig Verurteilten! Die Ungeheuer Fanatismus und Unduldsamkeit liegen besiegt zu seinen Füßen, er ist der Erzengel Michael der Aufklärung, der auf den Höllendrachen tritt. In dem Briefe, den er am 1. April an Friedrich II. richtete, es ist der letzte, den er dem Könige geschrieben, spricht sich dies Siegesgefühl, mitten unter Scherzen, lebendig aus:

„In allen Ständen hat hier die Philosophie Fortschritte gemacht, ich würde es wagen nach einem Monat hier eine Lobrede auf den Kaiser Julianus zu halten. Sie sind der Überwinder des Aberglaubens, Sire; mögen Sie länger leben als ich, um all' die Reiche, die Sie gegründet haben, sicher zu stellen. Könnte doch," schließt er mit einem gefälligen Wortspiel, „Friedrich der Große ein Friedrich sein, der niemals stirbt!"

Er selbst genoß bis gegen den zehnten Mai eine gute Gesundheit, alle setzte er durch seine Munterkeit und gute Laune in Erstaunen. Keiner seiner Sinne war geschwächt, er ging rasch und aufrecht. Ich glaube beinahe, schreibt die blinde Marquise du Deffand mit dem Neid des Alters, daß er unsterblich ist. Nur ein einziger blieb bei seinen Zweifeln über die Dauer dieses Wohlbefindens: der Doktor Tronchin. „Als ein verständiger Mann müßten Sie einsehen," sagte er seinem Kranken, „daß man einen vierundachtzigjährigen Baum nicht verpflanzen kann. Ich habe einen bequemen Reisewagen zu Ihrer Verfügung, das Wetter wird mit jedem Tage freundlicher, Ihr Zustand erlaubt es, kehren Sie ohne Verzug nach Ferney zurück." Wagnière, Frau von St. Julien, eine junge liebenswürdige Frau, die er Schmetterling-Philosoph nannte, d'Alembert, einige andere Freunde waren derselben Ansicht und drangen mit ihren Bitten in ihn, Tronchins Rat zu befolgen. Aber die andern, Frau Denis, d'Argental, Thibouville, die überwältigende Mehrheit nicht nur der näheren Freunde, sondern der gesamten Pariser Bevölkerung waren der entgegengesetzten Meinung. Voltaire war gesund, in der besten Stimmung, warum sollte er Paris verlassen? Sollte er vor dem Abbé Beauregard, der am Palmsonntag in der Schloßkapelle von Versailles gegen ihn gepredigt und seine Apotheose im Theater als eine heidnische Abgötterei gebrandmarkt hatte, die Flucht ergreifen? Und wenn man die Lage

jetzt, nach hundert Jahren, ruhig betrachtet, so bot sie allerdings zwei Seiten dar. Die Reise nach Paris war ein unbesonnener Streich, die überhastete Heimkehr nach Ferney wäre vermutlich eine neue Thorheit gewesen. Ein Befehl des Königs würde dann Voltaire für immer die Thore von Paris geschlossen haben; die Verfolgung von seiten der Kirche hätte auch in Ferney Mittel und Werkzeuge zu ihrer Verfügung gefunden, die Zufälle endlich, die einem schwächlichen Greise auf einer fünftägigen Reise zustoßen konnten, waren ebenso unberechenbar, wie die möglichen gefährlichen Folgen seines Pariser Aufenthalts. Voltaire selbst schwankte unentschlossen hin und her; leicht gerührt, vergoß er Thränen, wenn Wagnière mit ihm von Ferney und dem Jammer der armen Leute in jenem Dorfe sprach, die all' ihre Hoffnungen auf ihn gestellt hatten; wiederum reizte es ihn, das Wunder von Paris zu sein. Ein neues Arbeitsfeld hatte sich vor diesem unermüdlichsten der Arbeiter erschlossen. Eine Bearbeitung des Wörterbuchs der Akademie, im Verein mit seinen Kollegen, erschien ihm als der würdigste Abschluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Dieser Drang des Schaffens und Wirkens bestimmte zuletzt seinen Willen, sich dauernd in Paris niederzulassen, ein paar Sommermonate wollte er in jedem Jahre in Ferney zubringen. Ein passendes Heim für ihn fand sich: ein stattliches Haus mit einem prächtigen Treppenaufgang in der Straße Richelieu, neben dem Hause der Frau von St. Julien, gegenüber dem Palast des Herzogs von Choiseul. Am 27. April mietete es Voltaire für sich und seine Nichte auf Lebenszeit von dem Besitzer, einem Herrn von Villarceaux; Maurer, Tischler, Tapezierer, Maler sollten es in zwei Monaten für den neuen Herrn wohnlich einrichten. Zwar behauptete Voltaire, er habe kein Haus, sondern ein Grabmal gekauft, aber er dachte keineswegs an den Tod. Aus dem Eifer und der Hast, mit denen er sich in die neue Arbeit

stürzte, läßt sich eher schließen, daß er den Faden seines Lebens noch lange hinauszuspinnen hoffte. Wagnière wurde, nach einem herzbrechenden Abschied von beiden Seiten, am 29. April nach Ferney geschickt, um seinem Herrn eine Anzahl notwendiger Schriftstücke aus dem Schlosse zu schicken und die dortigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; er hatte überdies den Auftrag, bei den Banquiers Sherer und Lavergne in Lyon 100,000 Livres für Voltaire flüssig zu machen.

Mit Wagnière war der gute Engel von Voltaire gegangen. Von keinem mehr zurückgehalten, frei von dem mäßigenden Einfluß eines besonnenen Mannes, der seine Schwächen kannte und ihn zu behandeln wußte, übernahm sich der Greis in seinen Arbeiten und Anstrengungen. Da er bemerkt hatte, daß die Akademiker sehr wenig von der neuen Aufgabe, die er ihnen gestellt hatte, erbaut waren und nur mit heimlichem Widerstreben ihre Zustimmung gegeben, suchte er sie durch seine eigene Thätigkeit zu beschämen und anzuspornen: er hatte die Bearbeitung des Buchstaben A übernommen. Er las und diktierte bis spät in die Nacht hinein; um sich munter zu erhalten, genoß er, vielleicht im Übermaß, schwarzen Kaffee, der ihm das Blut erhitzte. Am 11. Mai, bei einem Spaziergang, begegnete er Frau von St. Julien und klagte über heftige Schmerzen. Als sie in ihrer Besorgnis um ihn am Abend des Tages in seine Wohnung kam, fand sie seinen Zustand um vieles verschlimmert. Um sich eine ruhige Nacht zu verschaffen, griff er zu dem verzweifelten Mittel, Opium zu nehmen. Der einen Mitteilung nach hätte er sich selbst ein Opiat verschrieben, was mich das Wahrscheinlichste dünkt, da er gern quacksalberte, und dasselbe drei- oder viermal genommen, bis der Apotheker Mitouart sich weigerte, das Rezept noch einmal zu machen; nach der andern Sage hätte er zu dem Herzog von Richelieu geschickt und ihn

um die Opiummedizin bitten lassen, die derselbe allabendlich, mit günstigem Erfolge, zu nehmen pflegte; Richelieu habe dem Diener ein Fläschchen mitgegeben und Voltaire dasselbe auf einen Zug geleert. Diesem Bericht steht die Erzählung d'Alemberts in seinem Brief an den König von Preußen entgegen; das verhängnisvolle Fläschchen sei gar nicht in Voltaires Hände gelangt, der Diener habe es unvorsichtiger Weise zerbrochen. Darin aber stimmen alle Zeitgenossen überein, daß der voreilige und von keinem Arzte beaufsichtigte Gebrauch des Opiums Voltaires Tod, wenn nicht herbeigeführt, doch beschleunigt habe.

Denn am Morgen des 12. Mai, als man Tronchin herbeigerufen, war es zu spät. Er fand den Kranken in den heftigsten Fieberphantasien und, was noch gefährlicher war, das Opium hatte die schlimmste Wirkung auf alle Organe des Greises ausgeübt. Die beruhigenden Mittel, die der Arzt verordnete, Säuren, Tränke, Bäder, konnten das Gift nicht mehr aus dem Körper entfernen. Der Magen versagte seinen Dienst, das Delirium hörte wohl zuweilen auf, kehrte aber immer wieder, die zerbrechliche Maschine, die so lange der Zeit und der Krankheit getrotzt, war endgültig zerstört. Zu den Schmerzen, die der Kranke litt, gesellten sich düstere und schreckliche Einbildungen, es gab Augenblicke, wo er Tronchin, der den Schriftsteller Voltaire nicht liebte und seine philosophischen Ansichten nicht billigte, wie der von den Furien verfolgte Orestes erschien. In dieser traurigen, geistigen Nacht und Finsternis, welche die letzten Tage dieses einzigen Mannes einhüllten, und die seine Feinde bald als göttliches Strafgericht, bald als den vollgültigsten Beweis für die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der menschlichen Vernunft zu bezeichnen lieben, glänzt trotz alledem ein Stern: ein Zug, so schön und rührend wie die Seelenruhe, mit der Sokrates den Giftbecher leert. Im Jahre 1766 hatte das Parlament den General Lally,

der in Ostindien unglücklich gegen die Engländer gekämpft, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt: ein ungerechtes Urteil, gegen das Voltaire vergebens gestritten. Wenigstens war es ihm gelungen, die Ehre des Generals in der öffentlichen Meinung herzustellen. Lallys Sohn hatte von dem Beschluß des Parlaments an den Staatsrat appelliert; in diesen Tagen wurde das Urteil desselben bekannt, das den Spruch des Parlaments kassierte. Am 26. Mai teilte man Voltaire diese Nachricht mit; wie mit einem plötzlichen Ruck schüttelte der Sterbende den Alpdruck der Betäubung von sich ab und schrieb dem Grafen Lally die folgenden Zeilen, die letzten seiner Hand: „Bei dieser großen Kunde lebt der Sterbende wieder auf; zärtlich umarmt er Herrn von Lally, er sieht, daß der König der Verteidiger der Gerechtigkeit ist, er wird zufrieden sterben.“ Gerechtigkeit — sie ist sein erstes und sein letztes Wort gewesen. Wie verzehrt das Feuer dieses edlen und reinen Gefühls doch all' die Fehler und Schwächen seines Charakters, das Häßliche und Unsaubere in ihm!

Aus Furcht vor der Geistlichkeit, um dem Kranken eine aufregende Szene, sich selbst ein öffentliches Ärgernis zu ersparen, hielt die Familie Voltaires die Vorgänge im Innern des Hauses geheim. Absichtlich wurde das Gerücht verbreitet daß sich der Kranke in der Genesung befände. Selbst Wagnière erfuhr erst durch einen Brief des Parlamentsrates d'Hornoy, eines Neffen Voltaires, vom 25. Mai den hoffnungslosen Zustand seines Herrn und zugleich die Aufforderung, nach Paris zurückzukehren. Sonnabend, den 30. Mai erklärte Tronchin den Verwandten, daß die letzte Stunde Voltaires nahe. Der Abbé Mignot setzte sich mit dem Abbé Gaulthier, der schon wiederholt angeklopft hatte, in Verbindung und versprach, daß sein Oheim einen Widerruf, „ganz wie es der Abbé Gaulthier wünsche“, unterschreiben würde. Darauf hin erschienen der Pfarrer von St. Sulpice und Gaulthier

Geistlichkeit und der Regierung. Mignot und d'Hornoy versuchten das Mögliche, ihrem Verwandten ein würdiges Leichenbegängnis in kirchlicher Weise zu verschaffen. Sie fanden überall, im Lauf des 31. Mai, wo sie auch anklopften, verschlossene Thüren. Der Erzbischof von Paris, der Pfarrer von St. Sulpice verweigerten der Leiche des „Antichrist" die Aufnahme in geweihter Erde; der Generalprokurator, der Polizeilieutenant von Paris zuckten die Achseln: sie könnten die Geistlichkeit nicht zur Erfüllung ihrer Pflichten in diesem Falle zwingen. Statt dessen verbot die Regierung in der Frühe des Tages allen Journalen sich über Voltaire zu äußern, sei es im guten oder im bösen. Zugleich erfuhr der Abbé Mignot, daß der Erzbischof von Paris an den Bischof von Annecy, in dessen Sprengel Schloß und Dorf Ferney lagen, einen Boten mit der Nachricht von Voltaires Tode gesandt habe, damit auch dort die kirchliche Beerdigung des Dämons verhindert werde. In den Kreisen, die Voltaire haßten — neben den Geistlichen führten einige vornehme Damen darin das große Wort — glaubte man allgemein, daß die Familie die Leiche nach Ferney bringen würde, und freute sich schon im Voraus, ihr auch hier den Weg in den stillen Schoß der Erde gesperrt zu haben. Diese Erwartung flößte dem Abbé Mignot einen ebenso geistreichen wie phantastischen Gedanken ein — einen Gedanken, den einer der berufensten Nachfolger Voltaires Heinrich Heine in Verse hätte bringen sollen.

Der Abbé Mignot hatte sich drei Zeugnisse verschafft, die ihm nicht verweigert werden konnten: zuerst die Erklärung, wenn man will, das Glaubensbekenntnis, das Voltaire am 2. März dem Abbé Gaulthier gegeben; darauf die Bescheinigung Gaulthiers: daß er am 30. Mai an das Sterbebett Voltaires gerufen worden sei, den Kranken aber nicht mehr bei Besinnung gefunden habe; endlich einen Erlaubnisschein

des Pfarrers von St. Sulpice, daß er die Entfernung des Leichnams Voltaires „ohne Ceremonie“ gestatte und sich aller seiner pfarrherrlichen Rechte darauf begebe. Der Pfarrer dachte nicht anders, als daß der Abbé Mignot die Leiche aus Paris nach Ferney würde führen lassen, wo ihr ein unfreundlicher Empfang schon vorbereitet war. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß Mignot ebenfalls zu den Auguren gehörte. In der Champagne, in der Diöcese von Troyes, in der Nähe des Städtchens Romilly lag die königliche Abtei unserer lieben Frau zu Scellières, deren weltlicher Abt der Abbé Mignot seit einer Reihe von Jahren war. Er hatte im Kloster ein Absteigequartier, und der Prior Dom Potherat von Corbierre war ihm ein vertrauter und willfähriger Mann. Am 31. Mai sieben Uhr abends kam der Abbé Mignot in Scellières an, zeigte dem Prior jene drei Schreiben und bat ihn, der Leiche Voltaires in der halbverfallenen, von den Hugenotten vor zweihundert Jahren zerstörten Klosterkirche, deren Chor indessen wieder aufgebaut worden war, ein Asyl zu gewähren: nur auf kurze Zeit, bis das Mausoleum zu Ferney, wo der Verblichene bestattet zu sein wünsche, vollendet wäre. Während der Abbé mit dem Prior darüber verhandelte, verließen in der Nacht des 31. Mai zwei Kutschen Paris. In der ersten, die mit sechs Pferden bespannt war, saß in einem persischen Schlafrock, die Nachtmütze ganz über das Gesicht gezogen, ein alter Herr, von den Armen eines Dieners unterstützt und gehalten, in der Stellung eines Schlafenden: es war die einbalsamierte Leiche Voltaires, die Kutsche der Reisewagen, der ihn im Februar von Ferney nach Paris seinem Triumph und seinem Tode entgegengeführt hatte. In dem zweiten Wagen, der dem ersten das Geleit gab, folgte d'Hornoy mit seinen beiden Vettern, dem Königlichen Haushofmeister Marchand de Varennes und dem Brigadier der Infanterie Marchand de la Houlière. Welch' eine

Fahrt! Als gälte es wütenden Verfolgern zu entgehen, sauste rasselnd Voltaires Kutsche durch die tiefe Stille der Mainacht, ein unzähliges Geistergefolge um sie her, Kobolde, Dämonen, grinsende Affen und wieder heroische, ehrwürdige, anmutige Gestalten, die Schatten einer dreitausendjährigen Vergangenheit und die noch gestaltlosen, nebelverhüllten Geschöpfe einer ebenso langen Zukunft — eine altmodische Kutsche, die einen Leichnam, als wäre es der kostbarste Schatz, vor Räubern und Dieben nach dem Grabe trägt. Und was für eine Leiche! Ein jämmerliches Gerippe, dem man Herz und Gehirn entnommen, und dem ein Geruch der Verwesung entströmt, daß der arme Diener in der anderen Ecke, zähneklappernd vor Grauen, beständig mit der Ohnmacht kämpft. Wie verschwinden alle Gespenstergeschichten mit ihrem Graus und ihrer Unheimlichkeit vor dieser Wirklichkeit! Niemals, so lange es eine französische Nation gegeben, war eine seltsamere Kutsche die Fahrstraße von Paris nach Troyes entlang gefahren. Der Mann, der während seines Lebens den Aberglauben in jeder Gestalt unablässig und unnachsichtlich bekämpft hatte, nahm im Tode selber etwas Ungeheuerliches und Gespenstiges an. Mittags den 1. Juni fuhren die beiden Wagen in den Klosterhof zu Scellières. Die Leiche Voltaires wurde aus der Kutsche in ein Zimmer im Erdgeschoß getragen und dort auf einen Tisch gelegt; der Abbé Mignot verschloß die Thür und steckte den Schlüssel zu sich. Bei dem Anblick der Leiche schwanden dem Prior alle Zweifel, die er noch gegen ihre Beisetzung in seiner Kirche hegen mochte. Vier Uhr nachmittags ward der Leichnam in einem hölzernen Sarge in den Chor der Kirche gebracht; der Abbé Mignot war in seinen priesterlichen Gewändern, die drei anderen Herren in Trauerkleidern. Hundert Altarkerzen brannten, die Totenvesper wurde gefeiert, während der Nacht hielt ein Mönch mit zwei Dienern des Klosters Wache an

dem Sarge. In der Frühe des 2. Juni geschah die feierliche Beisetzung in der Kirche, dicht vor dem Chor. Die Pfarrer aller umliegenden Dörfer hatten sich eingefunden; freundlich hatte der Pfarrer von Romilly der armen Kirche von Scellières alles zum Gottesdienst Nötige geliehen. Unter dem Zudrang einer zahlreichen, teilnehmenden Menge, die niemals den Namen Voltaires gehört, denen dafür aber die vier vornehmen Herren aus Paris einen desto größeren Respekt einflößten, ward ein Hochamt gehalten und der Sarg unter den Klängen des Requiems der geweihten Erde übergeben.

Als am 3. Juni, um drei Uhr nachmittags, ein Bote von Troyes dem Prior ein Schreiben des Erzbischofs überbrachte, mit dem ausdrücklichen Verbot, die Leiche Voltaires christlich zu bestatten, war es zu spät: François Marie Arouet von Voltaire ruhte im Schoß der Kirche, unweit des Hochaltars. Wie hätte ich, antwortete Dom Potherat dem Erzbischof, einem Kammerherrn des Königs, einem Mitglied der Akademie, der ausdrücklich am 2. März 1778 sich zum Glauben der katholischen Kirche bekannt hat, das Begräbnis verweigern dürfen? Eine Bitte, die mir von meinem Herrn Abt vorgetragen und von drei hochansehnlichen Personen unterstützt wurde, nicht erfüllen sollen? Wie bitter sie auch über den Streich grollte, der ihr gespielt worden war, die Geistlichkeit mußte das Geschehene eben geschehen sein lassen. Nicht ohne großen Lärm und ein öffentliches Ärgernis wäre es möglich gewesen, die Leiche Voltaires ihrer Ruhestätte zu entreißen; überdies war es fraglich, ob die Regierung dazu ihre Einwilligung gegeben hätte. So lag sie denn dreizehn Jahre in der einsamen, verfallenen kleinen Klosterkirche; der Nachfolger Dom Potherats im Priorat, der seines Amtes entsetzt, aber wie billig von der Familie Voltaires entschädigt worden war, hatte mit einem grauen anderthalb Fuß langen und einen Fuß breiten Stein die Gruft des Dichters be-

zeichnet; in den Stein waren die beiden Buchstaben A (Arouet) und V (Voltaire) in einander verschlungen gegraben worden, das A war von einem Kreuz mit der Angabe des Todesjahres überragt: 17 † 78. Dann hatte sich einmal in der Umgegend des Klosters zu Scellières ein unheimliches Gerücht verbreitet, das bis nach Paris drang und in den Salons ein Echo fand. Eines Abends wäre ein vornehmer, großer Herr in Romilly eingetroffen, mit den Goldstücken hätte er nur so um sich geworfen und mit dem Totengräber des Orts eine lange Unterredung gehabt — mit demselben Manne, der am 1. Juni Voltaires Leiche in den hölzernen Sarg gelegt. Nachher, im Mondschein, seien beide nach der Kirche gegangen, und der Fremde habe sich von dem Totengräber die Stelle zeigen lassen, wo Voltaire ruhte. Darauf habe ihn der Fremde reich belohnt und sei in der Dunkelheit entschwunden. Während der Nacht aber sei Voltaires Leiche entführt worden. Jeder mochte nun, wie ihm der Sinn stand, den Fremden für einen Boten der Hölle oder einen Russen halten, der auf den Wunsch seiner Kaiserin die irdischen Reste des größten Mannes aus der Erde seines undankbaren Vaterlandes nach dem Garten der Eremitage gerettet, nach jenem Schloß, in dem eben Katharina II. die Bibliothek des Dichters, „der sie so sehr geliebt,“ aufstellen ließ: sie hatte diese Büchersammlung für 135,000 Livres von Frau Denis, der Universalerbin Voltaires, gekauft. Dies Gerücht ließ zum letzten Male von der Hülle Voltaires reden: dann versank sie für manches Jahr in Vergessenheit, wie der Ort, wo sie ihre Auflösung erwartete.

Von dem Mausoleum in Ferney, wo er so gern, von selbstgepflanzten Bäumen beschattet, sein Grab gesehen hätte, war längst nicht mehr die Rede. Nicht einmal sein Herz war in jenem Hause, in jenem Garten, wo alles voll war von seinen Erinnerungen wo der Atem seines Mundes, der

Hauch seines Geistes sich so oft mit der Bergluft, mit dem Duft der Wiesenblumen vermischt hatte. Drei Monate nach dem Tode ihres Oheims hatte Frau Denis das ihr so verhaßte Besitztum für 230,000 Livres an den Marquis von Villette verkauft, der im Juli 1779 nach Ferney kam und das Herz Voltaires in einer prächtigen, vergoldeten Silberkapsel feierlich in einem Zimmer des Erdgeschosses, das Voltaire bewohnt hatte, aufstellte. Im Gemache war alles geblieben, wie es Voltaire verlassen hatte. Über der Eingangsthür — man tritt vom Garten ein, über mehrere Stufen — ließ Villette die Worte anbringen: „sein Geist ist allenthalben, aber sein Herz ist hier" — noch jetzt liest sie der Wanderer. In einer schwarzausgeschlagenen Nische befand sich das Denkmal, welches die silberne Kapsel mit dem Herzen bewahrte: eine Art Pyramide mit einem kanellierten Säulenstumpf — keineswegs, wie uns der Marquis glauben machen will, von drei verschiedenen Marmorsorten, sondern von glasierten Ziegeln, die weiß, schwärzlich und grünlich sind, wie Wagnière sagt, wenn die Ziegeln auch nicht, wie der boshafte Sekretär, der den Gatten der Schönen und Guten nicht leiden konnte, behauptet, die Kacheln eines eingestürzten Ofens gewesen sind. „Meine Manen," lautet die Inschrift des wunderlichen Denkmals, das noch an seiner ursprünglichen Stelle steht, „sind getröstet, da mein Herz in eurer Mitte ist." Aber es blieb nicht lange dort; schon im Juni 1782 ist das Herz Voltaires im Schlosse Villette, dem väterlichen Erbgut des Marquis: Ferney hat er an einen Engländer vermietet. Später wird er es verkaufen, da die weit entlegene Besitzung ihm zu kostspielig ist und ein großer Bankrut ihn zwingt, sich einzuschränken. So löst sich Stück für Stück, möchte ich sagen, das Andenken an die irdische Laufbahn Voltaires auf. Sein Haus gerät in die Hände eines Engländers, sein Herz befindet sich in der Rumpelkammer eines Schlosses in der

Provinz unter hundert anderen Dingen, ein unbeachteter Trödel, sein Gehirn, in Weinessig aufbewahrt, steht in einer Flasche auf dem Brett eines Apothekers, sein Gerippe zerfällt unter dem Steinboden der Kirche unserer lieben Frau zu Scellières.

Darüber ist der Sturm, den heraufzubeschwören er sechzig Jahre bewußt und unbewußt mitgearbeitet hatte, ausgebrochen: die Revolution zieht durch Frankreich. Mit seinen aristokratischen Neigungen, mit seinem vornehmen Wesen würde der lebendige Voltaire sich nicht ohne Grauen an der Spitze derer, welche die Bastille stürmten und den König von Versailles nach Paris führten, gesehen haben: der Tote mußte es sich gefallen lassen. Bei Freunden wie bei Feinden galt er als einer der Zauberer, welche diese elementaren Gewalten entfesselt hatten. Verflucht und gesegnet, sein Name war in aller Munde. Und die Leiche dieses Mannes sollte ungeehrt in Scellières bleiben? In Scellières, das demnächst als Nationaleigentum zerstückelt und verkauft werden soll? Unmöglich! Aber haben wir nicht die Genovevakirche in ein Pantheon aller großen Franzosen verwandelt? Hier allein kann ruhen, was sterblich an Voltaire ist. Schon im November 1790, bei der dritten Aufführung des Trauerspiels „Brutus“, hatte Villette, der sich nicht mehr Marquis, sondern schlechtweg Bürger Karl Villette nennt, für die Zeitung „Chronik von Paris“ Artikel schreibt und das Straßenschild an seinem Hause „Quai der Theatiner“ in „Quai Voltaire“ eigenmächtig umgeändert hat, den Vorschlag gemacht, Voltaires Leiche nach Paris zu bringen: im Mai 1791 dekretierte die konstituierende Nationalversammlung die Übertragung der Leiche Voltaires nach dem Pantheon.

Im feierlichen Zuge begab sich am 9. Mai in den Nachmittagsstunden die Geistlichkeit, der Magistrat, die Nationalgarde von Romilly nach der Klosterkirche, eine große Volksmenge war aus der Umgegend zusammengeströmt. Unter

Freudengeschrei ward der Sarg aus der Gruft gehoben und geöffnet. Voltaires Leiche war unversehrt, fleischlos, vertrocknet, aber noch von der Hand keines Frevlers berührt. Im Triumphe trug man sie nach der Kirche von Romilly: man hatte sie mit einem Eichenkranz geschmückt, die Nationalgarde hielt Wache, daß sie nicht gestohlen oder entweiht würde. In Romilly blieb der Sarg eine Weile, bis alles zu seinem festlichen Empfang in der Hauptstadt vorbereitet war; Charron, eins der Mitglieder des Pariser Magistrats, zeigte besonderen Eifer, ihm und Villette war vor allen die Anregung zu diesem letzten Feste des Königs Voltaire, zu dem Plan und der Ausführung desselben zuzuschreiben. Während der ersten Tage des Julimonats näherte sich der Leichenzug — eine Leiche als Triumphator — überall mit Jubelrufen, Trompetenfanfaren, Böllerschüssen, Fahnenschwenken und, was das Merkwürdigste ist, in jeder Stadt mit einem Hochamt in der Kirche empfangen, langsam der Hauptstadt. Magistratsbeamte, Mitglieder des Gemeinderats gingen ihm bis zur Grenze des Weichbildes von Paris entgegen. Montag, den 11. Juli sollte König Voltaire durch die ganze Länge seiner guten Stadt Paris, die Boulevards entlang, wie die Sonne, ziehen, um unter der majestätischen Kuppel Soufflots, im Pantheon, für immer gebettet zu werden.

Voltaires Charakter ist reich an Widersprüchen und scheinbar unvermittelten Gegensätzen, in jähen Sprüngen wechselt er seine Stimmungen und Launen; etwas Ähnliches tritt uns in dem äußerlichen Verlauf seines Lebens entgegen: die Fülle der Kontraste und der seltsamsten Zufälle. So hatte das Geschick denn auch seiner Leiche noch die wundersamste Begegnung vorbehalten. Sechzehn Tage vor ihr war ein lebendiger König, einer, der von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation der König Frankreichs war, Ludwig XVI., in Paris eingezogen. Im traurigsten, bejammernswertesten

Zustande! Ein Gefangener, der mit seiner Gattin und seinen Kindern von einer verunglückten Flucht zurückgebracht wurde, Reiter vor und hinter dem Wagen, rechts und links — durch eine endlos lange Gasse von starrenden Piken und Bajonetten, unter einer glühenden Sonne, umwogt von einer Menschenwelle, die keinen Laut ausstieß, weder einen Ton des Unwillens noch der Freude. Wie ganz anders sollte der Triumphzug des toten Königs Voltaire verlaufen! Ein Fest der Freiheit und des Geistes, durchaus im Revolutionsstil, in einer Mischung von Rokokoschnörkeln und klassisch antiken Formen, von Römertum und modern französischem Civismus, von dreifarbigen Kokarden und Senatorentogen; ein Fest, das nur zur Hälfte dem Genius, wie er gewesen, zur anderen Hälfte dem Phantom galt, das sich die siegreiche Partei aus ihm gemacht hatte — aber immer doch die glorreichste Huldigung, die Frankreich jemals einem Manne, der nur im Reiche der Ideale und der Vorstellungen, aber nie auf Erden ein Eroberer gewesen, dargebracht hat. Aus allen Teilen Frankreichs waren Menschen herbeigeeilt, um dieser Apotheose beizuwohnen: Bewunderer Voltaires, Anhänger seiner Ideen, Neugierige: ein großer Teil der Nationalgarden, die aus der Umgegend, bis von Varennes her, dem Wagen Ludwigs XVI. gefolgt waren, um jeden Versuch zur Rettung des Gefangenen zu verhindern, hatte Paris noch nicht verlassen. Ihretwegen beschlossen die Behörden, am 11. Juli, wie es angekündigt worden war, die Leiche Voltaires von den Trümmern der Bastille, wo sie ihre erste Rast in Paris gehalten, nach dem Pantheon zu führen; denn der Himmel war trübe, ganz mit Wolken bezogen, und ein heftiger Regen fiel während des Vormittags.

Erst gegen zwei Uhr nachmittags, im Kampf der Sonne mit den Wolken, setzte sich der gewaltige Zug in Bewegung. Blumen bedeckten den Boden, dreifarbige Fahnen wehten von

den Häusern. Aus den Steinen der zerstörten Zwingburg hatte man einen Felsen aufgetürmt, mit den Symbolen der Freiheit und der Aufklärung, welche die Tyrannei und den Fanatismus in den Staub treten. „Hier, wo Dich der Despotismus in Ketten schlug, empfange, o Voltaire! die Verehrung des Vaterlandes“ — stand auf einem der Steine. An der Spitze des Zuges eine Schwadron Kavallerie, darauf die Sappeure, Tambours, Kanoniere, das Bataillon der Soldatenkinder, die Deputationen der Schulen, mit flatternden Bannern die Gewerkschaften, die Klubs. Auf einem dieser Banner war zu lesen:

„Ihr großen Götter! Tilgt von uns'rer Erde
Wer Menschenblut in wilder Lust vergießt!“

Welche Mahnung für die Pariser — wenn die Lehren der Dichter und der Weisen nicht ebensogut für die Könige wie für die Völker in den Wind gesprochen wären! Darauf erschienen die Reliefbilder Voltaires, Rousseaus und Mirabeaus im Zuge; die Arbeiter, welche mit der Abtragung der Bastille beschäftigt waren, trugen Ketten, Eisenkugeln und andere Zeichen ihres Sieges. An der Spitze der Bürger aus der Vorstadt St. Antoine sprengte bewaffnet eine Amazone einher, welche die Erstürmung der Festung mitgemacht hatte. Um die vergoldete Statue Voltaires, welche von Männern in antiken Kostümen aufrecht gehalten wurde, hatten sich die Deputationen der Theater gesammelt; einem kostbaren Kasten, der die siebenzig Bände seiner Werke in der Ausgabe von Beaumarchais enthielt, folgten die Gelehrten und Schriftsteller. Zwölf weiße Rosse, in drei Reihen, zogen den mächtigen Wagen mit dem Katafalk. Es war ein Porphyrsarkophag in antiker Form, der sich auf drei Stufen erhob; oben ruhte in der Stellung eines Schlummernden Voltaire im marmornen Abbild. Altrömisch gekleidete Männer führten die Pferde, Musikchöre wechselten mit einander im Vortrage von Hymnen. Das Ganze ein prächtiges und feierliches Schauspiel.

Allgemein wurden die gewaltigen bronzenen Räder des Wagens bewundert. „Gute Räder,“ sagte ein Pariser Bürger zu seinem Nachbar. „Freilich,“ antwortete der, „sie zermalmen den Fanatismus.“ Und wie zur Bestätigung dieses Ausspruchs las man auf den Seiten des Sarkophags, den Genien mit gesenkten Fackeln und scenische Masken schmückten, die Worte: „Er rächte Calas, La Barre, Sirven und Montbailly. Dichter, Philosoph, Geschichtschreiber, gab er dem menschlichen Geiste einen mächtigen Aufschwung. Er hat uns zur Freiheit vorbereitet.“ Hinter dem Wagen eine unabsehbare Menge: Abgeordnete der Nationalversammlung, der Gemeinderat von Paris, die verschiedenen Gerichtshöfe, die Veteranen — den Beschluß bildete wieder eine Schwadron Reiter. Unermeßlicher Jubel, sobald der Sarkophag nur in der Ferne sich zeigte — ein „Es lebe Voltaire!“ das in der Luft zu schweben schien und von den Klängen der Musik getragen wurde, stundenlang ertönend ohne Nachlaß, immer mit gleicher Stärke — Blumen und Kränze auf dem ganzen Wege, der über die Boulevards, den Platz Ludwigs XV., an den Tuilerien, dem Palais Royal vorbei, nach dem Quai der Theatiner ging. Der erste Haltepunkt war vor dem Opernhause — seit 1802 ist es das Theater der Porte Saint-Martin — gewesen: Pandora, der Tempel des Ruhms, Simson — die Titel der drei Operntexte, die Voltaire geschrieben, standen in goldenen Buchstaben, von Blumenguirlanden umrahmt, auf der Front des Hauses. Die Sänger und Sängerinnen hatten sich davor aufgestellt und stimmten bei dem Herannahen des Wagens einen Hymnus zu Ehren des Dichters an. Aber die ergreifendste Scene spielte sich natürlich vor dem Sterbehause dessen ab, der im Tode und über den Tod triumphierte. Vier hohe Pappeln vor dem Hause waren mit Eichenlaubkränzen zu einem grünen Blätterdom verbunden, hoch oben schwebte eine Krone von Rosen.

„Sein Geist ist allenthalben, aber sein Herz ist hier“ — lautete die Inschrift über der Hausthür. „Ach!“ rief eine Frau aus dem Volke, als sie diese ihr unverständlichen Worte gelesen, „sein Herz, das ist die Frau von Villette.“ Gegenüber dem Hause hatte man eine Tribüne im Halbrund errichtet; schöne Frauen, junge Mädchen saßen und standen darauf, alle in Weiß, mit blauseidenen Gürteln, Rosenkränze in den Haaren. Als der Katafalk durch die Ehrenpforte geleitet wurde, senkte sich die Blumenkrone auf das Marmorbild. Frau von Villette, in Thränen gebadet, und doch mit einem Lächeln freudigen Stolzes um die Lippen, ihr Töchterchen an der Hand, trat an den Sarkophag und hielt eine Weile den kalten Marmor umarmt. Ein Orchester mit antiken Instrumenten, die „von den Reliefs der Trajanssäule kopiert waren,“ spielte einen Festmarsch und der Zug wandte sich weiter nach der Straße Dauphiné. In der Abenddämmerung war er vor dem Theater der Nation, dem heutigen Odéon, als ein stürmischer Platzregen ihn unterbrach. Wer konnte, flüchtete sich vor dem Unwetter in die Vorhalle des Theaters, große Feuer wurden angezündet, um die Kleider zu trocknen; so gut es gehen wollte, suchten die Sänger und die Musiker durch den Vortrag der Chöre aus „Simson“ die Stimmung zu heben. Als der Regen nachgelassen, wurde dann, schon in der Dunkelheit, der Sarkophag die Stufen des nahgelegenen Pantheons hinaufgetragen.

Diejenigen aber, welche geglaubt hatten, daß dies der fünfte und letzte Akt des Schauspiels Voltaire sein würde — ein heroisches Drama nannten es die Bewunderer, eine elende, nichtswürdige Posse die Gegner — sollten, wenn auch spät, des Irrtums überführt werden. Dreiundzwanzig Jahre später, in einer Mainacht 1814, unmittelbar nach der Rückkehr der Bourbons, zeigte es sich, daß die Apotheose des 11. Juli 1791 nur ein vierter Akt gewesen. Der fünfte Akt endete, wie es

Voltaire beständig gefürchtet hatte, auf dem Schindanger. Während der französischen Republik, unter dem Kaiserreich Napoleons, war von Voltaire nur wenig geredet worden, sein Sarkophag in den Gewölben des Pantheons war eine von den vielen tausend Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, die der Fremde besichtigte: nichts mehr. Nachdem aber Ludwig XVIII. wieder den Thron seiner Väter bestiegen, schlug diese Gleichgültigkeit der Menge hier in Liebe, dort in Haß um. Die Royalisten, die Frommen, die Adeligen und die Priester, die aus der Verbannung heimkehrten, fanden es beleidigend für sie und lästerlich für Gott, daß die Gebeine der größten Feinde des Throns und des Altars, Voltaires und Rousseaus, in dem Heiligtum der Schutzpatronin von Paris aufbewahrt bleiben sollten. Schon im April berieten die Entschlossensten, wie sie daraus zu entfernen wären. An der Spitze dieser Verschwörung standen der Königliche Münzdirektor Puymorin und einer seiner Vettern gleichen Namens. Ob sie nun die ausdrückliche Erlaubnis der Regierung und der kirchlichen Behörden zu ihrer Frevelthat erhielten, ob diese nur, die Augen zudrückend, die Fanatiker handeln ließen: genug, in einer Mainacht stiegen sie in die Gewölbe des Pantheons, öffneten die Särge Voltaires und Rousseaus, warfen die Gebeine in einen Leinwandsack und schlichen mit ihrem Raube davon. Es waren ihrer fünf oder sechs. Vor dem Tempel erwartete sie ein Wagen. Sie fuhren langsam nach der Barrière de la Gare, gegenüber von Bercy. Dort lag ein weites wüstes Feld, das der Stadt gehörte, von einem Bretterzaun umschlossen. Ursprünglich war es zu einer Niederlage für Steine und Holz, die auf der Seine daherkamen, bestimmt gewesen, aber man hatte den Plan wieder fallen lassen. Kehrichthaufen, Scherbenberge bedeckten das Gefilde; umher nichts als ein paar elender Branntweinschenken. In der Mitte war eine tiefe Grube gegraben und mit ungelöschtem

Kalk angefüllt worden. Eine Anzahl Männer standen darum, den Wagen erwartend. Schweigend warfen sie den Sack mit den Gebeinen Voltaires und Rousseaus in die Kalkgrube; es war zwei Uhr morgens. Dann schütteten sie Erde darauf, stampften sie fest, und als es schien, daß die Stelle nicht mehr zu erkennen wäre, sagte Puymorin: „Wollte es doch Gott gefallen, daß man mit den Resten dieser beiden gottlosen und revolutionären Philosophen auch ihre verderblichen Lehren, ihre abscheulichen Bücher für immer vernichten könnte!“

Erst im Januar 1864 hat Paul Louis Jacob der Bibliophile diese Geschichte aus seinen Jugenderinnerungen erzählt; er hatte sie aus einem unwiderlegbaren Munde, von Puymorin selbst erfahren. Aber es ist klar, daß auch die andern Mitwisser nicht ein vollkommenes Stillschweigen bewahrten, und so lief denn ein dunkles, unbestimmtes Gerücht von dem Raube der Gebeine Voltaires seit 1822 durch die gebildete Gesellschaft Frankreichs. Auf diese Thatsache gestützt, bezweifeln die Herausgeber der neuesten Voltaire-Ausgabe „Oeuvres complètes de Voltaire“ (Paris, Garnier frères 1877—1885) die Erzählung des Bibliophilen Lacroix, sie erscheint ihnen zu romantisch. Nach ihrer Meinung hätte die Geistlichkeit selber, der das Pantheon durch eine Königliche Ordonnanz vom 12. Dezember 1821 als Kirche der heiligen Genoveva zurückgegeben worden war, die Entweihung der Särge Voltaires und Rousseaus verübt. Wohin sie die Gebeine geschafft, lassen die Herausgeber im Dunkeln. Aber hätten die Geistlichen der Kirche sich wirklich eines solchen Frevels schuldig zu machen gewagt? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß Fanatiker, unmittelbar nach dem Zusammensturz des ersten Kaiserreiches, eine solche That vollführt? Daß die öffentliche Meinung in Paris sich erst im Jahre 1822 mit den Resten Voltaires und Rousseaus, die sie in der Gruft des Pantheons bis dahin für wohlgeborgen gehalten, zu beschäftigen anfing, erklärt sich

einfach durch die Rückgabe des Pantheons von seiten des Staats an die Geistlichkeit: das Mißtrauen wurde dadurch wach. An die Regierungen Ludwigs XVIII., Karls X., Louis Philippes wurden die verschiedensten Anfragen in dieser Sache gestellt, es kam zu Interpellationen in der Abgeordnetenkammer: einstimmig versicherten alle Minister, die konservativen wie die liberalen: es sei alles in der schönsten Ordnung, jedermann könne sich davon überzeugen, wenn er im Gewölbe der Kirche die wohlerhaltenen und festgeschlossenen Sarkophage der beiden großen Männer betrachte. So kam es, daß die Erzählung Jacobs des Bibliophilen keineswegs allgemeinen Glauben fand; man nannte sie die Erfindung eines Phantasten. Da erschien, allen unerwartet, ein letzter Zeuge auf dem Platz, der die Frage endgültig entschied: das Herz Voltaires.

In seiner vergoldeten Silberkapsel war das Herz Voltaires hin und her aus der Trödelkammer des Schlosses Villette nach dem Hause an der Ecke der Straße Beaune und von dort, als die Marquise von Villette nach dem Tode ihres Mannes die Wohnung verließ, nach der Straße Vaugirard getragen worden. Die Marquise hatte ein kleines Voltaire-Museum gesammelt, das sie noch als alte Frau in guten Stunden ihren Freunden zu zeigen pflegte. Diese Erbschaft fiel an ihren Sohn, den letzten Marquis von Villette, der auf seinem Sterbebett, da er kinderlos war, am 3. Juni 1859 alle seine Besitztümer dem Bischof von Moulins vermachte. Jedermann wußte, daß hinter dem Bischof der wahre Erbe stand: der Graf von Chambord. Das Wunderkind von Bordeaux der Besitzer von Voltaires Herzen! Ein Prozeß der natürlichen Erben Villettes, der Herren von Roissy und Varicourt, wurde gegen den Bischof von Moulins angestrengt. Damals hatte Jules Janin einen geistreichen, witzigen und schwungvollen, leider aber auch flüchtigen und irrtumsvollen

Aufsatz, „Das Herz Voltaires“, geschrieben. Nach langen Verhandlungen kassierte der Gerichtshof das Testament und sprach den Klägern alle Besitztümer Villettes zu. In einer Auktion ließen diese alle Andenken an Voltaire, welche die Hinterlassenschaft enthielt, versteigern; nur das Herz nahmen sie aus und schenkten es dem Kaiser. Napoleon III. hatte den einzig richtigen Gedanken, diese teure Reliquie wieder mit den Gebeinen Voltaires zu vereinen, von denen sie niemals hätte getrennt werden sollen. Er sprach mit dem Erzbischof von Paris Darboy darüber. Ausweichend antwortete der Prälat, man müsse sich doch erst versichern, ob die Gebeine noch vorhanden wären, er wollte offenbar das Herz Voltaires nicht in seiner Kirche haben. Was keine der Regierungen Frankreichs vor ihm gethan, Napoleon III. that es. Er ließ den Sarkophag Voltaires in der Stille öffnen — der hölzerne Sarg war vollkommen leer. Darauf hin ward das Herz Voltaires, hoffentlich nach so vielen odysseischen Irrfahrten zur ewigen Ruhe, in die Staatsbibliothek gebracht, am 16. Dezember 1864, zu den unsterblichen Werken, die es geschaffen. So sind endlich Geist und Herz wieder vereint worden — ein Herz, wie keins feuriger für Gerechtigkeit und Menschlichkeit geschlagen, ein Geist, wie keiner größer in seinem Jahrhundert unter seinem Volke erschienen ist — beide vereint etwas Unvergängliches und Unzerstörbares, gerade wie der Glaube, den er und der ihn so feindselig bekämpft hatte. Am Himmel, heißt es, sei ein beständiger Kampf um das Dasein, uns aber leuchten in unbegreiflich herrlicher Harmonie alle Sterne friedlich und still.



Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.





